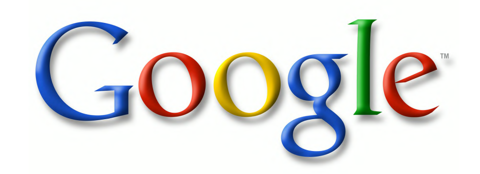




Kurt Breysig: Von Gegenwart und von Zukunft des deutschen Menschen









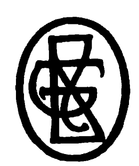




9 0

Kurt Breysig: Von Gegenwart und von Zukunft des deutschen Menschen

Kurt Breysig: Von Gegenwart und von Zukunft des deutschen Menschen



Erschienen in Berlin 1912 bei Georg Bondi

Von dem Verfasser dieser Schrift erschienen im gleichen Verlage:

Kulturgeschichte der Neuzeit
1. Band: Umrisse einer historischen Staats- und Gesellschafts-, Kunst- und Wissenschaftslehre
2. Band: Altertum und Mittelalter als Vorstufen der Neuzeit

Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte

Die Entstehung des Gottesgedankens und der Heilbringer

Die Geschichte der Menschheit
1. Band: Die Völker ewiger Urzeit

Zum Geleit

Dies Buch will nicht der Wissenschaft, es will dem Leben dienen. Stellen Gedankenfolgen, wie sie auf diesen Blättern sich reihen, eine Vorform forscherlichen Erkennens dar, so können sie das nur dann, wenn man sie frei gewähren läßt, ihnen noch nicht die strengen Regeln der Endform und gültiger Beweisführung auferlegt. Das Ziel, dem sie mit Eifer nachtrachten, ist vielmehr das Leben der Gegenwart, vornehmlich das unseres Volkes nicht anzuschauen nur, nein, auch zu bewirken.

Rufe in die Zeit sollen diese Worte sein. Nicht mit dem Gedanken der Anmaßung eines persönlichen Richteramtes: ihn kann, der hier spricht, schon um deswillen nicht hegen, weil er sich bewußt ist, sehr viele von den Anschauungen, die er heute angreift, irgendwann einmal selbst genährt zu haben, und weil ihm noch deutlicher vor Augen steht, wie bruchstückhaft bleiben mag, was er zu werktätiger Umformung des Lebens etwa selbst beizutragen vermöchte. So will wohl Wort hier Werk werden, aber wie ein Erkanntes oder Erahntes, nur zu kleinem Teile erst Erlebtes.

In Tagesblättern zuerst sind fast alle diese Erörterungen, die viel öfter Mahnungen als Darlegungen sein wollen, der Öffentlichkeit überliefert worden, zumeist in der Zeitung Der Tag. Aber da sie als ein Ganzes von Anbeginn gewollt und entworfen wurden, so ist ihnen die ursprüngliche Form bis auf wenige Änderungen gelassen worden, auch mit der Absicht, ihnen den schnelleren Schritt, das knappere Maß, und vielleicht das leidenschaftlichere Andringen ihres Ursprungs zu bewahren, selbst auf die Gefahr, daß so an ihnen manche Unebenheiten, Wiederholungen, Widersprüche haften bleiben, die ihrer ersten Form vielleicht zu verzeihen waren und die ich dennoch vermutlich erst werde tilgen können, wenn mir beschieden ist, nach Jahren oder Jahrzehnten wieder diese Wege zu durchmessen, angetan dann mit dem schwereren Rüstzeug forscherlicher Pflicht und wissenschaftlicher Verantwortung.

Mein Absehen war ursprünglich darauf gerichtet, den gesamten Kreisrand des heutigen Lebens zu umlaufen: nun ist nur von den Bezirken des Handelns, der Tat die Rede. Vom Geist und seinem Wirken zu sprechen, muß neuem Anlaß vorbehalten werden.

Mancher gute Widerhall, weniger der in einiger Ferne dort und dort, zuweilen seltsam abgewandelt, erschallt ist, als der in lebenswarmer Nähe ertönt, läßt mich hoffen, daß diese Worte nicht ungehört verklingen werden. Und sollte heute die Stunde des Umschlages, den sie zu bewirken helfen wollen, noch nicht gekommen sein, morgen wird sie sicher schlagen.

Zehlendorf-West, den 22. Januar 1912

Kurt Breysig

Losungen

Individualaristokratisch

Die Partei, die Gesellschaftsanschauung, die als die eigentümlichsten Erzeugnisse unserer Zeit angesehen werden können, nennen sich sozialdemokratisch. Der Kern der Auffassung, von der alle hier folgenden Blätter erfüllt sein sollen, ist individualaristokratisch.

Das Wort gefällt mir an sich gar nicht. Aber ich glaube, es hat den Vorzug, alle die Gedankenfolgen anklingen zu lassen, die mich in letzter Zeit zu der Meinung leiteten, daß es eine Losung auszurufen gilt, die dem sozialen und demokratischen Geist unserer Gegenwart gänzlich die Folge versagt, die aber alles andere als reaktionär oder auch nur konservativ im herkömmlichen Sinne sein will, die vielmehr aus dem freudigen Bewußtsein geboren ist: daß nicht Demokratie, nicht Sozialismus die eigentlich modernen, d. h. die eigentlich zukunftsstarken Staats- und Gesellschaftsstrebungen von heute sind, sondern der Gedanke der Persönlichkeit.

Alle Geschichte der Völker ist wie ein großes Tonwerk, das unter den schönen Zwang einer ewigen Melodie gestellt ist, beherrscht von dem laut oder leise geführten, nie aber aufhörenden Kampf zwischen dem starken Einzelnen und der Gemeinschaft. Ich sage der Gemeinschaft, nicht der Menge oder den Allzuvielen, was eine unnütze, augenblicklich sehr beliebte Selbstverständlichkeit wäre. Aber keinem Zeitalter ist von diesem Gegensatz so tief der Stempel eingeprägt wie dem unseren. Und wer nur die Oberfläche der Dinge sieht oder gar die öffentliche Meinung für einen irgend ersprießlichen Ratgeber hält, wird meinen, alle, aber auch alle Zeichen der Zeit sprächen für ein unaufhaltsames Vordringen des Gedankens der Gemeinschaft. Volksvertretungen und Parteien, die beiden sichtbarsten Werkzeuge unseres staatlichen Lebens, sind ihrem innersten Wesen nach in den Rahmen der Gemeinschaft, d. h. einer geschlossenen Gruppe gleichberechtigter Glieder, gespannt. Beide sind alt, aber unserer Zeit ist vorbehalten, mit einem berserkerhaften Eifer ihnen nach außen immer weitere Aus-

dehnung, nach innen immer folgerichtigere Einrichtungen zu geben. Die Gemeinschaft der Wähler, noch in den Verfassungen der großen Französischen Revolution sehr viel enger als die Gesamtheit des Volkes, ist auf die Ärmsten im Geist ausgedehnt und soll die Frauen und wenn irgend möglich noch die Kaum-Mündigen umfassen. Die Vorstellung, daß bei den Mehrheiten die größere Weisheit ist, der mechanischste Gedanke unserer mechanisierten Zeit, ist für alle Wahlen, für alle Beschlüsse der Gewählten, der Vertretungen selbst, die maßgebende geworden. Die viel älteren Ordnungen unserer Verwaltung und unseres Gerichtswesens haben das Kollegium, eine etwas engere, etwas aristokratischere Form der Gemeinschaft, von jeher ausgebildet: sie erhält gegen den Gedanken des Einzelbeamten und des Einzelrichters jetzt neuen und sehr wirksamen Zulauf; daß die Laienzusätze der Geschworenen und Schöffen, der Selbstverwaltungskörper und die zahllosen neuen Gebilde der sogenannten sozialen, d. h. Fürsorgeverwaltung diese Form erhalten, gilt als selbstverständlich.

Von der überflüssigsten, verbreitetsten, aber auch wirkungslosesten Gattung des heutigen Gemeinschaftskultus, dem Verein oder seiner neuen Steigerung, dem Bund, sei geschwiegen: seine nicht allzu ferne Zukunft wird über beide lächeln. Aber eine unerhört starke Ausprägung hat dieser Kultus, wie vor aller Augen liegt, in der Wirtschaft unserer Völker erhalten. Die entscheidende Bewegung, der Sozialismus, hat dem Gedanken der Genossenschaft seinen Namen entliehen und ist wahrlich nicht müßig, durch Tausende von neuen Gemeinschaftsbildungen ihm Ehre zu machen. All sein Haß, all sein Kampf gilt den starken Einzelnen: nicht etwa nur des Besitzes, nein auch der Leistung. Die sozialistische Presse nährt Tag für Tag in der blindgläubigen Menge ihrer Leser die Meinung: der Unternehmer, d. h. in neun unter zehn Fällen der geistige Schöpfer und Leiter eines gewerblichen Großbetriebes, sei das überflüssigste Mitglied seiner Fabrik. Ein Wiener Arbeiterblatt hat die bemerkenswert tiefe Meinung offenbart: die Professoren seien nur die Millionäre des Geistes, so überflüssig also wie diese.

Im Grunde einschneidender ist dennoch, daß auch die andere, die

Gegenbewegung unserer Volkswirtschaft: die der Unternehmer, die Formen der Gemeinschaft angenommen hat. Syndikate, Truste, Ringe, ja alle Großbetriebe selbst sind in gewissem Betracht sozialistischer als der Sozialismus. Denn sie bedeuten alle Hemmung, Fesselung, oft selbst Vernichtung von Bewegungsfreiheit und Unabhängigkeit bedeutender Einzelner, also von Persönlichkeit.

Gibt es aber einen Widerstand gegen all dieses? Der alte Liberalismus, er, der seinen Namen von der Freiheit des Einzelnen trägt, und der zu solchem Widerstand am tiefsten berufen wäre, ist kaum noch vorhanden. Als Manchestertum auf falschem Wege individualistisch, ist er heut in allen seinen Schattierungen fast sozialisierend geworden: die Radikalen sind halbe Sozialdemokraten, die Gemäßigten eifrige Kathedersozialisten geworden. Die alten Parteien aber, die katholischen und die protestantischen Konservativen, machen entweder, wie das Zentrum oder die Christlichsozialen, ihren Arbeiterwählern sozialistische Zugeständnisse, oder sie ziehen sich auf ihre altüberlieferten Losungen zurück, eifern wider jede Änderung an Bestehendem und denken am allerwenigsten daran, den Gedanken der starken Persönlichkeit zum Grundstein neuen Wollens zu machen. Am ehesten hat dieser Gedanke Anhänger unter den gescheiten und festen Männern, die im Großgewerbe oder im Großhandel nicht ihn lehren, sondern leben. Aber sie haben heut — eine der schärfsten Selbstverspottungen unseres Wahl- und Parteiwesens — kaum noch eine sichere Vertretung in den Parlamenten. Man muß heute schon seine Freunde sehr sorgfältig wählen, will man nicht in jeglichem Gespräch über Staat und gemeines Wesen als jedes dritte Wort das Prädikat sozial hören.

Ist aber dieser Gedanke vom Adel der starken Wirkenden und von ihrer Adelsherrschaft möglich, tragfähig, siegesfähig? Ich behaupte ja. Einmal wird die Zeit sich am Demos und seiner Herrlichkeit ersättigen, einmal wird man nicht mehr jedes Ding auf Erden auf seinen sozialen, sondern auf seinen inneren Wert prüfen wollen, einmal wird man auch laut sagen wollen, was heimlich heut jeder Wissende sagt: daß kein Gesetzesplan so gut sein könne, daß er nicht zuerst in einem Komitee, dann in einer Kommission von Räten, endlich durch eine Mehrheit des Par-

laments verdorben werden könne, daß alle Weisheit von Kollegien, Vereinen, Bünden, Kongressen, Parteien und Mehrheiten ein unversieglicher Quell von Hemmnis, Durchschnitt und Alltäglichkeit ist. Gerade das Gegenteil von dem, was der geschichtliche Materialismus der Sozialisten und der geschichtliche Kollektivismus ihrer bürgerlichen Gesinnungsgenossen verkündigen, ist die Wahrheit, die alle Geschichte laut predigt: keine große Tat ist je getan, kein großer Gedanke ist je gedacht, kein großes Kunstwerk ist je empfangen worden, es sei denn durch den Einzelnen. Sicherlich ist der Gang auch der Größten vorgezeichnet durch das innere Gesetz der Geschichte. Aber dessen Verkünder oder Vollstrecker sind nie die Massen, stets die Tiefen, Starken, Schöpferischen!

Wer dieser Überzeugung voll ist, wie sollte er nicht trachten, Wege und Ziele zu finden, die von allem dem, was diese Zeit des genössischen Geistes auf allen Gassen zu allen Stunden schreiend als ihrer und aller Weisheit letzten Schluß verkündet, weit fort führen. Welcher Art sie sind, kann heut und hier nicht mehr gesagt werden, nur dies sei jetzt schon erklärt: von allen drei großen Parteien, in die unser Volk in diesen Tagen zerfällt, kann diese Losung lernen. Vom Liberalismus, am besten von jenem frühesten, höchsten, reinsten, den Wilhelm von Humboldt fand, und der doch heut noch in der Stärke seiner Gedanken besteht, kann er leihen die Grundveste seiner Anschauungen: daß die Persönlichkeit das höchste Gut, und daß dies Gut gegen jede Gesamtheit, auch gegen die weiteste, mächtigste, gegen den Staat, geschützt werden muß. Von den erhaltenden Parteien der Konservativen, daß der Adel der Schaffenden kein besseres Vorbild der Haltung, des Willens, der Gebärde finden kann als in dem Adel der Gebietenden, die Erben sind nicht allein eines Besitzes, nein auch einer Zucht, einer Zucht des höheren Menschen, daß die stets sich erneuende Auslese der Wirkenden, der Einzelnen, doch immer einer beständigen, überlieferungssicheren Auslese der Familien als ihrer besten Bundesgenossin bedarf, daß also der Adel der errungenen Leistung den Adel der ererbten Herrentugend nicht angreifen, sondern sich zum Freunde werben soll. Von dem Sozialismus endlich — ja auch vom Sozialismus sollen wir lernen, sein Bestes: daß Armut und Elend

nicht Feinde der niederen Schichten nur, nein auch des ganzen Volkes sind, daß nicht Almosen, nur Rechte gegen sie helfen können, daß Ausbeutung des Schwachen die verwerflichste und zugleich die unsicherste Grundlage jedes Daseins der Starken ist.

Aber über alles hinaus soll dieser Gedanke leuchten: Der Große, der Schöpferische ist ein Besitz nicht allein seiner selbst, nein auch seines Volkes. Ihn und sein Werk zu sichern, ihn aus allen, auch den niedersten Schichten des Volkes aufwärts zu geleiten, ist die wesentlichste Aufgabe einer guten Ordnung der öffentlichen Dinge. Nur ihm, und auch ihm nur, wenn er seiner Meister ist, soll die volle Freiheit zufallen. Allen Mittleren soll ein mittleres Maß von Selbständigkeit zufallen, den Niederen aber soll der Frieden und das Glück der Hingebung erhalten oder wieder errungen werden, einer Hingebung, die den Folgern fast mehr Rechte gibt, als sie ihren Führern Pflichten, Pflichten der Fürsorge und Gerechtigkeit auflegt. Auch die Einung soll nicht zerstört werden, aber sie sei die einzig natürliche und fruchtbare: die zwischen einem Lenker und seinen mehreren oder vielen Folgern, sie sei Gefolgschaft, nicht Genossenschaft. Der Staat aber soll ein Hüter mehr des Stolzes und der Stärke seiner Angehörigen sein als seiner eigenen Macht, die er allzu lang und allzu einseitig bis ins Mammuthafte gesteigert hat, die nicht Menschen, sondern unförmlichen und unschöpferischen Menschen-Maschinen, sie mögen nun Ministerien oder Parlamente heißen, zufällt. Den unzerstörten Rest aber von Kraft und Kraftauswirkung nach innen und vorzüglich nach außen, der ihm verbleiben muß, dessen er bedarf, als Wahrer eines Volkstums, in dem alle Persönlichkeit wurzelt, die tiefste am tiefsten, und den Niemand ihm zu mindern wagen soll, auch ihn möge er noch verwalten, nicht im Geist der Masse und der Massenhaftigkeit, sondern der Persönlichkeit. Er möge seine Macht wieder spalten und teilen, daß ihre Träger wieder kleine Könige werden, wie die alten preußischen Landräte oder besser noch wie die Grafen unserer ältesten, unserer karolingischen Kaiser, da sie heute nur Räder sind in einem Triebwerk, das alles zermahlt und zermalmt, am meisten aber seine eigenen Teile.

Wir haben genug gehört von dem Paradieseszustand der stufenlos Gleichen. Sie würden nicht unterschiedslos Starke, Strebende, wie man uns wähnen machen will, sondern unterschiedslos Schwache, Dumpfe, Mittelmäßige sein. Adel der Schaffenden, Adel der Gebietenden, das sei die Losung.

Der Staat und der starke Einzelne

Niemand wird daran zweifeln können, daß unsere Parteien notwendige Erzeugnisse gesellschaftlicher, wirtschaftlicher, kirchlicher und schließlich auch staatlicher Schichtungen des Volksganzen sind. Aber wer ihre Lehren von dem Standpunkt irgendeiner außerhalb ihrer selbst gelegenen Gesellschaftsanschauung beobachtet, gerät in Erstaunen, wie wenig tief viele ihrer Gegensätze greifen, und gerade die, die sie mit der höchsten Schärfe hervorzukehren lieben. Sucht man dem Gedanken der Persönlichkeit Stützen in ihren Programmen, so ist der Liberalismus ihm unzweifelhaft am nächsten. Sein Name will von der Freiheit des Einzelnen ausgehen. Und ist auch der vielleicht nicht damals, aber heute falsche Gedanke des wirtschaftlichen Geschehenlassens verblaßt, so gereicht dem gemäßigten Liberalismus zum Ruhm, daß er allem Ansturm der aufgeregten Arbeiterklasse zum Trotz mit Festigkeit das Recht der Führung der Massen da behauptet hat, wo es ihm nahe ist: in den Bereichen von Großgewerbe und Großhandel. Aber die von ihm so hart befehdete Staatsanschauung der erhaltenden, der konservativen Parteien verfolgt in Wahrheit das gleiche Ziel: sie will den Landwirten höherer Stufe das Recht wahren, ganzen Verbänden von Mittleren und Niederen vorzustehen, und sie nimmt kraftvoller als der gemäßigte Liberalismus das Recht dieser Starken in Schutz gegen die Allmacht des Staates. Was Bismarck in seinen Gedanken und Erinnerungen für die Freiheit der Männer seines Standes gegenüber dem Beamtentum gesagt und gefordert hat, ist im tiefsten Sinne liberal. Großes hat auch der radikale Liberalismus uns Allen errungen. Er hat dem alten Staat die geistige Frei-

heit abgezwungen, ohne die wir heute nicht atmen könnten. Sie ist in so weiten Grenzen sichergestellt, daß hier kaum zu fordern übrigbleibt, außer etwa in den Dingen des Glaubens, in denen die Staatsmacht in einem Grade für die Kirchen eingesetzt ist, der der freien Gläubigkeit selbst kaum dienlich ist und denen, die außerhalb von Kirche und Glauben stehen, nur den entwürdigenden Zwang einer öffentlichen Lüge auferlegt.

Nicht auch soll heute darüber gehadert werden, was der Staat im handelnden Leben durch das Zuviel einer ungeheuerlich angeschwollenen Regierungs- und Verordnungslust dem Einzelnen an Bewegungsfreiheit nimmt. Diese Einschränkungen waren vielfach notwendig, um die Schwachen da gegen die Starken zu schützen, wo solcher Schutz der Erwerbsgier der überlegenen Einzelnen Zaum und Zügel anlegen mußte. Heute greifen im Bereich von Handel und Gewerbe in die berechtigte Selbständigkeit der Führenden schwerer ihre eigenen Genossenschaften ein, durch die sie sich selbst zusammengeschmiedet haben.

Doch der Staat ist ein Feind des Einzelnen heute viel weniger durch seinen Druck und seine Übermacht als durch seine gleichmacherischen Wirkungen und seine genossenschaftlichen Ordnungen. Er ist die größte, die stärkste und die rücksichtsloseste der ungeheuren Menschenmaschinen, in denen und mit denen wir heute den Einzelnen aus einem Menschen zu einem Rade machen. Man schilt so viel auf den Sozialismus und seinen Zukunftsstaat und sieht nicht, wie der heutige Staat schon vier Fünftel aller sozialistischen Gedanken erfüllt. Die Erziehung, der Unterricht, um beim Anfang anzufangen, sind bis ins letzte hinein gleichmacherisch. Kein Rest von Freiheit eigenen Schaffens ist dem Lenker einer Schule gelassen, geschweige denn dem Lehrer. Es ist schlechthin lächerlich, die heutigen Schulpolitiker davon reden zu hören, was sie der Individualität der Lehrer für Zugeständnisse gemacht hätten. Noch die Gymnasialdirektoren der guten alten Zeit besaßen eine goldene Freiheit des Wirkens im Vergleich mit ihren heutigen Nachfahren.

Nicht für die ersten Zeiten, in denen die Übergänge langsam angebahnt werden müßten, aber für die Zukunft würde ich gerade in

diesem Betracht vor den radikalsten Forderungen nicht zurückschrecken. Die zwei, drei Versuche eigener neuernder Unterrichtsweise, die heute sich ans Tageslicht wagen und von der offiziellen Schule wie schädliches Gewürm bekämpft werden, müßten sich bis zum Zehnfachen vermehren, nicht zwei, drei, sondern zwanzig, dreißig neue Schulformen müßten erprobt werden. Es müßte soweit kommen, daß man jedem Schulleiter bis auf ein unerläßliches Mindestmaß von gemeinsamem Unterrichts- und Erziehungsgut volle Macht gäbe, zu tun und zu lassen, was ihm in den Sinn kommt. Man müßte den Gedanken haben: wir haben zu diesem Manne das Vertrauen, daß er eine Schule leiten kann, also wollen wir ihm auch das letzte Vertrauen schenken, daß er als ein freier Schaffender das Rechte trifft.

Auf den Hochschulen ist die Einförmigkeit noch nicht so weit vorgedrungen wie auf den Mittelschulen. Die Widerspenstigkeit der Forscher, die dort zu unserem Glück die Lehrer sind, leistet Widerstand. Aber der Staat drängt auch hier auf ein Höchstmaß von Gleichheit und Unpersönlichkeit. Er spricht zu der Hochschule: Ich brauche jährlich 522 Pfarrer, 677 Ärzte, 788 Richter, 133 Oberförster, 917 Oberlehrer; liefere sie mir möglichst gleichmäßig zugerichtet, hoble ihnen jede eigene Kante, die etwa auf dem Gymnasium stehen geblieben sein könnte, fort und sorge, daß sie einem korrekt ausgezahnten Uhrrad so ähnlich wie möglich sind!

Die juristischen Fakultäten mögen von dem üblen Ideal französischer Fachschulen nicht mehr weit entfernt sein: sie überladen ihre Schüler mit Einzelstoff, machen ihnen dadurch immer schwerer, allgemeine Studien zu betreiben. Die beste Weise herrscht noch immer, wie bisher, in der philosophischen Fakultät, die Magd und Königin aller ist. Der unzerstörbare Idealismus unserer Oberlehrer, die bisher und öfter als die Studierenden aller anderen Fächer nicht Zurichtung für ein Amt, sondern Wissenschaft begehren, findet hier noch die Nahrung, die er sucht und er mag bewirken, daß unsere Gymnasien und Realschulen nicht schon viel schlimmerer Verödung anheim gefallen sind.

Die hohen Schulen selbst sind zu Mammutmaßen angewachsen, die allem stillen und eigenen Wachstum schädlich sind. Daß die Univer-

sität in Berlin heut an 10000 Studierende zählt, ist fast ebenso unnatürlich wie die Größe des menschenverschlingenden Babylon Berlin selbst. Vielleicht, daß eine spätere Zukunft auch hier Spaltung und damit nicht weniger, sondern mehr Leben schafft. Mich dünkt: ein einzelner Forscher, der für sich auf stillem Hof säße und zehn, zwanzig junge Strebende drei oder vier Halbjahre lang in sein Handwerk einführte, wäre ein besserer Lehrer und freilich auch Erzieher, als diese betäubende Menge sich durchkreuzender Stundenlehrer, vor der der junge Studierende heute ratlos steht und von deren jedem er bestimmende Einwirkung erfährt.

Kein Zweifel, die heutige Form des Unterrichts ist ein in sich kostbarer und äußerst folgerichtiger Mechanismus, den wiederum der größere und noch folgerichtigere Mechanismus des Staates fordert. Aber eben diesen selbst gilt es wieder zu gliedern, zu teilen und dadurch lebendiger zu machen.

Unser Staat ist zu groß. Ein neuer Partikularismus muß wieder aufleben, und er kann es, weil der alte tot und für immer tot ist. Unsere Staats-, unsere Reichseinheit ist für alle Zukunft gesichert. Kommt man aber in die Registratur irgendeines unserer Ministerien: wieviel deutsches Land findet hier das Grab einer ertötenden Einförmigkeit. Und auch dadurch soll man nicht irre werden, daß Einzelne hier so große Macht sammeln. Diese Macht ist übergroß: sie ist nicht durch Kraft der Persönlichkeit errungen, sondern durch die umgebende Maschinerie, Staat geheißen, deren Kurbeln freilich eine Hand leicht in Bewegung setzen kann. Der Grundsatz müßte sein: kein Einzelner darf mehr beherrschen, als er durchdringen kann. Fast alle unsere Ministerialräte beherrschen mehr, als sie durchdringen können, von den Ministern ganz zu geschweigen, die aber, weil sie im Grunde weniger Macht haben, auch nicht so viel Schaden anrichten können. Und Schaden verursacht hier selbst der Beste: durch die Einförmigkeit seines Entschließens, Befehlens.

Deutschland, Preußen hat natürliche Einheiten: es sind die Landschaften. Die preußischen Provinzen, in Baiern das baierische und das fränkische Land, die Pfalz, alle Mittelstaaten sind diese Einheiten.

Sie werden wieder emportauchen aus der heutigen Hochflut der überdeckenden Einförmigkeit des Großstaats. Ein Beispiel liegt mir besonders nahe: das der Hochschulverwaltung. Hätten wir da, wo heut die totgedrückten Kuratoren stehen, mächtige Leiter des Hochschulwesens jeder Provinz: es wäre ein unvergleichlich gesünderer Zustand. Mir klingen noch die Worte Treitschkes im Ohr: In manchem Stück ist der Partikularismus doch notwendig; es wäre ein schlechthin furchtbarer Gedanke, wenn es in ganz Deutschland nur einen Althoff gäbe. Wenn dies der begeisterte Unitarier sagte, wie wahr muß es sein. Und dieser Todfeind des Partikularismus sprach für seine Nützlichkeit gerade in dem Bezirk, den er am besten überschaute; die Vermutung liegt nahe: er hätte auch sonst anders gesprochen, hätte er die anderen ebensogut gekannt.

Diese Landschaftsverwaltungen, unter denselben Einzelbeamten, die sie heute leiten, den Oberpräsidenten, könnten durch den Machtzuwachs nach oben stark genug sein, auch wenn sie nach unten weniger regierten; sie müßten die Hüter einer landschaftlichen Eigenkultur werden, die uns von Tag zu Tag mehr zu entschwinden droht. Die Regierungen, ein unnützes und letzten Endes ungeschichtliches Gebilde, könnten schwinden. Der Landrat aber, das schönste, freieste, stärkste Amt, das es in der deutschen Staatsverwaltung gibt, soll nicht nur bleiben, nein noch mächtiger werden, wieder durch Machtzuwachs nach oben, nicht nach unten. So würden nur die ältesten Ämter der deutschen Geschichte bestehen bleiben, gleich als ob unser Volk und der Zwang der Dinge immer wieder zu den gleichen Einheiten zurückkehren müßten: zu Gau und Landschaft, zu Grafen- und Herzogsamt! Wollte man dann in der Rechtsprechung wie in der Verwaltung die Kollegien ausrotten, überall Einzelbeamte, Einzelrichter an ihre Stelle setzen, d.h. die heut schon bestehende, nur tausendfach maskierte und gehemmte Wahrheit auch äußerlich hervortreten lassen, so wäre der Sache der Persönlichkeit schon unendlich viel gewonnen. Alle Torheit der Mehrheiten, alles Überstimmtwerden der wahrhaft Zuständigen, weil allein Schöpferischen, alles feige Verkriechen hinter der Körperschaft würden schwinden.

Die nach oben mit richterlicher Freiheit ausgestatteten Beamten würden selbst Eigenere werden und würden nicht mehr danach trachten, den Druck, den sie von oben empfinden, nach unten vermehrt weiterzugeben. Sie würden eher lernen, über Freien, Starken ihres Amtes zu walten. Gegen Willkür aber sollte nicht der Beschwerde, sondern der Klage bei den Richtern der Weg offen gehalten werden. Durch die stolze, unabhängige Stellung der gebietenden Beamten ebenso wie durch die Gliederung des Staatskörpers, die Belebung der landschaftlichen, der Stammeseigenart würde man innerhalb wie außerhalb des Staates Besonderheit des Einzelnen pflegen, Besonderheit des Einzelnen mehren.

Den wirtschaftlich Tätigen wird man nur leise fördern können und noch leiser nur den geistig Schaffenden. Der Staat ist eine viel zu plumpe und zu mechanische Einrichtung, als daß er mehr anstreben könnte, als zugunsten des Geistes äußere Hindernisse zu beseitigen. Einige der Wohltaten, die der Staat heute nur allzu freigebig unter seine Bürger verteilt, sollte er besser aus der Welt verschwinden lassen: so namentlich die Titel, die gegenüber der wenigstens nicht unwahren Amtsbezeichnung in der Regel ein Höheres vortäuschen — wer ist nicht heut alles Professor, Geheimrat — und noch schneller die Orden, das Kinderspielzeug der Greise. Das heutige konstitutionelle Deutschland, das diese Narretei erst ausgebildet hat, sollte sich schämen vor dem alten absolutistischen, das zu Anfang ganz ohne sie auskam. Durch derlei Krücken stärkt man nicht, sondern lähmt man die Kraft, das Eigenbewußtsein des Einzelnen. Gewiß soll Stufung sein und jede Form der Vornehmheit ist zu fördern: aber nicht mit so billigen Mitteln. Ein großer Forscher und Schriftsteller der alten Generation setzte mir einmal auseinander, warum er gern Geheimrat heiße: seinen Dienstboten gegenüber und auf Reisen. Ich würde sagen, gerade im Haus, gerade auswärts sollte der Mann durch die eigenen Mittel seiner Persönlichkeit sich Geltung und Ansehen verschaffen. Orden aber — ist es denn nur immer noch nötig, gegen sie zu sprechen? Die Verständigen behaupten schon heute, sie verschmähten sie, freuen sich aber innerlich sehr an diesem glitzernden Busenschmuck, die ältere

Generation ist unverhohlen stolz darauf und reine Narren unter den Jüngeren trachten danach, den serbischen Takowa-Orden oder den montenegrinischen Orden von der Unabhängigkeit für ihre unabhängige Brust zu erwerben. Die Wahrheit ist, daß jedes solche Surrogat des Eigenstolzes dem Ich Kraft entzieht, nicht zufügt. Die geistig Schaffenden, die zufällig auch staatliche Stellungen von Rang einnehmen, können allein wirksam helfen, uns von diesem Unwesen zu befreien, das viel mehr seelischen Schaden anrichtet, als die zwerghafte Kleinheit der Sache vermuten läßt. Denn die hohen Beamten und Offiziere, die das Richtige erkennen, dürfen ihre Meinung nicht an den Tag legen. Auf die Fürsten wird man in dieser Sache nicht so schnell rechnen dürfen: der Orden ist ein allzu bequemes Mittel, Menschen gefügig zu machen. Zuletzt aber sollten auch sie begreifen, daß hier weder Preis noch Sache eigentlich rühmlich sind. Durch eines aber kann der Staat auch die zarteste und freieste Geistigkeit hegen und fördern: durch äußere Sicherstellung. Wann wird unser Volk sich darauf besinnen, daß es den Meistern der Kunst, der bildenden wie der redenden, einen Sold schuldig ist, der nicht ihrem Behagen, sondern ihrer Schaffensfreiheit dienen, der ihnen Unabhängigkeit von dem Druck des öffentlichen Geschmacks bringen soll, der in der Regel noch eher zwei Grad törichter ist als die öffentliche Meinung. Kein Mäzenatentum, so wünschenswert es an sich ist, verletzt so wenig den Stolz des Empfängers wie ein Jahrgehalt des Staates, auf Lebenszeit verliehen. Regelmäßiger und tiefer greift bestehendem Herkommen nach der Staat durch ein weitläufiges Ämterwesen in die Forschung ein. Er ist hier sachlich ebenso unzuständig, aber seit langem zu helfen gewohnt. Und wo es sich um Entscheidungen handelt, da sollte für Forschung wie Kunst der eine Grundsatz allen anderen voranstehen, daß es gilt, dem Schaffenden, Schöpferischen zu Hilfe zu kommen; das will sagen, daß nicht irgendein Sachzusammenhang, irgendeine Überlieferung entscheiden darf, sondern nur das persönliche Vermögen. Die Überlieferung wird immer gegen die Neuerung, die Sache gegen den Mann auszuspielen sein, und den Staatslenkern, die hilflos rufen: Aber hier sehen wir ja nur einen, den Urheber des Werkes selbst, der

für das Werk steht; dies ist uns zu subjektiv — ihnen sollte man sagen: Gemach, die Subjektivitäten von heute waren noch immer die Objektivitäten von übermorgen, und die Objektivitäten von heut sind die Subjektivitäten von ehegestern. Schaut nur den Mann an, der für sein Werk spricht, und murmeln die Greise dagegen, dann tretet erst recht auf seine Seite.

Eine große Pflicht aber hat der Staat gegen alle Wirkenden: er fördere ihre Auslese, ihr Emporkommen, aus allen, auch und gerade aus den niedersten Schichten des Volkes. Wollt ihr die Massen nicht regieren lassen, so gebt doch jedem Fähigen, er sei auch wer er sei, das Recht auf Schaffen. Und man lasse endlich von der alten Ammenweisheit: der Starke würde durch Hindernisse, Unglück, Entbehrung nur erst recht gefestigt. Habt ihr je gezählt, wieviel gute Wanderer am Wege liegen blieben? Oder wie viele sich in ein ruhevolles Amt oder in eine der Zunft oder gar dem Publikum genehme Mittelmäßigkeit des Wirkens flüchteten, weil ihnen Kraft und Mut für den eigenen Weg versagten?

Alle aber, die sich als Eigene, als Meister in ihrem Werk erwiesen haben, sie sollten in den hohen Rat des Reiches eingereiht werden, der noch nicht besteht, der aber einmal auf den Stühlen derer sitzen wird, die heute nach Wahl der Masse und der Mehrheit, das heißt der Mittelmäßigkeit und Unkraft sich gebärden als das, was sie nicht sind, als die Ersten, die Schaffenden, die Zeugungskräftigsten des Volkes.

Adel und Persönlichkeit

Dies ist die folgenschwerste Entscheidung, vor die eine Gesellschaftsanschauung, die Wert und Kraft des starken Einzelnen zur Grundlage aller ihrer Gedanken und Forderungen machen will, gestellt wird: soll sie die Vererbung gesellschaftlicher Vorzüge anerkennen oder nicht? Denn so viel ist leicht zu ermessen, es ist eine Kluft befestigt zwischen dem Rang des Schöpferischen, der ein Werk, sei es nun Tat oder Gebild, gewirkt hat, und dem Gewichte dessen, dem

Leistung oder Macht des Ahnen einen Platz in den höheren Schichten einer auf Erbgang gestellten Gesellschaft als Vermächtnis hinterließ. Eine im reinsten Sinne aristokratische Sehweise ist denkbar, die dem Einzelnen, der sich selbst Eroberer von Rang und Vorzug ist, jedes Recht wird zubilligen, dem Erben aber, der im Grunde nicht zuerst eine Persönlichkeit, sondern eher eine Familie, die Folge von Nachfahren eines Starken vertritt, jedes Vorrecht wird aberkennen wollen. Und noch offener liegt zutage, daß alle Umwälzungsbestrebungen von Rousseau bis zum Liberalismus, bis zum Radikalismus, ja selbst bis zum Sozialismus im Grunde nur einen Ausgangs-, einen Zielpunkt haben: die Abschaffung der Vererbung gesellschaftlicher Vorzüge. Nur daß eine Zeitlang diese Bestrebungen sich an der Aberkennung staatlicher Bevorzugtheit genügen ließen, später gegen den geselligen Rang dieser Erben Sturm liefen, endlich auch das Recht ihres Besitzes in Zweifel zogen. Der Adel ist von je der am härtesten bestrittene Teil der durch Geburt Bevorzugten gewesen, weit mehr als etwa das höhere Bürgertum: er besitzt alle drei befehdeten Erbstücke, und er ist, was mehr besagt, der bei weitem festeste und stärkste Verteidiger der angegriffenen Stellungen.

Die Beweggründe dieser demokratischen und sozialistischen Feinde des Adels brauchte ein aristokratischer Gegner der erblichen Bevorzugung nicht zu teilen, ja, er könnte sie von Grund aus verwerfen und wäre doch nicht genötigt, auch nur einen Schritt zurückzuweichen. Er würde Werk und Leistung des Einzelnen mit leidenschaftlicher Ausschließlichkeit zum einzigen Maßstab gesellschaftlicher Wertung machen und erklären: nun wohl, meint ihr Erben des Ranges, der Macht, des Besitzes eurer Väter, ihr wäret auch Erben ihrer Kraft, so bleibt euch ja die Bahn frei, auch wenn man euch eure Vorrechte genommen hat: erhaltet euren Geburtsabschluß, woran euch niemand hindern kann: aber erweist euch im Wettlauf.

Und dennoch würde hier ein tiefer Irrtum begangen. Die Eigenschaften, die Adel allein verleihen und erhalten kann, sind solche, die nur in der Sicherheit stetiger Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht gedeihen können, die wohl Kraft bedeuten, und zwar unschätz-

in der nicht tausendfach befohlen werden muß, und in der man des herrscherlichen Geistes als vornehmsten Werkzeugs aller Kunst der Menschenlenkung wird entbehren können. Aber die vornehme Gebärde hat ein Königreich, das sehr viel weiter reicht als das des Instinktes der Vornehmheit. Ihre Wirkung macht nicht halt an den Grenzen des gesellschaftlichen, des handelnden Lebens, sie greift weit hinüber in die Bezirke des Geistes, der Kunst. Die erlesene Gebärde, geboren wie die Kunst aus dem schönen Zwang zur Form, ist in Wahrheit Quell und Wurzel und Ursprung aller Schönheit, des Lebens wie der Kunst. Wohl ist sie zuerst Ausdruck und Mittel des herrscherlichen Geistes selbst, aber was sie hervorbringt, ist unsäglich viel mehr und unsäglich viel zarter. Alles Schrittmaß, das die Kunst der Bewegung, sei sie Tanz oder Spiel oder Schau, unmittelbar, die tönenden und bildenden Künste mittelbar beherrscht, ist nur Ausfluß und Regel der Gebärde. Noch Zier- und Baukunst sind zu empfinden als fortgesetzte Gebärde, da Malerei und Bildnerei sie ohne allen Umweg widerspiegeln. Aber schaffen Kunst und Künstlertum sie aus sich? Mit nichten, sondern als treue Nachahmer oder als starke Steigerer des Lebens. Kein Alter großen Kunstaufschwunges von Gotik und Renaissance bis zu Rokoko und Klassizismus ist gewesen, das nicht auf dem Grunde einer neuen und starken Geste des lebendigen Lebens erwachsen wäre. Und immer eines adligen Lebens. Es kam das Bürgertum der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, und aller Jammer eines dünnen, schlaffen Realismus ward geboren, und es kam der Sozialismus, und die Armeleutekunst des Naturalismus ward uns geschenkt, über deren raschen Verfall wir heute erleichtert aufatmen! Alle Hoffnung auf das Kommen eines neuen aristokratischen Zeitalters hat keine bessere Stütze, als daß heute in aller bildenden, aller redenden Kunst sich wieder Stil und Stärke, Form und Zucht über die knechtische und zuchtlose Widerspiegelung der Wirklichkeit hebe. Aber dies ist zu sagen, daß diese adlige Kunst nie zu ihren Zielen kommen wird, wenn nicht eine adlige Gebärde des Lebens ihr zu Hilfe kommt. Und Bohème und Gebärde sind letzte, äußerste Gegensätze, wenngleich sich heute selbst bei den Zigeunern der

Kunst der Gedanke zu regen scheint, daß der Sozialismus so wenig wie der Naturalismus aller irdischen Weisheit letzter Schluß ist! Adel ist uns not, nicht allein um der Herrschaft, nein, auch um der Schönheit willen. Und wenn der Adel heute in diesem wie in manchem anderen Stück geistiger Gesittung zurückbleibt, nur sich zu erhalten, nicht sich zu erneuern, sich umzuschaffen versteht, so ist das dem heute lebenden Geschlecht unseres Adels ein Vorwurf, nicht aber ein Beweis gegen den Adel überhaupt. Dies ist nur wie sehr viele andere gleich beklagenswerte Erscheinungen ein Bild der Zeit, Urkunde und Zeichen einer allgemeinen Erschlaffung des Sinnes für Form und schönen Zwang des Lebens und aller Spiegelungen des Lebens. Hat doch diese Erschlaffung selbst die Fürsten ergriffen, und Herrscher und Herrscherinnen seufzen aus dem ihnen so wohl anstehenden Gesetz streng umschriebener Regel für Fest und Alltag nach der in unseren Tagen zu höchst gepriesenen Unform hemdsärmeliger Bürgerlichkeit.

Beide aber, der Instinkt wie die Gebärde der Vornehmheit, haben dies gemein: sie sind gebunden an ein Voraus wirtschaftlicher Gesichertheit und gesellschaftlichen Ranges. Sie hängen mithin beide ab von der Vererbung wirtschaftlicher und rein gesellschaftlicher Vorzüge, die der Adel darstellt. Damit ist durchaus nicht die Forderung gegeben: daß nur in dieser Oberschicht die schöne Form des Lebens gepflegt, überall sonst vernachlässigt werde. Aber ebensowenig kann etwa der Adel überflüssig werden dadurch, daß die mittelsten oder selbst die niederen Schichten, wie heute ein edler Ehrgeiz des vierten Standes will, dieser Schönheit nacheifern. Denn immer wird dann ein Aufrücken der Höchsten nötig sein, ja, wie selbstverständlich vorausgehen. Auch dies ist eine geschichtlich vielfach erhärtete Tatsache der Gesellschaftsmechanik: das Neue, Hohe einer Bindung des Lebens zu schönem Zwang kann immer nur durch die weit voraneilende Pionierarbeit eines höchsten Standes gefunden, geschaffen werden. Alle, aber auch alle gute Gewohnheit unseres Alltagslebens, ganz wie unser tiefstes Erleben, unser Lieben mußte zuerst von der Adelsgesittung des hohen Mittelalters geschaffen werden. Und so sind wir

alle Erben des Rokoko, Erben des Klassizismus, d. h. zweier ganz adligen Kulturen. Immer wird eine Entfernung, ein Vorsprung zwischen den Ersten und den Mittleren, den Letzten einer Gesellschaft aufrechterhalten werden müssen: nicht auf Grund der Selbstsucht oder des faulen Behagens einer oberen Klasse, sondern, weil das Gesetz des Lebens selbst es so will. Die Gleichheit wäre der Tod jedes Fortschritts, wie überall sonst, so noch mehr in diesem zartesten Besitz der äußeren und der inneren Form des Einzelmenschen.

Man bemerke wohl, niemals ist hier zur Begründung des Adels eine Vererbung geistiger Eigenschaften angenommen worden, was ich nicht für zulässig halten würde. Vom herrscherlichen Instinkt aber und von der vornehmen Gebärde kann um so sicherer behauptet werden, daß sie durch Blut und Erziehung fortgepflanzt werden. Die große Macht der Frau, insonderheit der Mutter, tritt hier aus den Tiefen ihrer Wirkung in den Vordergrund. Schon um der Frauen willen darf das uralte Erbe aus den Morgenzeiten der Menschheit, die Pflege von Geschlecht und Familie durch ganze Reihen von Generationen, nicht aufgegeben werden. Einst in der Urzeit ein Besitz Aller, ist sie heute nur noch von Herrschergeschlechtern und Adel in Ehren gehalten. Die Menschheit, deren Anwälte hierin wie so oft die Frauen sind, würde sich eines ihrer ältesten und kostbarsten Güter berauben, wollte sie hieran rühren. Die Vernunft der Geschichte macht sich hier geltend: was für Alle Fessel und Schaden wäre, kann für eine Sonderschicht und insofern auch für die Gesamtheit Segen sein.

Von einem Übermaß von Vorrechten unseres Adels kann außerhalb der Witzblätter und der sozialistischen Volksversammlungen nicht die Rede sein: die wahrlich strenge Auslese aller unserer Beamten- und Heeresordnungen erfaßt auch ihn. Der Adel legt sich in Wahrheit eine doppelte Schule auf, die seiner Standeszucht und die allgemeine aller unserer Auslesevorkehrungen. Aber um so weniger wollen wir ihn missen: der Adel der Schaffenden selbst bedarf des Adels von Blut und Erbe, daß er von ihm die Überlieferung des Gebietens und der Gebärde immer von neuem erlerne. Daß die Starken von eigenen, nicht von Gottes Gnaden, je wieder, wie einst, unter die Herrschaft

der Erben und eines Erbenstandes geraten könnten, das ist eine Sorge, die man auf den Gassen mit Erfolg predigen mag: die aber, die es allein angeht, die Starken selbst, werden ihrer lachen.

Adel, Erbe, Scholle

Adel ist Gebärde, Adel ist Instinkt, doch auch ist Adel Herrschaft. Da aber keine Form der Herrschaft außerhalb der Throne sich heut vererbt, es sei denn die über Grund, über Boden und Bodenbesteller, so ist Adel Grundherrschaft. Wie seltsam, eine Weisheit könnte Geschichte uns am ehesten lehren, und wir hören sie doch so selten aus dem freilich breiten, freilich prächtigen, freilich verwirrenden Strom ihrer Rede. Diese ist es: daß auch die Dauerbarkeit, die Widerstandsfähigkeit von geschichtlichen Bildungen über ihr Recht und über ihre Vernunft entscheidet. Es gibt auch eine Auslese unter den Staatseinrichtungen, den gesellschaftlichen Ordnungen, wie es eine Auslese der Einzelnen, der Völker, der Rassen gibt. Kein Stand aber, keine Klasse aber hat so viel Kämpfe, so viel Gefahren überstanden wie der Adel. Dutzende von Staatsverfassungen sind im Laufe unserer Geschichte gewachsen, haben geblüht und sind vergangen: der Adel aber besteht, im Kern noch immer der gleiche: als Besitzer von Rang, Erziehung, Boden. Alle Adelsformen, die diese Dreiheit nicht umfassen, sind dahingeschwunden: wie viele Patriziate, Stadtadelstände, sind untergegangen: nur der Adel, der auf dem Erbe der Scholle ruht, dauert.

Nicht als Grundherren-, nicht als Besitzerstand ist der Adel emporgekommen, auch nicht als Rasse, als höheres Volk, als Blutkaste, Ausnahmen vorbehalten. Der Adel ist ein Kind des Schwertes. Er ist emporgewachsen als Kriegerstand, als Berufsstand also, oder wie man in unserem nationalökonomisch schwitzenden Zeitalter es ins Nützliche wendet, durch Arbeitsteilung. Besser angebracht wäre ein militärtechnischer Ausdruck: der Adel ist als Spezialwaffe entstanden. Durch die Geschichte der großen Königreiche des vorderen und des ferneren

Orients hallt der waffenfrohe, schlachtgewaltige Lärm der Wagenkämpfe. Streitwagen, mit Rossen bespannt und von Speeren starrend, haben den Pharaonen von Ägypten, den Königen von Assur und Babylon nicht nur, nein, auch den Herrschern am Ganges und Indus und den Großkönigen von China ihre Schlachten geschlagen. Mit 10000 Streitwagen sind die ältesten Herrscher des Reiches am Gelben Meer zu Felde gezogen. Und so die Reiter, die in Athen wie in dem Franken der Merowinger, dem Deutschland der Staufen den Kern ausmachten, aus dem der Adel erwachsen ist. Und auch wenn es zu solcher Ausscheidung nicht kam, überall, wo es galt, die Feinde mit starkem Arm zu zwingen, die Hand gebietend und herrisch über die eigenen Volksgenossen zu recken, da wurde Adel. Der unvermeidliche Lohn solchen Dienstes war in so frühen, wirtschaftlich so wenig entwickelten Altern Boden und immer wieder Boden und fast immer auch die Herrschaft über Menschen niederer Schicht, ihn zu bebauen. Und da man des Dienstes als eines immerwährenden bedurfte, so ward er erblich, und mit ihm sein Lohn, der Besitz am Boden. Aber nicht mit dem Sinn des Landbebauers ist der Adel Eigentümer der Scholle geworden: sondern in dem Geist des schwertstarken Herrn. Man soll sich nicht allzusehr wundern, daß von diesem Geist noch heute etwas in ihm wohnt.

Ein tragisches Schauspiel: der Adel ist, wieder einige Ausnahmen vorbehalten, als Werkzeug des Königtums aufgekommen, und die Treue galt als eine höchste Tugend, ja als öffentliche Pflicht. Aber er war zu sehr erfüllt von dem Gedanken der Herrschaft, und so wandte er sich in tausend und aber tausend Untreuen, Abfällen, Aufständen gegen das Königtum, dem er sein Dasein dankt. Zuletzt wird wieder der alte Zustand hergestellt: die Könige zwangen den Adel, unterwarfen ihn staatlicher Zucht, und der alte Drang des Adels, vielmehr des einzelnen Edelmannes, selbst Herr und fast Fürst zu werden auf seinem Grund, verschwand vor der anderen Form, durch die Adel Macht zu erringen weiß: er wurde als Gesamtheit, als Stand im Staate mächtig.

Er ist es noch heute. Er ist es dank seiner Kunst, sich darzustellen,

dank seiner anerzogenen Fähigkeit, zu gebieten, aber die Grundfeste seiner Macht ist doch der Boden, auf dem er sitzt. Noch immer nicht ist der Edelmann zuerst Grundbesitzer mit dem Instinkt des Erwerbens, der Wirtschaft, also des Landbaues, noch immer ist er es mehr als Grundherr. Gewisse Ausnahmen von dieser allgemeinen Regel stärkeren Herrschafts-, niederen Wirtschaftssinnes stellen sich der vergleichenden Klassengeschichte sehr deutlich vor Augen. Einer soll hier gedacht werden: sie wird dargestellt durch den nordostdeutschen Adelstand, einen der tüchtigsten und also mächtigsten und also verhaßtesten nicht in Deutschland nur, nein in Europa.

Und hier ist es, wo Erbe Sinn hat: das Verhältnis des Menschen zur Scholle ist auf lange Dauer gewiesen schon durch das Wesen der Bodenbestellung. Die Liebe derer, die auf dem freien Lande leben, zu ihrem Besitz ist um vieles zäher, stärker als die aller anderen Eigentümer zu ihrer Habe, auch als die der Hausbesitzer der Städte. Nur ganze Folgen von Generationen können diese Liebe, die still ist und schweigsam und die tönenden Worte von uns Städtern meidet, ganz ausleben, nur Familien, nicht Einzelne, Kurzlebige, können den Boden recht pflegen und nützen. Und der Boden ist dankbar: er ist die einzige Grundlage, auf der Erbe, also Familien, also Adel sicher wachsen und wurzeln kann. Jede andere Form von Eigentum, am sichersten das bewegliche Gut von Geld und Geldesersatz, verrinnt erwiesener-, erfahrener-, erlittenermaßen wie Sand unter den Füßen der Familien.

So wird, wer den Stolz und die Schönheit ererbter Persönlichkeit will, auch Adel als Erben der Scholle wollen müssen. Denn dies sei ferne, daß nun etwa dem bestehenden Adel ein Loblied gesungen werde, gleich als erfülle er Amt und Sendung in fehlloser Trefflichkeit und Folgerichtigkeit.

Zum ersten müssen dem Grundbesitz Grenzen gezogen werden, wenn nicht heute schon, so in Zukunft; Großgrundbesitz ist die Voraussetzung jedes höheren Lebens, ist notwendig, aber nicht Riesenbesitz. Das Durchschnittsgut des nordostdeutschen Junkers ist ein treffliches, gedeihliches Maß, aber der Mammutbetrieb ist der Landwirtschaft noch schädlicher als dem Großhandel oder dem Großgewerbe: er ist auf dem

Lande auch lebensfeindlicher als in den Fabriken und Kontoren der Stadt: denn er nimmt Persönlichkeiten den Platz, die das Volk noch minder missen kann als die von jenen, wenngleich auch noch zu Unrecht, Verdrängten. Wo zehn starke Grundherren stehen könnten, schafft er zehn abhängige Beamte. Wenn nicht schon jetzt, so doch in naher Zukunft sollte man dem Latifundienbesitz das Ende rüsten: nicht durch einmalige Maßnahmen, nicht durch Enteignung und Teilung, sondern durch die Vorschrift fortgesetzter spaltender Vererbung auch an sehr ferne Verwandte oder an Adoptierte. Als unumstößliche Regel sollte gelten: Niemand soll mehr besitzen, mehr Untergebene leiten, als die ein Mann durchdringen und mit Leben, seinem besonderen Leben erfüllen kann.

Ein Zweites: keine Bevorzugung der Persönlichkeit, sei es des Schaffenden, sei es des Erben, ist zu denken, die nicht die Erfüllung einer hohen Pflicht, die starke oder doch wenigstens hingegebene Lenkung der durch diese Bevorzugung von ihm abhängig Gemachten zur Voraussetzung und Bedingung hat. Ich glaube wohl, daß unser Großgrundbesitzerstand diese Pflicht öfter, menschlicher, wärmer erfüllt als unsere Großgewerbetreibenden: es walten sicherlich im deutschen Land, am meisten aber in dem viel beschrienen Osten, noch Hunderte von geborenen Menschenleitern, Menschenerziehern und Menschenpflegern ihres schönen väterlichen Amtes. So viel Dauer, so viel Wärme des Verhältnisses zwischen Führern und Geführten wie auf den großen Gütern kennen wenig städtische Betriebe. Aber die wirtschaftliche Not hart umdrängter Jahre hat unsäglich viel verdorben, und was schlimmer ist, Art und Geist des Großbetriebes auf dem Lande ist der rücksichtslosen, auf den Erwerb und nichts als den Erwerb gestellten Art des Großgewerbes angenähert. Viele Tausende angesiedelter Instleute sind entwurzelt, weil man im Winter ihre Arbeitskraft nicht genügend nützen zu können glaubte, und nun ist der Fluch der Sachsengängerei und der noch schlimmeren Jahreswanderung von Zehntausenden slawischer Landarbeiter über uns gekommen.

Man kann sagen: der Edelmann wird sein als väterlicher Herr, als eifriger Bebauer des Bodens, oder er wird nicht sein. Als Be-

sitzer einer Bodenrente ist er dem Tode geweiht. Ist aber Eifer, Schulung, Zucht dieser erblichen Landwirte der jener Anderen gleich, die als persönlich Berufene, als Einzelne große Güter mit Glück leiten? Die Kenner versichern das Gegenteil, erzählen, daß in einem ganzen westpreußischen Kreise nur zwei Rittergutsbesitzer ihr Korn selbst in Danzig anbieten, daß Hunderte nach langen Jahren eines ihnen in diesem Übermaß sehr unnützen Heeresdienstes kenntnislos und ihrer Arbeit ungewohnt in ihr Amt treten, daß andere Hunderte, die Schädlichsten, faulem und nicht neben feinem Genuß leben. Hier ist ein weites Feld adliger Zucht gegeben.

In einer anderen Richtung nimmt sich der Adel zu wenig Rechte. Wohl war die Schulung nötig, in die ihn zwei Jahrhunderte lang unser Königtum nahm. Aber heute tut ihm in vielen Stücken das Gegenteil not. Ein bürgerlicher Besitzer, der in einem schönen Bergtal sein Gut in starker Kraft bewirtschaftet, sagte mir, als er sein Leben pries, zuletzt mit vergnüglichem Lächeln: „Und den Gendarmen sehe ich manches Mal das ganze Jahr nicht!" Die ungeheuren Menschenmaschinerien unseres Beamtentums und leider wohl noch mehr unseres Offizierstandes brechen zu viel Stolz und Selbständigkeit. Ein künftiger Rittergutsbesitzer sollte wahrlich nicht mehr als einige Spieljahre Offizier sein oder noch lieber gar nicht: warum lassen sich die Träger guter, alter Namen Herr Leutnant nennen? Ihr Grundherrenamt ist wahrlich das höhere.

Manches Erbe des Mittelalters könnte der Adel von heute noch abstreifen, einen seiner Gedanken aber sollte er wiederbeleben: den der Orden. Warum entstehen nicht Einungen, die Standeszucht, harte, strenge Standeszucht zu ihrer Losung machen? Es müßten nicht die großen Körperschaften von ehedem, es müßten kleine, von einem Meister geleitete Verbindungen sein.

Und nun noch eine bittere Klage: Warum sucht der Landadel so viel materielle, so wenig geistige Genüsse auf? Es ist ihm Schande und Schaden zugleich, daß er darin so weit hinter dem höheren und besitzenden Bürgertum zurückbleibt. Mir ist es ein schon jahrelanger Ärger, daß die Ausstellungen von Kunstwerken aus Privatbesitz, die

in Berlin so guten Nutzen stiften, dem Kunstsinn unseres Adels ein schlechthin jammervolles Zeugnis geben. Und ein Wort im Vertrauen: fangt hierbei nicht an, wie ihr es liebt, auf die jüdischen Kommerzienräte zu schelten, sondern tut es ihnen lieber gleich. Und wollte man nach guten Büchereien auf unseren Gütern suchen, man müßte wohl ebenso weit wandern wie nach Bilderschätzen. Ich finde nicht dies beklagenswert, daß der Adel nicht jedem Neuen haltlos zuläuft, das wäre schlimmer und seinem Wesen minder angemessen, freilich auch unmöglicher als die heutige Rückständigkeit. Aber ist es denn nötig, daß der Durchschnittsadlige in allen Dingen geistiger Kultur auf der hohen Ebene des Daheimkalenders — oder des schlechten Pariser Romans verharrt? Er hat einen besseren Lehrer als alle, die ihm Änderung predigen: das ist der Sinn seiner eigenen Ahnen. Wer in der Mark wandert, kann alle zwei, drei Wegstunden ein anmutiges Herrenhaus des Achtzehnten Jahrhunderts treffen. Der Adel jener und noch viel späterer Zeiten war nicht beim Nachtrab, sondern an der Spitze des Heeres der gebildeten Genießer: er hat auch in diesem geistigen Sinne Kultur gemacht, nicht aber Kultur verschlafen wie der heutige. Die steigende Einseitigkeit und Arbeitsüberlastung derjenigen Staatsberufe, die der Adel von je aufsuchte, der Verwaltung und vor allem des Heeres, mag hier das meiste zerstört haben. Aber warum erwehrt sich der Adel dieser zwar in das Gewand der Pflicht gekleideten, aber lähmenden, unfrei machenden Einflüsse nicht? Wahrlich, kein Stand auf Erden ist so berufen, freies, geistiges, schönes Menschentnm zu pflegen wie er.

Der Adel soll nie wieder im Staat die Herrschaft als Stand erlangen, die Bevorzugten des Erbes sollen nicht über, sondern unter den Bevorzugten der Fähigkeit stehen. Selbst in der Landwirtschaft ist ein Ausgleich der beiden Elemente wie der durch die Stellen der Domänenpächter nötig, und der Staat sollte befähigte, arme Landwirte hier ungehindert aufsteigen lassen. Der Bodenbau ist ein viel zu feines und edles Handwerk, als daß man nicht eigene Vorkehr für eine Auslese, die gerade nicht an Erbe und Besitz gebunden ist, treffen sollte. Aber es sollte ein geheimer Bund zwischen dem Adel des Blutes

und dem Adel der Leistung bestehen. Der Adel der Erben sollte den Adel der Schaffenden suchen. Nur dann würde er wieder vermögen, als ein Stand von Kulturträgern sich und dem Lande den höchsten und feinsten Dienst zu leisten, den nur er leisten kann und soll.

Denn das soll Ziel wie Beginn dieser Worte sein: der Adel von Blut und Erbe ist dem anderen, dem natürlichen Adel der Schaffenden, unentbehrlich. Heute scheint es so, als könnte eine Form des äußeren Lebens und der inneren Gesinnung gefunden werden ohne den Adel. Und dieser selbst ist in den Dingen der Gebärde ebenso rückständig wie in den geistigen. Aber wer einmal die steuerlose Unsicherheit der Künstler, die Lebensbildner sein möchten, in den Elementen der Haltung kennen gelernt hat, und wer vor Augen sieht, wie die sehr überlieferungstreue, aber an sich völlig geschlossene und folgerichtige Gebärde alter Familien immer noch die gewählteste und anmutigste, ja die einzig gute Form des schönen Zwanges erlesener Selbstdarstellung ist, der weiß, daß nur aus einem Bunde beider: der unruhigen Neuerer von Geist und Leistung und der gehaltenen Wahrer von Erbe und Zucht, die eigene Schönheit geboren werden kann, die wir von unserem Jahrhundert erhoffen.

Und ebenso: nicht das haltlose Hasten und Suchen unserer Großstädte kann der feste Träger eines gesicherten und geordneten Gesellschaftszustandes sein. Ein Staat, ein Thron, der auf Berlin W sich aufbaute, würde kaum so viele Jahre leben wie einer, der sich auf die Altmark und auf Ostpreußen stützt, Jahrhunderte. Adel und Bauer sind Felsen, das Bürgertum da, wo es am modernsten ist, Sand, der unter den Füßen zerinnt. Ein Stand, eine Klasse kann Geist und, wenn das erwünscht wäre, Geistreichsein sehr schnell, Willen, Kraft, Haltung nur unsäglich langsam erlernen. Deshalb ist er uns Not, Wert, Reichtum, der Adel von Erbe und Scholle.

Unheil und Nutzen des Sozialismus

Ist einmal der Gegensatz zwischen Persönlichkeit und Genossenschaft in Staat und Gesellschaft als der für die Zukunft ent-

scheidende erkannt, so ist nichts wichtiger, als dem Sozialismus fest ins Auge zu schauen. Denn eine andere Form der Herrschaft genossenschaftlicher Gedanken, etwa die einer bürgerlichen Demokratie, wird uns kaum kommen: ihre Anhängerschaften beginnen heute schon in dem viel größeren und von viel stärkeren Reizmitteln angetriebenen Heer der Sozialisten aufzugehen. Will man den Sozialismus als Gesellschaftsanschauung angreifen, und das muß freilich jede persönlichkeitsfrohe, jede ichmäßige Gesinnung, so ist nötig, seinen geistigen Besitzstand in die Urbestandteile zu spalten. Denn in Wahrheit besteht der Sozialismus aus sehr verschiedenen und sehr trennbaren Einzelanschauungen.

Zum ersten hat der Sozialismus nur die wirtschaftliche Folgerung aus allen politisch-demokratischen Programmen gezogen: er will den Kreis der Gleichheiten, den jene für Recht und Staat und Geselligkeit schufen, schließen durch die Forderung der wirtschaftlichen Gleichheit, der Gleichheit des Anteils am Ertrag der Volkswirtschaft. Jedem nach seinen Bedürfnissen, das ist die Losung, Jedem das gleiche würde die Ausführung sein müssen. Und da der Sozialismus den Besitz oder vielmehr den Besitzgenuß für das höchste und entscheidendste aller Güter hält, so fließt aus dieser Meinung sofort die andere hervor, daß überhaupt ein Höchstmaß der Gleichheit aller für alle Dinge des Lebens anzustreben ist.

Zum zweiten benutzt er als Mittel für diesen Zweck die Genossenschaftsform alles Gesellschafts-, das ist in seinem Sinn alles Wirtschaftslebens. Sie war in zwei Lebensaltern der Menschheit, in Urzeit und Mittelalter, schon weit ausgebildet. In dem unsern von der Demokratie von neuem aufgenommen, ist sie doch niemals mit so folgerichtiger Klarheit und Entschlossenheit herausgearbeitet worden wie vom Sozialismus, der von ihr sehr mit Recht den Namen trägt und in ihrer Ausgestaltung sein stärkstes eigentümlichstes Werk sehen darf.

Zum dritten behauptet der Sozialismus, der Zustand, den er so schaffen würde, sei eine Gesellschaft nicht nur von Gleichen, nein auch von Freien.

Die Beurteilung des sozialistischen Gesellschaftsplanes wird immer bei diesem letzten Punkt einsetzen, und sie ist allen Verteidigern der

bestehenden oder ihr verwandten Ordnungen von einer Partei abgenommen worden, die noch radikaler, noch zukunftsmäßiger als der Sozialismus, sich gegen ihn mit voller Wucht gekehrt hat: vom Anarchismus. Er will der Gleichheit mit derselben, ja mit schrofferer Rücksichtslosigkeit dienen als der Sozialismus, aber er wirft diesem vor, und zwar mit dem besten Recht, daß er die Freiheit morde. Und in der Tat, kein noch so unparteiisches Nachdenken über Wesen und Wachsen der Genossenschaft kann zu einem anderen Ergebnis gelangen, als daß sie, zur letzten Folgerung gebracht, die schwerste und engste Bindung des Einzelnen bedeutet, die zu erdenken ist. Denn noch der Untertan des Despoten wird nur äußerlich, nicht aber so tief in die Seele hinein gefesselt wie der Genosse einer demokratisch regierten Einung. Doch freilich die Beweisführung ist eine ganz andere als die des Anarchismus: Genossenschaft ist wie Volks-, wie Mehrheitsherrschaft die Weisheit und der Vorteil der Kleinen und Schwachen, und der Gedanke der Gleichheit, den der Anarchismus zum Ausgangspunkte auch seiner Zukunftspläne macht, desgleichen.

Und so ist denn auch das Nein, das dem Genossenschafts- wie dem Gleichheitsgedanken entgegenzusetzen ist, im Grunde das gleiche. Die Schwachen verlieren, nach ihrem, freilich immer noch falschen Bedünken, nichts, sondern gewinnen noch, wenn sie zu Knechten einer Mehrheit werden, da sie ja diese Mehrheit selbst zu bilden gedenken. Aber nicht nur die Starken verlieren, nein, auch die Gesamtheit und mit ihnen letzlich auch die Schwachen, wenn die Nullen die Herren, die Einser die Diener werden.

Gegen den Sozialismus wird im Eifer des Parteikampfes mit vielen häßlichen und verzerrenden Mitteln gefochten: man sollte seinen Anhängern glauben, daß sie nicht Neid und Gier der angeblich Ausgebeuteten stillen, sondern in Wahrheit das Glück Aller wollen. Aber ebenso sollte auch von den Sozialisten die Forderung anerkannt und erfüllt werden, daß sie ihrerseits uns, ihren ruhigen Gegnern, zutrauen daß wir nicht die träge Genüßlichkeit einer Herrenkaste schützen, sondern ein Gesamtbestes gegen ihre Angriffe erhalten wollen. Es handelt sich hier zu unserem Glück noch nicht um den Kampf einer zügellosen

Revolution gegen eine nicht minder gewalttätige Reaktion, sondern es handelt sich um die wissenschaftliche, wenn auch lebensnahe Erörterung der gegeneinander streitenden Gedanken und um die Abwertung der Gesellschaftspläne.

Der unwiderleglichste Lehrer der Wissenschaft ist das Leben selbst. Gibt es nun ein Werk auf Erden, das ohne Führer getan wird? Man vergegenwärtige sich ein ganz überlieferungsloses Handeln: etwa die plötzlich ausbrechende Feuersbrunst eines von einer großen Menschenzahl bewohnten Hauses oder — für längere Dauer — Schiffbruch und Landung einer ebenso großen Anzahl auf einer öden Insel. Immer wird der naturgemäß einsetzende Vorgang der sein, daß Einer befiehlt, Wenige sich hervortun und ebenfalls anordnen, alle Anderen aber sich fügen — zu ihrem Heil. Alle Abstimmungen, alle Mehrheiten wurzeln nicht eigentlich im Leben: sie sind Mechanisierungen, die schon um dieser ihrer Eigenschaft willen tot sind. Bellamy eröffnet einmal die erfreuliche Aussicht, daß in der Gesellschaft der Zukunft über Kunstwerke abgestimmt werde. Wahrlich, wem nicht sonst schon bei dem Gedanken der Vervielfachung und Vermehrung der Abstimmungen und Mehrheitshandlungen speiübel wird, dem muß es bei diesem Ausblick werden. Gerade gegenüber dem Kunstwerk erweist schon die unsäglich viel kleinere und vergleichsweise erlesenere Menge der heutigen Kunstliebenden ein solches Übermaß von Unverstand und Unfähigkeit, daß es hieße die Kunst ermorden, wollte man sie vor den Richterstuhl etwa aller Reichstagswähler bringen. Als ob es nicht allen Neuernden, Eigenen, Schöpferischen schon in dem erlauchten Reichstag selbst übel genug ergehen würde.

Was aber vom geistigen Schaffen gilt, davon ist, wenn auch auf einer etwas niedereren Ebene, das handelnde, etwa das erwerbende Schaffen in keine Wege auszunehmen. Schon die Entwicklung der heutigen Wirtschaftsformen erwürgt viel zu viel Persönlichkeit: die Truste, die Ringe, ja die Großbetriebe selbst, sie haben uns schon viel zu viel Selbständigkeit des Einzelnen zerstört, der Staat mit seinem wachsenden Beamtenheere desgleichen. Wir haben nicht zu wenig, sondern schon viel zu viel Sozialismus.

Die beliebteste Losung der Sozialisten: daß dem Privateigentum der Kampf gelte, verrückt und verschiebt den ganzen Sachverhalt wie alle materialistisch-ökonomistische Betrachtungsweise, ja wie schon die nichts-als-ökonomistische Wertung bedeutender bürgerlicher Volkswirtschaftslehrer und Geschichtsforscher es tut. Hier rächt sich das große Irren dieser Tage, das immer das Gesellschaftsleben mit dem Wirtschaftsleben verwechselt, daß man an die Stelle des lebendigen, wollenden, handelnden, schaffenden Menschen eine tote Einheit von Erwerbslust und Gewinngier setzt. Es handelt sich wahrlich um edlere Dinge als um Geld und Besitz: es ist der hohe, stolze Wuchs der Seele starker Adelsmenschen, um den wir kämpfen. Selbständigkeit, Gebietersinn, Führerschaft, das sind die Güter, die uns die Hochflut der stickigen, schleimigen Masse der Niederen bedroht, und die erhalten werden sollen. Gewiß, sie haben ein höheres Vermögen, einen gesicherten Besitz zur Voraussetzung, aber sie sind nicht mit ihnen eins und ein gleiches. Der Schaffende, nicht der Genießende soll geschützt werden.

So auch wird in der Volkswirtschaft selbst schon heute darüber gestritten, wie vielen Einzelnen ein freies, selbständiges Wirken erhalten werden soll, und später, bei Entscheidung der Frage, ob Sozialismus, ob Individualismus der Wirtschaft, wird dies Gegenstand des Kampfes, Preis des Sieges sein, daß alle Starken von dem Joch hemmender, fesselnder, lähmender und tausendmal dummer und mittelmäßiger Genossenschafts- und Mehrheitsbeschlüsse befreit werden. Welche gemeinen Instinkte der Liebedienerei und des Schweifwedelns vor den Vielen, an denen es unserer Sozialdemokratie wahrlich nicht gebricht, würden bei einem Siege ihres Gedankens auch in den Stärksten gezüchtet werden. Man sehe doch nur einmal einen Schöpferischen vor einer kleinen, vergleichsweise noch aristokratischen Versammlung, einen Bildhauer etwa vor einem Denkmalskomitee, das ihm Ratschläge erteilt, schon dies ist ein Elend anzuschauen, und dieses Elend will man verhundert-, vertausendfachen.

Und man wird hoffen dürfen, daß, wenn wieder Jahrzehnte verstrichen sind, den Niederen selbst die Erkenntnis aufgeht, daß hier nicht um ein Vorrecht Genußsüchtiger gekämpft wird, sondern um das

Heil der Gesamtheit und ihrer selbst, der Schwachen. Ihnen wird freilich heute gründlich ein Glück zerstört, das ihnen ebenso reine Freude bringt wie den Starken das Herrschen: die Freude der Hingebung. Der Sozialismus wendet ein: ihm seien ja die Massen ergeben, aber was will das heißen, wenn man ganzen Volksschichten ein Land verspricht, wo Milch und Honig fließt, wie sollten sie solchen Propheten nicht ergeben sein! Feste dauernde Bande, voll tiefen Glückes, werden heute nur zerschnitten, nie neu geknüpft. Und glaubt man wirklich, daß den Schwachen, denen man eine Sehnsucht nach Herrschaft auf- und einredet, wirklich an diesen Wahlen und Abstimmungen viel gelegen sei: jedes nahe Wohl, das man ihnen verspricht, und jeder grobe Gewinst, ja nach ihm mögen sie rasch die Hände strecken, aber endlich einmal wird man einsehen müssen, daß in einem sehr großen Bruchteil der Menschen die Freude an dem Gelenktwerden viel stärker ist als der Zug zur Selbständigkeit oder zur Herrschaft. Geleitet werden tut der Seele wohl, ist vom Standpunkt der gesellschaftlichen Mechanik Kräfteersparnis. Immer wieder begehen auch die sehr geistigen Urheber und Lenker des Sozialismus den uralten Führerirrtum, der technisch der schwerste Fehler des Führers ist. Sie verwechseln die eigenen Instinkte und Begehrungen mit denen der Geführten. Uns Geistigen erscheint Wiederholung, hundertfache Wiederholung als Plage, den Schwachen ist sie eine Wohltat, ein Ausruhen. Desgleichen und viel besser noch empfinden sie Geleitetwerden nicht als Kraftminderung, sondern als Kraftsteigerung, und zwar mit Recht: jegliches Können, jegliches Vermögen der Seele wird durch den guten Führer im Folger gesteigert.

Ganz und gar nicht freilich genügen heute die Einrichtungen der Führung, der Zusammenfassung von beherrschten Mengen diesem Bedürfnis: die alten väterlichen Formen der Herrschaft sind im Schwinden, die neuen denkbar kühl und lebensleer. Aber daraus folgt nicht, daß wir den heutigen Zustand aufgeben, sondern daß wir ihn bessern sollen. In diesem Sinn war der Sozialismus schon bisher und wird noch weiter sein: der Quell vieler Förderung. Der Sozialismus hat erstlich das gemeinschädliche Überwuchern des Einzelnen und seiner

Kraft im Bezirk des Wirtschaftslebens zum Stillstand gebracht, ja diese Schädlichkeit fast völlig aufgehoben. Hier liegt die Gefahr des Starken: wie in Ritterzeiten Gewalttat und Landfriedensbruch den Kraftvollen des handelnden Lebens Bedürfnis wurde, so wieder in der neuesten Zeit eine Erwerbslust, die ihre Helfer nicht zu schonen verstand. Kein Zweifel, die Hilfe wäre hier auch von der Einsicht der Herrschenden und Besitzenden gekommen, der Sozialismus aber hat für seine Angehörigen rascher gesorgt. Tausend und aber tausend Vorkehrungen, die hier erst die bürgerliche Wissenschaft, dann die Fürsorgegesetzgebung der Regierungen geschaffen haben, sind vortrefflich, vielleicht neun Zehntel der Forderungen der Kathedersozialisten berechtigt. Aber daraus folgt nie und nimmermehr, daß der Gedanke der Genossenschaftswirtschaft, oder gar der des Genossenschaftsstaates haltbar sei, noch daß das Mittel, das auch heute schon in diesen Dingen nur allzu häufig angewandt wird, die genossenschaftliche Ordnung das Rechte sei. Und sehr viele dieser Einrichtungen werden noch umgedacht werden können und müssen von der Genossenschaftsanschauung auf den Gedanken der Persönlichkeit.

Und noch eine Stärke des Sozialismus sei gerühmt: das ist sein Wille zu Wegen nach weiten Zielen. Von ihm müssen die Anhänger des Persönlichkeitsgedankens am meisten lernen. Und wenn ich eine Utopie schreiben sollte: ich würde ihr einen Zug einverleiben, der sozial und demokratisch klingt und doch im tiefsten individualaristokratisch ist. Das ist die Setzung eines Höchstmaßes des persönlichen Vermögens. Kein Latifundienbesitz, kein Mammutbetrieb fördert die Persönlichkeit: es müßte jedem Unternehmen die natürlich gegebene Grenze gesetzt werden, die den Umkreis umschreibt, den ein Mann nur, und sei er der Stärkste, durchdringen kann. Kein Einkommen über 40000 Mark, kein Grundbesitz über 3000 Morgen, keine Fabrik über 1000 Köpfe: ein solches Gebot würde die Zahl der Starken mehren, nicht mindern. Einer der tiefen Gedanken der Staatskunst der Gegenwart, der der Maximierung der für die Wahlen anrechenbaren Einkommen, nimmt sich aus wie ein erster Schritt auf diesem Wege. Und seltsam, auch dieser Vorschlag setzt die Grenze bei 40000 Mark.

Man fürchtet die Zunahme der Wählerstimmen der Sozialdemokratie so sehr, und wirklich kann der werktätigen Staatskunst durch sie schwere Gefahr kommen. Im Geist und vermutlich auch für die letzten Ausgänge des wirklichen Verlaufes hängt von ihr im Grunde gar nichts ab: wie sollten die Massen nicht der Partei zufallen, die ihnen und nur ihnen zu dienen erklärt. Die Entscheidung liegt dort, wo der Sozialismus selbst erst geschaffen wurde: bei den Starken selbst, bei unseren führenden Ständen.

Viel gefährlicher als der Zuwachs der sozialdemokratischen Stimmen dünkt mich der sozialisierende Zug, der eben jetzt der noch herrschenden Klassen sich bemächtigt. Wird ihm ein Ende gesetzt, und schon scheint die Wendung sich vorzubereiten, so ist der Kampf schon heute entschieden. Die Millionen der Kleinen haben die Tausende der Starken noch nie übermocht. Aber die Tausende sind heut in sich selbst unsicher und uneins. Daß hier eine Wendung eintrete, dafür ist vonnöten, daß der guten, aber nicht werbenden Kraft der überlieferten Widerstände, des Königtums, des Adels und des höheren Bürgertums der geistig und wirtschaftlich Schaffenden eine neue zukunftfrohere, zukunftstärkere Losung zu Hilfe komme: sie wird keine andere sein als der Gedanke der Persönlichkeit.

Das Herrenhaus der Zukunft

Einmal, so hoffe ich, wird noch der Tag kommen, an dem man von allen Formen des Parlamentarismus nur eine als die zukunftstarke anerkennen wird: es ist die heute meist gescholtene des Herrenhauses, dieselbe, die von der weisen Stimme der Volksversammlungen, der Volksparteien und der Volkszeitungen für den Ausbund aller Reaktion und aller Mittelalterlichkeit erklärt wird. Nicht alle ersten Kammern meine ich, sondern die Form unseres Herrenhauses, die allerdings der einschneidendsten Änderungen bedürftig, aber in einem Betracht sehr vielen ihr gleichgeordneten Gebilden überlegen ist. Und zwar gerade aus dem Grunde, der unserm Oberhaus den tiefsten

Haß unserer erleuchteten Demokratie zuzieht: weil es gar nicht oder fast gar nicht aus Wahlen hervorgeht. Vielleicht wird man alle Präsentationen, die ja nur verhüllte Wahlen sind, noch einmal aus seinem Aufbau entfernen.

Das allgemeine Wahlrecht ist nicht allein vom Standpunkt jeder Gesellschafts-, Staats-, Seelenkunde aus, nein auch von dem allgemeinen der Biologie das unmöglichste und verkehrteste der Welt. Maus und Grille, Lamm und Löwe, die in Reih und Glied als vollkommen gleichwertig aufgestellt werden: ich habe den Sozialisten, mit denen ich über die Zukunft sprach, immer gesagt, dies Wahlrecht sei so unvergleichlich zweckwidrig, daß der Zukunftsstaat — käme er zur Herrschaft, es an seinem ersten Tage abschaffen müßte. Der Dämon unserer Zeit, der Gedanke der Gleichmachung alles dessen, auf dessen Ungleichheit Kampf und Bewegung, das Leben selbst beruht, hat es hervorgebracht. Bismarck hat es in einer der herrenmäßig-spielerischen Launen seines jähen Temperamentes, mit denen er, ganz Diplomat und gar nicht Theoretiker, ohne viel Besinnen große organische Änderungen für einen augenblicklichen Vorteil einsetzte, unserer Zukunft auferlegt: sich mit ihm abzufinden, es leise wieder zu vernünftigen Maßen zurückzuführen, wird die härteste, aber auch wichtigste Aufgabe aller deutschen Staatskunst in den nächsten Jahrzehnten bleiben.

Und der Geist von Mehrheit und Gleichheit, Wahl und Durchschnitt, aus dem unser Reichstag hervorging, ist auch in seiner Tätigkeit immer deutlicher hervorgetreten. Bei der wunderlichen Überschätzung alles Staatlichen und dann wieder noch des mindestwichtigen Staatlichen setzen uns nun die Zeitungen in den Stand, zu jeder Stunde zu wissen, was nicht allein im Plenum, nein auch in den Kommissionen Herr Müller-Fulda, Herr Müller-Sagan und Herr Müller-Meiningen über den Quebrachozoll oder das Kalimonopol, oder wovon sonst gerade das Heil des Landes abhängt, denken und sagen, raten und taten. Seit 1848 führt, in Hinsicht auf die geistige Schöpferkraft, die Linie unseres Parlamentarismus stetig talwärts. In der Frankfurter Versammlung ist noch der Geist der Nation am Werke, Bennigsen, Windthorst, Richter bedeuten schon eine wesentliche Vergröberung,

aber auch ihnen stehen die heut amtierenden Nachfahren um vieles nach. Die Staatskunst, einst eine Sache der ersten Köpfe unseres Volkes, ist heut ein dürres Handwerk geworden, das berufsmäßig ausgeübt wird. Bismarck hat immer wieder gegen die Berufspolitiker geeifert: wirkliche Sachverständige sind sie im Grunde den Beamten gegenüber in keinem Ding. Wohl aber bringen sie dem Gemeinwesen sehr leicht Schaden insofern, als sie aus dem aufgeregten Hin und Her der Stellungnahme der Parteien, aus der unnützen Aufbauschung all dieser Tagespolitik, aus der Taktik, der Mechanik des Parlaments ein Geschäft machen. Kann man sich verwundern, daß man von den Reden mancher von diesen Männern, die man seit Jahren am Werke sieht, die drei, vier Gedanken, die sie haben, hin und her zu wenden, den ganzen Inhalt im voraus weiß, wenn man die erste Zeile gelesen hat, und daß man von gewissen den Eindruck hat, daß eine buddhistische Gebetstrommel ein willkürliches und schöpferisches Wesen ist, mit diesen Rede- und Meinungsautomaten verglichen! Und wie selten ist die große Technik des Parlamentarismus geworden: ein staatsmännisches Kunstwerk, wie die Rede des Herrn v. Heydebrand, die die unsäglich wagemutige Politik seiner Partei in Sachen der Finanzreform mehr maskierte als enthüllte, und die einen schlechthin bismarckischen Zug trug, oder Naumanns feurige Beredsamkeit machen durchaus den Eindruck der Ausnahmen.

Der heutige Kampf um die Demokratisierung des preußischen Wahlrechts ist in vielem Betracht bezeichnend. Außer den unbedingten Gegnern der Demokratie und des allgemeinen Wahlrechts, gibt es erstens die mittlere Meinung derer, die, kaum aus Grundsatz, sondern weit mehr, weil sie glauben, mit Kompromissen und Beschwichtigungen eine tiefe Kluft in unserem öffentlichen Leben verdecken zu können, für halbe Zugeständnisse eintreten, zweitens die wichtigere derer, die aus voller Überzeugung die ganze unverkürzte Demokratie des Reichswahlrechts fordern.

Ein Blick der Prüfung auf die Gründe beider Gruppen sei verstattet. Zuerst auf die der einen, die wirklich etwas schaffen, nicht nur etwas hindern will: auf die grundsätzlich demokratischen. Wir haben

allgemeine Wehrpflicht, so sprechen sie, also müssen wir auch Allen Wahlrecht gewähren. Einer der meistbenutzten und doch einer der unfolgerichtigsten Gründe. Bewiese die gleiche Anteilnahme aller Wehrfähigen an der Verteidigung des Landes auch nur das mindeste für ihre gleiche Fähigkeit zur Leitung, so müßte diese Gleichheit doch zuerst für ihrer Hände Werk, für den Kriegsdienst selbst in Kraft treten. Wir würden alle Befehlshaber vom Unteroffizier bis zum Feldmarschall durch die Gemeinen wählen lassen, wir würden alle großen Entscheidungen über Feldzüge, über Schlachtpläne den Abstimmungen dieses Heeres von Gleichen unterwerfen. Die Demokratie hat wohl zuweilen die erste Folgerung, die der Offizierwahl, gezogen, sehr selten und für die kürzeste Zeit sie auch durchgesetzt, vor der zweiten ist sie stets zurückgeschreckt, wie in Erkenntnis ihres eigenen tiefsten Wahns. Gerade im Krieg wird den Völkern nichts so tief eingeprägt als der ungleiche Wert des Einzelnen. Man schlage doch die Jahrbücher des letzten großen Feldzugs nach: der edle, tapfere Makaroff hat nach dem Zeugnis seiner gerechten Feinde in dem belagerten Port Arthur mit dem Tage seines Erscheinens Schlaffheit in Kraft, Feigheit in Mut, Niederlage in Sieg verwandelt: er, der eine Mann! Und da er unter sein heldisches Leben das Siegel eines heldischen Todes drückte, war alles wieder trüb und dunkel wie zuvor: sein Tod hat das Schicksal einer festen Stadt, eines Heeres, eines Geschwaders ebenso in Unheil gewandt wie zuvor sein tapferes Leben alles in Glück und Sieg.

Ich lebe des Glaubens, daß die gesamte sozialdemokratische Fraktion des deutschen Reichstags drei Wochen lang auf den einfältigsten russischen Matrosen einreden könnte und würde ihn doch nicht zu der Torheit bekehren: seine Stimme wiege so viel wie die seines Admirals und sein Leben so viel wie das des Führers! Wie viel höher, reicher, schöner ist hier das Urteil nicht nur, nein, auch das Handeln der Beschränktesten: das Leben ist wahrlich auch dem letzten Ackerknecht ein teures Gut, und tausend- und abertausendmal wird es vom gemeinen Mann im Felde schlicht ohne viel Worte für den Führer hingegeben.

In Wahrheit bleibt uns ja nun auch unter der Herrschaft des all-

gemeinen Stimmrechts dieser Unsinn erspart: nicht durch sein Verdienst, aber weil noch immer die Kraft der Starken, Führenden viel zu groß ist dem Gewimmel der Pygmäenscharen gegenüber, als daß sie nicht zuletzt ihren Willen dennoch durchsetzten. Aber die Flut der gleichmachenden Gesinnung steigt immer höher, und sie hat, was das schlimmste Übel ist, die Starken selbst in ihrem Willen wankend gemacht. Da ist es ein Glück — nicht das einzige —, das unser Partikularismus uns bringt, daß in Preußen ein altes, undemokratisches Wahlrecht besteht. Man müßte es aufrechterhalten, auch wenn es noch viel mehr Fehler hätte, als es hat.

Seine Klassenstufung ist plump, insofern sie nur nach dem Einkommen schichtet. Aber wer von der Mechanisiertheit und also von der Lebensentleertheit jeder Wahl durchdrungen ist, wird lächelnd die Verantwortung für solche Fehler von sich schieben: an ihnen macht sich nur das Grundwesen alles Wählens, selbst noch des vernunftgemäß abgestuften, geltend. Einen sehr verständigen Versuch, an einer Stelle auch dem Grade der geistigen Ausbildung einen Einfluß einzuräumen, hat das Banausentum unserer Parteien mit grobem Gespött abgewiesen. Auch in Deutschland ist es unmöglich, Herrn Müller und Herrn Schultze davon zu überzeugen, daß das Gymnasium eine etwas feinere Durchbildung des Verstandes als Volksschule und Seminar bewirkt. Gewiß sind Schulprüfungen fast ebenso mechanisch wie Steuereinschätzungen, aber wie diese kommen sie der Wahrheit immer noch am nächsten. Man kann in der Tat lange grübeln über die Möglichkeit anderer Siebungsformen, man wird immer wieder auf den Steuerzettel zurückkommen. Geld ist doch auch Ausdruck von Leistung, von Leistung aller Art, und es deckt zuweilen gewiß ein Erbe, das solcher Wertung unwürdig ist, öfter noch ein anderes, das in jedem Betracht der Erhaltung wert ist: insonderheit das des Bodens. Der Plumpheit der Wahl muß die Plumpheit der Abstufung entsprechen.

Von den Vermittlern aber sei nur kurz gesprochen: sie sind der Meinung, wie in jedem Gegensatz des staatlichen oder wirtschaftlichen, des gesellschaftlichen oder des geistigen Lebens, daß Gegensätze da-

durch zum Austrag gebracht werden, daß man sie verwischt. Und sie meinen, man müsse mit Kompromissen beginnen, um zuletzt nicht das Äußerste nachgeben zu müssen. In Wahrheit sind Kompromisse immer nur der Anfang vom Ende. Und vollkommen falsch ist die Meinung, der Zukunft würde vorgearbeitet durch Nachgiebigkeiten an eine Bewegung, die heute im Grunde schon Vergangenheit und innerlich überwunden ist. Im Gegenteil, nährt man die Auffassung, es komme heute darauf an, etwas demokratisch und etwas sozialistisch zu sein, von beidem nicht zu viel, so wahre man sich vor einer Umwälzung, so heißt dies einmal nur aus Furcht handeln, sodann aber, und dies wiegt noch schwerer, heißt dies dem heutigen Geschlechte alle Verantwortung und alle Verpflichtung für ein anderes, schlechthin entgegengesetztes und eben darum viel zukunftstärkeres, zukunftfroheres Mühen und Streben nehmen, für die Sache der Persönlichkeit.

Und nun vergleiche man einen Sitzungsbericht des Herrenhauses mit dem Durchschnitt des Reichstages. Noch die zornmütigen alten Junker, die auf die neue Zeit schelten, sagen doch eigene Gedanken, eigene Meinungen und nicht, was auf jedem Zeitungsblatt ihrer Parteipresse seit Monaten oder Jahren zu lesen steht. Eine Fülle geistvoller und schöpferischer Anregungen ist hier gegeben, ganze Projekte zur Umänderung unserer Verwaltung sind hier vorgetragen worden; wenn Männer wie Schmoller oder Graf Haeseler das Wort ergreifen, so horcht die Nation auf, weil sie weiß, daß nun Erfahrung und Weisheit lebenslang bewährter Meisterschaft sich vernehmen lassen. Fast jede Sitzung dieses Hauses ist ein wirkliches Geschehen, nicht ein Hersagen der ältesten Sprüchlein kümmerlichen Parteiverstandes. Es ist ein Kinderspott, zu sehen, wie über dieses Haus die sozialistischen Zeitungsschreiber die letzte Hefe ihres Gassenschimpfes ausschütten — sie, die nicht einen Gedanken haben, der nicht mit den Schiffstauen ihrer Partei- und Lehr- und Weltanschauungsprogramme in Fesseln geschlagen wäre.

Und das alles ist geleistet, während dies Haus nur im Grundsatz gut aufgebaut ist, in der Ausführung aber von unten auf verbessert werden könnte und müßte. Zunächst überwiegt in ihm viel zu sehr der

Adel von Blut und Erbe den der Leistung. Ihm müßten nicht zwei Drittel des Hauses, wie heut, sondern nur eines eingeräumt bleiben. In sich aber ist dieser Teil des Hauses wohlgeordnet, nur daß man an die Stelle der Adelsverbände Familien setzen müßte, die ältesten und preußischsten, die es gibt. Vielleicht wäre recht, eine angemessene Anzahl sehr gesicherter bürgerlicher und einiger sehr gefesteter bäuerlicher Familien an diesem Drittel Anteil nehmen zu lassen. Das heutige letzte Drittel besteht zur Hälfte aus den Oberbürgermeistern, die völlig an der rechten Stelle stehen: als Vorsteher des Bürgertums und doch kraft eigener Fähigkeit, nicht irgendwelcher Wahl, wenigstens nicht für diesen Zweck. Die Universitäten aber wünschte man wohl ähnlich wahlfrei vertreten zu sehen: es könnte geschehen, wenn man ihnen als Körperschaften diese Stimme nähme und sie auf die Weise, die sogleich angegeben werden soll, den Vertretern der einzelnen Forschungsgebiete übermachte. So wäre man dieser leidigen Herkunft aus Wahlrecht ledig und hätte zugleich die ganze, auch die freie Gelehrtenschaft an die Stelle der Staatsgelehrten gesetzt.

Nun aber, und hier ist auch einer vorsichtigen Änderung die freieste Bahn zur Neuerung gelassen, warum soll, was Stadthäuptern und Forschern recht ist, nicht auch jedem andern Zweige kraftvollen und meisterlichen Schaffens billig sein. Die aus dem Vertrauen des Königs Ernannten bilden hier jetzt einen Ersatz, aber er ist einseitig und mischt die Krone in eine Angelegenheit der Volksvertretung ein, die ganz von ihr getrennt erhalten werden sollte. Warum sollen hier nicht unsere ersten Künstler neben bedeutenden Forschern sitzen: warum soll die Kunst wie ein Aschenbrödel vor unserem Volksrat stehen, während über jede Strumpfwebemaschine im Reichstag ein Sachverständiger zu finden ist. Kirche und Glaube müßten in allen Denominationen vertreten sein, auch noch die ungläubig-gläubigen Monisten. Ferner alle schöpferischen Führer der Volkswirtschaft, die großen Landwirte, Bankmänner, Reeder, Großgewerbetreibenden, Großhändler, alle Meister der Technik, alle großen Heerführer. Neben die Vertreter der Universitäten müßten die besten Schulmänner der mittleren wie der Volksschulen, die ersten Publizisten und Zei-

tungsmänner treten. Auch die Meister vom Handwerk sollen nicht fehlen, noch bäuerliche Wirte von bewährtem Ruf, am wenigsten aber ausgezeichnete und nicht zu wenige Mitglieder der Arbeiterklasse: ein Herrenhaus ohne die blutigsten Brandreden von Sozialisten würde sehr unvollständig sein. Und Gesellschaftstheoretiker des Anarchismus wünschte ich ihm noch dazu. Eine solche Versammlung hätte die besten, ersten Sachverständigen in jedem Bezirk, nicht allein des öffentlichen, nein auch des wirtschaftlichen und geistigen Lebens, an Stelle von stets redefertigen Alleswissern. Welches Parlament könnten wir aufbringen, und welches haben wir! Es würde ein Rat des Volkes von höchstem Rang geschaffen werden und zugleich ein Sammelplatz aller Starken, aus dessen persönlichem und überpersönlichem Fluidum unsäglich viel Fruchtbares hervorgehen würde.

Und keine Wahl, nicht eine! Der Grundsatz der Ernennung jedes Mitgliedes durch seinen Vorgänger, sei es bei seinem freiwilligen Abgang, sei es bei seinem Tode, sei es bei Ablauf seiner Amtszeit, ist so einfach, so gerecht und so zweckmäßig. Er hat nur eine Gefahr: die der Vergreisung, die in dem heutigen Herrenhaus, einer seiner Grundfehler, schon Wirklichkeit geworden ist. Und sie kann vermieden werden durch eine Maßregel, die utopisch klingt und doch klar und zweckdienlich ist. Die Summe aller Mitglieder aus eigenem persönlichen Recht und nicht aus Erbe, müßte in zwei Hälften zerlegt werden, in die Alten und die Jungen. Eine Versammlung, die aus Sechzigern und Siebzigern besteht, ist zu alt und zu müde; würde aber für jede Form öffentlichen Wirkens die eine Hälfte ihrer Vertreter den Männern von 30 bis 50 Jahren, die andere denen über 50 vorbehalten, mit der Maßgabe, daß nur die letzten lebenslänglich, die ersten aber bis zum Ablauf ihres 50. Jahres berufen würden, so wäre gesorgt, daß nicht immer nur die müde Weisheit der Alten, deren überstarke Erfahrenheit und Sicherheit im übrigen Niemand höher schätzen kann als ich, sondern auch die stürmische Neuerungslust der jungen und das maßvollere Vorwärtsdringen der vollkräftigen Männer zu Worte käme. In der Adelskurie aber bringt der Zufall des Lebensalters ohnehin zu einem Teil die gleiche Wirkung hervor.

Warum sollte man annehmen, daß der eine oder andere Mangel, der durch das System der Nachfolgererneuung — nötigenfalls durch letztwillige Verfügung — hervorgebracht würde, auch nur zu einem Zehntel der Schaden angerichtet werden würde, den Demos und Mehrheitswahlen uns Jahr für Jahr zufügen. Es wäre in jedem Fall der folgerichtigste Ausfluß des Gedankens der Persönlichkeit, und ich denke, es ist nicht zu fürchten, daß aus diesen Skrutinien nicht alle Meister ihres Faches hervorgehen würden. Alle die braven Werker aber, die heute die Bänke der Sitzungssäle unserer Parlamente füllen, würden verschwinden, und kein Ernster würde um sie trauern.

Die Zeit mag noch fern sein, da diese neue und in Wahrheit doch älteste Form des Parlaments die einzige sein wird. Aber auch bis dahin kann sie uns genug Heil bringen. Eine weitblickende Regierung könnte durch eine Neubildung des preußischen Herrenhauses der Welt sehr deutlich beweisen, daß das alte vielgeschmähte Preußen eines hohen Fortschrittes auf ganz undemokratischem Wege fähig ist. Und sie könnte endlich das Mittel zur Verbesserung unserer übel verfahrenen Reichsverfassung wählen, das uns die Erregungen und Gefahren einer Abänderung des Wahlrechts für den Reichstag ersparen und uns doch vor einer Herrschaft der blinden Masse bewahren würde: die Schaffung eines Reichsrates, eines Oberhauses des Reichs, neben dem Volkshause des Reichstags. Sie könnte uns in ihm einen Rat der Besten schenken, der an Glanz der Namen, der Leistungen, der Persönlichkeiten alle Parlamente der Welt nicht nur erreichen, nein weit überstrahlen würde.

Der Einzelne und der Staat

Das Amt des Reichskanzlers und der Gedanke der Persönlichkeit

In allen Verfassungskämpfen, lauten und leisen, auch in Deutschland, pflegt immer nur die Rede zu sein von zwei Parteien, die sich gegenüberstehen, von Krone und Parlament. In Wahrheit eine große Täuschung, wenn auch schwerlich oft wissentlich ausgeübt. Die Krone bedeutet freilich in der grundsätzlichen Zuspitzung den Herrscher, er ist rechtlich der Inhaber aller Macht, die in seinem Namen ausgeübt wird. Tatsächlich aber ist diese Macht verteilt unter zwei Gewalten, die sie ausüben: den König und das Beamtentum. Es gehört zu dem Stil der Kundgebungen unseres öffentlichen Lebens, daß das Beamtentum durchaus nie von sich als einem Inhaber staatlicher Macht redet: es tritt grundsätzlich hinter den Thron zurück. Gewiß nicht aus Furchtsamkeit; die war dem Riesen Bismarck, der doch immer so sprach, wahrlich fremd, und er hob dies Verhältnis völlig auf, wo es sich um die Deckung seines königlichen Herrn gegen Angriffe handelte. Er vertrat auch durchaus die von ihm geleitete Staatskunst als die seinige. Dennoch, und dies ist kein Widerspruch, wo er die Grundrechte der Verfassung erörterte, sprach er nie von Krone und Ministerium oder Ministerpräsidenten, sondern immer nur vom Könige, als dem einzigen Inhaber der höchsten Gewalt. Ein wenig von verbergender Klugheit liegt hierin doch, denn das Beamtentum übt eine ungeheure Summe von Macht aus — eine unvergleichlich viel größere als das Parlament, und im einzelnen, namentlich der inneren Staatskunst sicher auch eine größere als der König selbst. Sogar ein Konflikt zwischen Herrscher und Kabinett endet, eine Erfahrung liegt nicht weit zurück, nicht immer mit einem Siege des Herrschers. Und selbst starkwillige Persönlichkeiten auf dem Thron greifen nur in sehr wenig Bruchteile der Verwaltung, ja der Gesetzgebung ein. Daß auch die hohen Beamten zuweilen gegen Willen

und Neigung des Kronenträgers handeln, ist allen Wissenden bekannt.

Dieser Sachverhalt ist in keinem Sinne zu bemängeln: solche Teilung der Gewalten bringt in eine in Wahrheit viel mehr auf Einzelherrschaft als auf Parlamentsregierung gestellte Verfassung einen Zug der Einschränkung des Herrschers, der dem Königtum selbst sicher viel öfter zu Segen als zu Hinderung gediehen ist, und der an sich aristokratischer Natur ist. Schon deshalb ist er bei weitem den Einwirkungen des Parlaments vorzuziehen, die am öftesten, wenn auch gewiß nicht immer im Sinn irgendeiner Menge, Mehrheit, Genossenschaft geltend gemacht werden. Beamtentum ist Adel, nicht im Standes-, Bluts- und Erbsinne, aber im Sinne des fähigen Einzelnen. Die Auslesevorkehrungen können mangelhaft sein: aber die Absicht, die Fähigen aufwärts, die Fähigsten an die Spitze zu führen, ist nicht zu verkennen. Der Geist des Beamtentums, soweit seine eigene Zusammensetzung und Bildung in Betracht kommt, ist von einem sehr erfreulich individualaristokratischen Willen bestimmt.

Dennoch fehlt es auch ihm nicht an den Gegenwirkungen des Gedankens der Gemeinschaft. Die Entwicklung jedes Beamtentums ist durchzogen von dem Gegensatz zwischen Genossenschaft und Persönlichkeit, zwischen Kollegium und Einzelbeamten. In unserem Behördenaufbau überwiegt heute zum Glück der Einzelbeamte, die letzte Neuordnung der mittleren Stellen der Staatsverwaltung vermehrte die Macht der Einzelbeamten beträchtlich, setzte in vielen Stücken den Präsidenten der Regierungen an deren Statt. So führt vom Landrat bis zum Oberpräsidenten eine Kette von Einzelbeamten aufwärts. Auch in den höchsten Behörden überwiegt vielleicht der Gedanke der Einzelbeamten: der Geheimrat ist nicht nur in Bismarcks rebellischer Phantasie — rebellierend von unten her im Sinne des ehemaligen Landjunkers und zugleich von oben aus der Sicht des von seidenen Banden verstrickten Riesen — so mächtig. Nach den geltenden Ordnungen untersteht er keinem Kollegium, etwa dem aller Räte seines Ministeriums, sondern dem Minister allein, auf den sein Einfluß ein sehr großer, zuweilen ein erdrückender zu sein pflegt. Auch hiergegen ist

nichts zu sagen, nur mit dem alten Vorbehalt der Dezentralisierung nach Landschaften und der Ämterspaltung nach dem Grundsatz, daß keiner mehr beherrschen soll, als er persönlich durchdringen kann.

Doch auch diesen, in seinem Bereich mächtigsten Beamten ereilt, wenn nicht im Laufe der täglichen Verwaltung, so doch bei den großen, insonderheit den gesetzgeberischen, den organisierenden Maßnahmen, das Schicksal der Bewältigung durch Genossenschaft und Kollegium. Der Minister kann Beratungen aller Räte seines Ministeriums berufen, und entscheidet er auch selbst dann persönlich, der Weg zur Überstimmung des Einzelnen ist dennoch gegeben. Ein noch ungünstigerer Sachverhalt ist im Staatsministerium selbst gegeben, in dem eine Anzahl der großen und der strittigen Sachen geradezu der Beratung und Abstimmung unterworfen sind. Die Folge ist, daß die nicht für den Kampf Bewehrten nur allzuoft dem Kollegium unterliegen werden, und daß selbst die Starken einen großen Teil ihrer Kräfte verzehren, um nur ihr eigenes Werk gegen die Abschwächungen und Verkümmerungen der Mehreren sicherzustellen. Sogar Althoff, dem es wahrlich nicht an Angriffslust, noch weniger an Angriffskraft fehlte, und der bei allem Wohlwollen seines Herzens die brüskesten Mittel der Befehdung nicht verschmähte, ist wutschäumend aus Sitzungen des Staatsministeriums gegangen, in denen er unterlegen war, und pflegte dann zu schwören, er wolle nie wieder in das Staatsministerium gehen. Feinere und minder stoßkräftige Naturen aber gehen zuweilen in diesem Kampf körperlich zugrunde: sie vermögen zu schaffen, aber nicht zu schreien, noch zu überlisten. Der im tiefen Sinne Ehrgeizige wagt auch in diesem waffenlosen Kampf das Leben.

Der Leiter des Staatsministeriums aber, der Ministerpräsident, ist von allen diesen Fesseln nicht befreit, sondern wird aller Form seiner Macht zum Trotz tief in sie verstrickt. Und mag Bismarck auch in diesem Kampf gegen die Ressorts es nicht so sehr mit dem Widerstand und der Übermacht von Kollegien zu tun gehabt haben, mag er mindestens ebenso oft den verhaßten Geheimrat, einen Einzelnen also, als den Feind gesehen haben: die Form, mit der man auch seinen übermächtigen Willen hemmen und vereiteln konnte, war doch immer

die Abstimmung im Kollegium, im Staatsministerium. Es ist kein Zufall, daß eine der nicht nur scheinbaren, sondern der wirkenden Ursachen des Sturzes des Gewaltigen das Verhältnis zum Staatsministerium war. Der Vortrag beim Könige, den er den Ressortministern wieder erschweren wollte, ging freilich auch den Einzelnen an, aber er war doch auch das einzige Mittel, um den Herrscher auf eine Majorisierung des Präsidenten im Kronrat vorzubereiten und günstig zu stimmen. Eine solche Majorisierung mag selten oder nie vorgekommen sein, aber sie war sicher dennoch der äußerste Fall, den zu hintertreiben Bismarck am stärksten ins Auge faßte.

In sehr schroffem Gegensatze zu dieser halb kollegialischen Ordnung der obersten Staatsstellen in Preußen hat Bismarck das Amt des Kanzlers erst für seinen Bund, dann für das Reich geschaffen. Er hat als Grund dafür immer die unerträgliche Verwickeltheit eines Zustandes angegeben, der durch das Nebeneinander eines Reichsministeriums und des Bundesrats entstehen würde. Aber man wird annehmen dürfen, daß ihn eher das bewußte oder unbewußte, in jedem Falle aber tief berechtigte Streben seiner übergewaltigen Kraft nach einziger Geltung und einziger Macht leitete, und mehr noch vielleicht die Summe übler Erfahrungen, die er als preußischer Ministerpräsident gesammelt hatte.

Und so ist aus der Kraft eines gewaltigen Menschen und aus der Not, die Genossenschaft und Kollegium ihm und Anderen bereiteten, das Amt hervorgegangen, das vielleicht das mächtigste der Welt ist, und also den höchsten Sieg darstellt, den der Persönlichkeitsgedanke davongetragen hat. Es ist mächtiger als das irgendeines Premierministers in den parlamentarisch regierten Staaten: denn es ist nicht der Gunst einer Parteigefolgschaft untertan, die wieder hundert Gewichte genossenschaftlicher Hemmung an die Hand des nur angeblich freien Führers hängt, es ist nur dem Willen eines Menschen untergeordnet, dem des Herrschers, d. h. es steht in einer Abhängigkeit, die für jeden Stolzen, Starken unvergleichlich viel leichter zu ertragen ist als die Herrschaft einer vielköpfigen Menge. Wenn dies Verhältnis nur, wie freilich not tut, auf tiefem Einklang zweier Persönlichkeiten be-

ruht, so bietet es eine unsäglich festere Grundlage dar als die Stellung des Leiters eines parlamentarischen Kabinetts mit sicheren, etwa englischen, oder wenigstens halbsicheren, etwa französischen Parteiverhältnissen. In jedem Fall aber ist es ein festerer Boden als die Gewalt eines strikt parlamentarisch regierenden, für die Krone unabsetzbaren Kanzlers, die heute so Vielen als das Ziel ihrer Wünsche vorschwebt, und die doch in einem Land von so unheilbar zersplittertem Parteiwesen, wie Deutschland, eine vom ersten Tage unhaltbare sein würde, ganz abgesehen davon, daß man sie als einen neuen großen Sieg von Masse und Mehrheit nicht im mindesten herbeiwünschen dürfte.

Die älteste, höchste, stärkste Errungenschaft des Persönlichkeitsgedankens, die Einzelherrschaft, das Königtum selbst wird durch die Maße der Macht eines höchsten Einzelbeamten bei weitem nicht erreicht. Dies war der Augenblick der stärksten Tat in der Geschichte der Menschheit, da zum erstenmal Einer vor Alle trat und zu ihnen sprach: Ich will euch gebieten, ihr sollt dem Winke meiner Hand Folge tun! Es ist nicht abzusehen, wieviel alles spätere Handeln der Menschen diesem ersten großen Vorbild herrscherlichen Willens dankt. Fanal ist es geworden, Ziel und Richte aller derer, die je ihrer Kraft trauten und Führer zu sein wagten.

Aber die große Stunde der Geburt des Königtums ist tief in die Morgenzeiten der Menschen zu rücken, wie man sie in Leben und Überlieferung nur bei den jungen Völkern belauschen kann, die eben etwa von dem Urkommunismus der Urzeit zu der Einzelherrschaft der nächst höheren, der Altertumsstufe, übergehen, einer Stufe, wie sie die Franken Chlodovechs oder die Norweger Harald Schönhaars, oder auch die Altmexikaner der Aztekenzeit oder die malaiischen Hova von Madagaskar nicht lange vor dem Ende ihrer Selbständigkeit erstiegen haben. Und da ist denkwürdig genug, daß eben schon in diesem Lebensalter der Völker, das unter Bild und Zeichen des wachsenden, reifenden Königtums steht, auffällig oft das Amt eines höchsten Beamten geschaffen wird. Von den höheren Negern Afrikas, deren hundert Reiche eine überaus fällereiche Formenlehre dieses aufwärts-

steigenden Königtums darstellen, bis zu den Heermeistern der Pharaonen und den Großwesiren erst arabischer, dann türkischer Sultane findet sich dies höchste Amt ungewöhnlich oft: zuweilen bis zur Gefahr des Hausmeiertums heraufgetrieben, bei den Waganda von Ostafrika so gut wie bei den Franken der Merowinger, viel öfter doch in nützliche Schranken gewiesen und dann um so wirksamer, wie im alten Reich von Ägypten oder im römischen Kaisertum unserer sächsischen und schwäbischen Könige. Es scheint, als ob die Mechanik des staatlichen Lebens in dem Königtum der frühen starken Zeiten neben einem mächtigen Herrscher einen mächtigen Einzelbeamten an der Spitze des Gemeinwesens forderte.

Wir aber sollen uns dessen freuen, daß der Gründer unseres Reiches wenigstens dieses Amt dem alten längstvergangenen Vorbild unserer mittelalterlichen Kaiser entliehen hat. Es muß behauptet werden gegen alle Versuche, es dem Genossenschaftsgedanken eines Ministerkollegiums oder, schlimmer noch, dem wechselnden Parteiwesen eines herrschenden Parlaments zu unterwerfen. Von ihm leuchtet der Gedanke des gebietenden Einzelnen wie ein Leuchtfeuer über alle Bezirke unseres öffentlichen Lebens. Es soll und darf uns nicht erlöschen.

Der König im Licht unserer Tage

Ich will nicht von, ich will nicht zu den Königstreuen der alten Tage sprechen. Ich will zu den Zweiflern am Königtum reden und zu denen, die aller alten Dinge müde sind und deshalb dieses ältesten in unserem Staat am meisten. Ich will entscheiden, ob es Reaktion heißt, für König und Königtum einzustehen, oder ob eben die Frohen, Starken, Hoffenden, die alle Segel voll von dem Winde ihres frohen Mutes auf das Meer einer neuen Zeit hinausfahren, um in ihm die Insel ihres neuen Staates, ihrer neuen Gesellschaft zu finden, nicht alle Ursache haben, die goldene Krone des Königtums ihrem Schiff als kostbare Fracht einzuverleiben.

Dies freilich muß als die oberste Regel für solche Prüfung festgehalten werden: wahllos zu verwerfen, was alt ist, das heißt was Ansturm

und Kampf von Jahrhunderten, Jahrtausenden überstanden hat, heißt nicht Stärke, nein, heißt Schwäche. Stark ist nur der, der sich innerlich von der Geltung jeder Überlieferung trennt, der kein Ding auf Erden anerkennt, weil es alt, weil es überliefert ist, der sich aber vorbehält, auch das älteste Gut der Zeiten zu bewahren, wenn es ihn wertvoll dünkt.

So will ich sagen, wie ich zu der Meinung kam, daß es recht, ja not ist, Amt und Erbe der Könige zu erhalten, und zwar nicht wie eine Kraft, die man hüten, mindern, schmälern müsse, daß sie nicht Schaden anrichte, sondern ganz so wie sie im Schoß unserer Geschichte gewachsen ist: frei nicht von Recht gewisser Regel, noch von dem Rat der Stärksten im Volk, wohl aber, so hoffe ich, nicht für immer gebunden an die Abstimmungen eines Parlaments und seiner wechselnden Mehrheiten und also frei von dem Willen der großen Massen und ihrer dumpfen Wählerheere.

Ich rede zuerst von der Schönheit des Königsamtes auf die Gefahr hin, daß die Politiker vom Quebrachozoll und von der Kalimonopolgesetzgebung die drollig ernsten Falten, in die sie ihre Stirn zu legen pflegen, noch tiefer furchen. Königtum ist zuerst und zuletzt Adel: Teil, Bild, Zeichen, Steigerung und Gipfel alles Adels. Gewiß, daß Adel ist, das ist im Sinne der Form des Lebens und für die Erhaltung gebietender Kraft noch wichtiger, als daß Könige sind. Es ließen sich Eiferer einer Adelsherrschaft, im Erb- wie im Persönlichkeitssinne, denken, die gegen das Königtum eingenommen wären. Doch hätten sie unrecht: denn Adel fordert das Bestehen eines Herrschers, auch eines ganzen Herrscherhauses, um seinet-, nicht um des Herrschers willen. Es muß eine Stelle höchsten Stolzes und letzter Erlesenheit der Haltung geben. Nur ein höchster Führer des Volkes, im erblichen Recht sitzend, kann sie ausfüllen. Nur er kann das Höchstmaß von Sicherheit und von Unumschränktheit besitzen, ohne daß die Schönheit der großen, gebieterischen Gebärde nicht denkbar ist. Und nur sie kann höchstes Vorbild, letzter Maßstab für die Lebensform aller Adligen der Leistung und des Erbes sein.

Vieles von dem, was ehedem Geltung hatte, ist in diesem Stück

heute vernachlässigt. Die Hochflut der schlafrockhaften Nachlässigkeit des Zeitalters der realistischen und naturalistischen Kunst hat auch diese Lebenskunst nicht unverschont gelassen. Noch mehr Eintrag mag ihr vielleicht die kläglich hastige Jagd unserer Zeit nach den kleinen, insonderheit den wirtschaftlichen Nützlichkeiten getan haben, von der sich auch unsere Fürsten zuweilen haben fortreißen lassen. Aber drei deutsche Könige haben im vergangenen Jahrhundert doch, das soll unvergessen bleiben, mit der hohen Würde ihres Amtes die hohe Schönheit zu einen gewußt, jeder auf eine andere Weise. Zwei Wittelsbacher und ein Hohenzoller: der erste Ludwig, der die Denkmäler der Kunst um seinen Thron zu häufen trachtete, der zweite, der es wagte, in diesem Jahrhundert der Masse und der Verpöbelung noch als der Führer des Volks ein Eigener zu sein und sein Ich zum Kunstwerk zu machen, und der denken mochte, wenigstens auf dem Thron sei dies möglich, und der diesen Irrtum freilich mit Krone und Leben bezahlte, und endlich der vierte Friedrich Wilhelm, der höchste von allen dreien: er, der Schönheit und Geist, Adel und Ritterlichkeit der Ahnen zur Regel des Staates machen wollte. Auch er ein Opfer des chronologischen Fehlers, der so viele Könige um Lohn und Erfolg ihrer Lebensarbeit betrügt, daß sie ein Menschenalter zu spät zur Regierung gelangen. Sank sein Vater, der selbst nur der posthume König des Rousseau-Realismus und des Werther-Rausches der Bürgerlichkeit war, schon 1820 ins Grab, dann wäre Friedrich Wilhelm, getragen von der tiefsten Bewegung seiner Zeit, von Beifall und Dankbarkeit aller geistigen Führer seines Volkes, der König der Romantik geworden. Alle Dichter, alle Denker, alle Künstler hätte er um sich versammelt, nicht, wie 1840 geschah, als müde Greise, sondern in dem stärksten Aufstreben ihrer Kraft: und das ständische Parlament, das er wollte, an sich ein höchst gesunder Gedanke und jedenfalls die beste Vorbereitung auf den unvermeidlichen Demokratismus, hätte sich in tiefem Einklang zu diesem Chor der hohen Geister unseres Volkes gesellt. Selbst Heine, dem wir, die wir die Schönheit lieben, nie sein verräterisches Überlaufen aus dem Lager der Romantik in das ihrer schlimmsten Feinde, der Revolutionäre von der Gasse, vergessen wollen, er hätte vielleicht damals noch nicht gewagt,

seinen undankbaren und ungerechten Spott über ein Königtum auszuschütten, das einmal in Preußen, das eine einzige Mal, Kultur und Staat zu einer lebendigen Einheit verschmolzen und unserem Volk damit ein sehr seltenes, nur von Gotik und Rokoko erreichtes Gut von neuem geschenkt haben würde. Von alledem ist nur ein Bruchstück verwirklicht worden: zu spät. Aber aus dem edlen Trümmerhaufen, der großen Tragik dieses zerbrochenen Herrscherwerkes, das ein viel tieferes, viel ewigeres Recht sein Eigen nannte als die Demokratie, ist ein Überrest und Zeugnis stehen geblieben: die wunderreichen Denkmäler der Redekunst dieses Dulders unter den Königen. Die Ansprache, die er bei der Weihe des neuen Aufbaues der Kathedrale von Köln an das jauchzende Volk gehalten hat, ist für meine Begriffe die schönste Rede, die seit Jahrhunderten von einem deutschen Munde öffentlich gesprochen worden ist.

Ich glaube, all die Künstler und Genießer, die heute sich einem neuen hohen Stil des Lebens entgegensehnen, sie würden die geschworenen Anhänger des Fürsten werden, der solche Schönheit leben, so echte Stärke fördern wollte wie Friedrich Wilhelm. Das Anklammern an alte Kunst, das bei den Fürsten unserer Tage nicht unbegreiflich ist, bringt doch die wirkenden Starken von heute um ihren besten Lohn. Und die Kämpfe gegen den heut schon sinkenden Naturalismus würden von denen, die in Böcklins Namen für Stil und gewollten Zwang der Schönheit fechten und schaffen, unvergleichlich viel schlagkräftiger geführt werden als von den schon müden oder von je mittelmäßigen Vertretern einer letzten realistischen Kompromißlegierung des alten Klassizismus. Doch ist von allen dergleichen Velleitäten, die mehr noch der Zeit als dem Einzelnen zufallen, der Wert von Krone und Königtum für die künstlerische, richtiger lebenskünstlerische Bildung eines Volkes ganz unabhängig. Schaut sie an, die jungen Söhne unserer Herrscherhäuser, wie sie grüßend vom Pferde den Degen senken, oder wie sie ein ganzes Schauhaus, gefüllt von Menschen, mit einer einzigen Neigung des Hauptes grüßen: hier ist ein Letztes von Anmut und Darstellung des äußeren Ichs erreicht, ein Quell von lebengefüllter, lebennaher Schönheit sprudelt hier, neben dem die regellosen Versuche einiger

Künstler, ein vielleicht höheres Neues mit unvergleichlich viel geringeren Mitteln an Zucht und Bildung der Gebärde zu erreichen, unzulänglich genug erscheinen.

Das Blut der Könige, das durch so viel Geschlechter geronnen ist, glaubt man, sein Zauber sei erloschen? Ich denke nicht. König, das Wort bedeutete in uralten Zeiten: Geschlechtsmann, vielleicht Geschlechtshäuptling. In der altnordischen Geschichte wenigstens leitet von da zum Hundertschaftskönig, zum Völkerschaftskönig, zum Stammes- und endlich zum Volkskönig eine ununterbrochene Stufenleiter von Königtümern, die immer an Bluterbe und Blutsverband geknüpft sind. Und das Blut in den Herrschergeschlechtern spricht zu dem Blut in den Familien, die noch auf Erbgang halten: nicht zum Adel allein, nein auch zu den Bauern. Die im Süden oft sehr hochmütig gescholtenen Lande des Ostens, die Mark, Pommern, Preußen, jedes von ihnen würde eine andere Vendée werden, falls man unser Königtum anzutasten versuchen würde. Die junge Königin aus England, auf ihrem Brauteinzug durch Mörderhand erschreckt, sitzt zitternd in ihrem Wagen; wer schützt sie: die spanischen Offiziere? Nein! Als der Rauch der Bombe sich hebt und Trümmer und Verwundete ringsum sichtbar werden, da bahnen sich fünf, sechs hochgewachsene Gestalten im Bürgergewand mit starker Faust den Weg durch die gaffende Menge, umringen die Fürstin und geleiten sie auf langem Wege bis zu ihrem Schlosse: es sind junge Offiziere von der schottischen Garde, die unter den Zuschauern standen, mit ihren Leibern decken sie das Königskind und führen es aus Not und Gefahr. Es gibt noch Tausende von germanischen Führermenschen, die ohne alles Besinnen ebenso handeln würden, und Hunderttausende von Treuen, die ihnen Hilfe und Gefolgschaft leisten würden. Zauber des Blutes! Hier ist nicht Portugal.

Die Frauen sind es, die tiefen Anteil hieran haben: es liegt ein hoher Sinn in den Schwurformen unserer Amtseide, die den Neuling auch für das gesamte Haus des Königs verpflichten. Durch der Frauen Schoß ist der Strom geleitet, der uns Heutige noch mit unseren Ahnen bis ins fünfzigste Glied rückwärts verbindet. Das ganz alte, ganz gewohnte und dennoch immer neue, immer tiefe Wunder des Lebens, das

jede Mutter an ihr Kind knüpft, es ist der Träger all der großen Verkettungen, die das Schicksal der Völker an das Schicksal eines Erbganges von Blut und Seele knüpft. Diese Verkettung ist selbst ein Erbe von Urzeit her vom Dämmer des Menschheitsmorgens und legt ein schweres Gewicht weiblichen Fühlens in die Wagschale der Menschheit gegen den rein männischen Wettbewerb der Einzelnen. Sie sagen, dieser Zauber sei heut erloschen? Ist denn das Wunder der Mutterschaft erloschen?

Soll ich noch reden von Staatsnotwendigkeiten: von der Nützlichkeit einer Einrichtung, die die höchste Gewalt im Staat aller Bewerbung der Starken entzieht, von der Stetigkeit und Einheit, die durch die Macht dieses Blutlaufs den staatlichen Dingen gegeben wird, von der politisch ausmünzbaren Gewalt, die Erbe und Geschlecht dem Inhaber der Krone über das Handeln der Menschen gibt. Ich denke nicht, das ist schon sehr oft geschehen.

Nur das eine sei gegen jeden Zweifel gesichert: der Sieg der Persönlichkeit, den das Königtum bedeutet, erschöpft sich nicht in der Leistung des Ahnherrn, der die Krone errang. Auch der Erbe von Thron und Macht wird ein anderer, indem er das Zepter ergreift: die Kräfte seines Armes wachsen, weil die Macht seines gebietenden Trägers so groß ist. Das unbedingte Befehlen-Können macht auch den Befehlenden anders, stärker.

Und kommt noch der Adel höchster Leistung in dem Inhaber des mächtigsten Amtes unter dem König neben dem Adel des Blutes zur Geltung, so ist ihr Zusammenklang vorbildlich für alles staatliche Tun. Der Erbe des Thrones wird die Seele der Staatslenkung, sein Kanzler ihren Geist, ihren Willen darstellen. So stehen Wilhelm und Bismarck vor dem inneren Auge unseres Volkes noch heute: Adel des Erbes, des Blutes, der strengen Zucht des Ichs hier, Adel der Kraft und des Werkes dort: kann einem Reiche Besseres kommen als solche Einung einer höchsten Lenker?

Von Zucht und von Pflege der Persönlichkeit

Was ist Persönlichkeit? Der einzige Quell von Leben und Bewegung, den es in unserem Geschlechte, den es unter Menschen gibt. Aber da Persönlichkeit Kraft ist, so ist nicht zu verwundern, daß dieser Quell fort und fort überschäumt und seine Umgebung ringsum wieder und wieder zu überfluten, ja zu zerstören trachtet. Damit sind nicht die Zuchtlosen unter den Starken gemeint, denn sie zerstören nicht nur die Andern, nein, auch ihr Selbst und, da sie als Genießer aufzuzehren pflegen, was ihnen an schaffender Kraft geschenkt ist, so werden sie zu Schwachen, verlieren Kaste — die wertvollste, die es gibt, die der Zeugungskräftigen — und kommen nicht mehr in Betracht. Nur von denen sei gesprochen, die aus dem Überfluß ihres gebietenden oder bildenden Vermögens Unheil anrichten.

Die Geschichte läßt zu gegebenen Zeiten drei Formen solchen Überschwanges der Ichkraft erkennen: in den hohen reichen Zeiten des Mittelalters war es die Lust an Gewalt und Gewalttat, die die Stärkeren anfeuerte, ihrer Umgebung immer von neuem Zwang und Unbill anzutun. Es war ein Sichregen, das denen, die so taten, so wenig zum Vorwurf gemacht werden darf wie dem Wildbach, der Hof und Haus zerstört, oder dem Wolf, der das Lamm zerreißt. Aber es kam die Zeit, da Fürst und Staat der Wilden Meister wurden, ihnen den Frieden aufzwangen, dem Land ihn schenkten und die schäumenden Wasser dieser Überkraft gar zwangen, dem gemeinen Wesen die Mühlen seiner nützlichen Tätigkeit zu treiben. Im übrigen aber machte der Staat aus der Gewalt ein Monopol für sich selbst, nannte seine Fehden Kriege und gerechte Kriege und gab so dem Trieb der Starken nach Gewalttat eine erlaubte, rechtmäßige Form.

Nun wurde Macht die Sehnsucht und die Sünde derer, die von Gewalt zu lassen gezwungen worden waren. Der Edelmann hob sich nicht allein über die Bauern und machte sie zu Gehilfen seiner Wirtschaft, was Recht, nein, er drückte sie unter das Joch unerträglicher Sklaverei, was Unrecht war. Die Männer des Staates aber, die

noch eben dem Adel die Auswüchse seiner Kraft genommen hatten, was Recht, wurden Zwingherren der Bürger, der Bauern und schließlich zuweilen der Edelleute selbst, was Unrecht war. Als Fürsten erfanden sie ein Zeremoniell, das ihnen sehr viel weniger Persönlichkeit gab, als es andern nahm, als Hofleute bildeten sie, Erben des Adels, einen Hochmut aus, der fast unerträglicher war als einst die Gewalttat, als Beamte stifteten sie fast ebenso viel Unheil durch ein Zuviel des Regierens, als sie Segen durch dies Regieren selbst bringen konnten. Aber das Bürgertum erhob sich, der vierte Stand drängte nach, der Staat selbst zwang seine Fürsten, seine Beamten, Macht aufzugeben, und unsäglich viel von dem Druck des Übermaßes dieser Macht ist wieder geschwunden.

Aber noch eine dritte Form hat der Überschwang der um sich greifenden Ichkraft angenommen, am entschiedensten erst im neunzehnten Jahrhundert: es ist der Erwerbstrieb, der mit dämonischer Macht die Großgewerbetreibenden, die Großkaufleute ergriff, daß sie als Fabrikherren dem niederen Bürgertum der Arbeiter, das sich abspaltete und als vierter unter den dritten Stand sank, ein hartes und häßliches Joch auferlegten und als Handelsherren unmerklich und ohne sichtbaren Zwang, kaum faßbar und deshalb um so gefährlicher, alle Anderen im Volk übervorteilten. Hier erhoben sich, wenigstens gegen die Unternehmer des Großgewerbes, die Bedrückten selbst, die Arbeiter, und nötigten mittelbar den Staat und die oberen Klassen, diesem hemmungslosen Erwerbssinn Zaum und Zügel anzulegen, die Schwachen gegen Ausbeutung zu schützen und da für sie zu sorgen, wo es ihre eigene Kraft übersteigt. Die Sozialdemokratie, als Klassenbewegung, ohne jeden Zusammenhang mit ihrem Genossenschaftsgedanken und ihrer Feindschaft gegen die Persönlichkeit angesehen, hat sehr viel gutes Recht auf ihrer Seite. Man wird sagen dürfen, auch dieser Kampf ist im Grundsatz entschieden.

Sollte man wünschen, daß alle diese Übermaße nie gewesen wären? Mit Nichten, das hieße nicht allein alle Geschichte in graues Einerlei tauchen, nein, auch die Persönlichkeit selbst lähmen, töten wollen. Denn die gleiche Springkraft, die sie zu allem Wirken beständiger

Werke, ewiger Werte treibt, sie mußte sie auch zu Überschwang und Ausschreitung führen. Aber die Geschichte der Persönlichkeit erlebt, wie die aller Sachentwicklungen, immer neue Stufen. Es kann Amt und Sendung der vierten sein, selbst die Reste noch von der zweiten oder dritten von sich abzutun, und eben die Starken werden ihre Stärke dann darin zeigen, den ererbten Geist der früheren Alter in sich und Anderen zu bekämpfen.

So meine ich, ergeht heute das Geheiß des Schicksals an die Führenden, viele, wenn nicht alle Reste abzutun, die von jenen Übermaßen uns blieben. Ich habe vor Jahren zu erweisen gesucht, nicht so sehr als Forderung, denn als Folgerung aus allem alten Geschehen, daß der Staat einmal auf das Recht des blutigen Waffenganges wird verzichten müssen, sowie die Einzelnen auf den letzten Nachhall des alten Blutrechts, auf den Zweikampf werden verzichten müssen. So werden die Inhaber aller Kronen auch auf ein Höchstmaß selbstherrlicher Machtausübung verzichten müssen, das ihnen die Staatsform unserer Stufe, der Imperialismus, unter der Maske von Demokratismus, die dem Imperialismus seit der Cäsaren Zeit eigentümlich ist, so verlockend darbietet. Die deutschen Herrscher haben, wenn sie so tun, ohnehin ein leichtes Werk: sie haben nur nötig, der Form pflicht- und amtsbewußter Selbstbeschränkung nachzuahmen, für die Wilhelm der Alte ein vorbildliches Muster aufgestellt hat, ohne daß sie doch auf den hohen Schwung des vierten Friedrich Wilhelm oder die neue Stilisierung von Krone und Königtum, die wir Neuen von unserem Zeitalter erwarten, zu verzichten brauchten. Und es ist anzunehmen, daß sie dies Opfer dem Adelsgedanken, dessen Herrschaft wir erhoffen, eher bringen werden als dem Demokratismus der Massen oder demselben Sozialismus, dem die Besten unter ihnen den Geist der Fürsorge für die Schwachen entlehnt, dem sie damit den gerechten Kern seiner Forderungen erfüllt haben, und dessen weiterem Streben nach Massenherrschaft und Massenwirtschaft sie mit allem Fug Widerstand leisten. So aber wird auch in der Staatsverwaltung auf eine durchgreifende Dezentralisierung und auf einen Partikularismus nicht so sehr um der Stämmespaltung als um der Persönlichkeits-

entfaltung willen gedrungen werden müssen, damit Freie und Selbständige über Freie und Selbständige gebieten, und so gebieten, wie es der Würde derer wohl ansteht, deren öffentliche Angelegenheiten sie besorgen sollen. So wird endlich das Erbe des Kathedersozialismus, soweit er nicht genössischen Geist, sondern Fürsorge pflegen wollte, aufrechterhalten werden müssen, daß die Raubinstinkte wirtschaftlicher Ausbeutung sich in den Starken nie wieder regen.

In jeder dieser Forderungen drückt sich das tiefste, wahrste Drängen der Zukunftsstarken unserer Zeit, das nach einem Adel der Schaffenden, aus, das nur erst sich Wort und Form sucht. Jede setzt dem Persönlichkeitstrieb eine Schranke, zugunsten der Schwachen, doch schon auch zugunsten der Starken gegen die Stärksten. Denn dieser Zucht muß eine Pflege entsprechen. Ihr oberster Grundsatz darf immer von neuem angerufen werden: so vielen Starken als recht und möglich ist, Platz und Sendung zu sichern. So vielen Starken als recht und möglich, das soll heißen: Niemand soll über mehr Dinge, mehr Menschen gebieten, als er in lebendiger Nähe von Mensch zu Mensch umfassen, durchdringen kann, und Niemand, der ein solches Werk zu wirken vermag, soll im wesentlichen hierin durch einen Oberen gestört werden. Diese individualaristokratische Lösung ist liberal von Grund aus und undemokratisch von Grund aus. Der neue Gedanke teilt mit Liberalismus, Demokratismus und Sozialismus nicht nur, daß er tief eingreifen und umändern will, sondern auch, daß er vom Recht der Einzelnen, die Gesellschaft und Staat bilden, ausgeht, nicht aber von dem der Gemeinschaft. Aber die neue Losung trennt sich von allem Alten, insofern sie nie für Alle gelten will, insofern sie letzte Freiheit und volle Rechte nur für die Starken heischt. Nicht damit diese sorglos genießen, sondern damit sie angespannt und in Wahrheit wirksam schaffen können. Nicht damit sie die Schwachen knechten und ausbeuten, sondern sie leiten, die selbst nicht eigene Wege finden können, ihnen gebieten, denen nicht gegeben ist, sich selbst zu gebieten und noch weniger Anderen!

Für die Führenden aber muß dieser Gedanke, der Zucht und Pflege der Persönlichkeit gleichermaßen bedeutet, bis in viele Einzelheiten

hinein zur Geltung gebracht werden: daß ein Zuviel, ein Zuweit der Herrschaft vermieden werde. Von den Beamten soll noch gesprochen werden, aber noch viel mehr Gründe sprechen dafür, auch alle werbenden Berufe dieser Regel zu unterwerfen. Eine Unmöglichkeit und zugleich ein Irrtum ist es, die Menschen und Stoffe anhäufende Bewegung des Gewerbes zum Großbetrieb rückgängig machen und sie bis zu ihrem Ausgangspunkt, zum Betrieb des alten Handwerksmeisters zurückführen zu wollen. Aber eine Grenze sollte auch hier gegeben sein: gezogen nach der Menge der helfenden Menschen. Tausend Arbeiter, vielleicht auch einige Hunderte mehr, sind noch zu übersehen, sie kann ein Mann noch persönlich kennen und lenken, aber nicht mehr. Alle Kassen- und Fürsorgevorschriften von heute nützen, aber sie sind unsäglich mechanisch, sind buchstabentot, wie so Vieles in unserem öffentlichen Tun: Leben kann nur der Einzelne bringen, pflegen, wirken. Es erscheint wie eine Utopie, aber es wird noch einmal das anerkannte Ziel unserer Entwicklung werden, daß kein Unternehmen über dieses Höchstmaß wachsen darf, daß jedes, das es dennoch täte, einer Spaltung unterworfen werden muß.

Im gleichen Sinne müßten alle kaufmännischen, alle landwirtschaftlichen Unternehmungen behandelt werden. Nur daß die Zahl der Angestellten wie schon für manches Großgewerbe höherer Gattung einen viel zu mechanischen, also plumpen Maßstab abgäbe. Einen viel besseren, fast untrüglichen gibt es: wo immer das Haupt der Unternehmung einen leitenden Helfer sich bei- und unterordnet, der halbe oder mehr als halbe Selbständigkeit im Tun hat und doch der Form und im wichtigsten auch der Wahrheit nach ein Abhängiger ist, da ist der Punkt der notwendigen Spaltung gegeben. Der Großgrundbesitzer schon, der drei große Güter bewirtschaften will, hat ein unerfüllbares Maß von Macht und Verantwortung. Eine Bank, die fünf Direktoren und zehn Abteilungsleiter hat, ist fünfzehnmal zu groß.

Der Zwang zur Spaltung mag autokratisch anmuten, allein ich vermag nicht einzusehen, warum eine solche Zucht und Pflege der Persönlichkeit unmöglicher sein soll als die seit Jahrzehnten vorwärts

drängende Förderung der Zusammenschweißung von Führenden und Geführten zu erzwungener oder gewollter Genossenschaft durch Gesetzgebung und freie Bewegung. Der Nutzen solchen neuen Zwanges aber würde ein doppelter sein. Einmal die Fürsorge für alle Helfenden und Untergeordneten würde in ein lebenswarmes menschliches Werk umgewandelt anstatt eines ungeheuern Mechanismus von Paragraphen, Klebe- und Kassenstellen. Das Verhältnis der Führenden zu den Geleiteten müßte und könnte wieder ein ständiges und persönliches werden, da heute der große Fabrikherr seine Arbeiter nicht mehr bei Namen oder Antlitz kennt. Viel wichtiger aber noch wäre, daß eine sehr viel größere Anzahl von Führermenschen wieder stolzes und freies Wirken gewinnen könnte. Der Mammutmaßstab der Ringe und Syndikate im Großgewerbe, der Großbanken im Geldhandel wie längst der Latifundien in der Landwirtschaft ist an sich eine Gefahr für unser Gemeinwesen, da er wenigen Einzelnen viel zu viel Macht auch dem Staat gegenüber einräumt, er ist der Verderb für alle Verhältnisse zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, da er zwischen beide nur halb oder gar nicht interessierte Beamte stellt, vor allem aber ist er ein Grab von Persönlichkeit, da er bis zu neun Zehnteln aller Führermenschen von unabhängigen Leitern zu abhängigen Angestellten von Unternehmungen erniedert. Mir schnitt ins Herz, als ich dieser Tage den Namen einer altberühmten Berliner Handlung als Abteilungsbezeichnung einer Riesen-Aktiengesellschaft wiederfand; das Syndikat wächst auch bei uns zum Riesenunternehmen zusammen.

Man wird sagen: der unaufhaltsame Gang der volkswirtschaftlichen Entwicklung führe diesen Weg. Aber noch immer ist es der Einsicht in neue Zukunftsnotwendigkeiten gelungen, diesen Gang zu beeinflussen; und mehr: diese Einsicht ist schon die erste Ankündigung der neuen Entwicklung selbst. Eine immanente Notwendigkeit des Lebens wird Niemand darin sehen können, daß eine Mammutgesellschaft zwanzig Großindustrielle um ihre Selbständigkeit bringt und zu Buchhaltern herabwürdigt. Wie auch sollen wir wieder Leben und Bewegung von den Erzeugnissen unseres Gewerbes erwarten, wenn wir nicht die mechanischste aller Formen der Mechanisierung, die durch

den Riesenbetrieb, beseitigen. Nur so kann wieder, die wir nun ein halbes Jahrhundert schon entbehren: frei wachsende Schönheit sich entbinden: Schönheit der Dinge, Schönheit der Menschen.

Dezentralisierung, Partikularismus und Persönlichkeit

Wir haben nun jahrzehntelang Sozialpolitik getrieben, und soweit sie recht und billig ist, mag die Fürsorge für die Schwachen noch immer weiter schreiten. Aber wir sollten von heute ab ebenso viele Jahrzehnte Personalpolitik treiben, wenn dieses Unwort erlaubt ist. Das heißt, wir sollten unsere Ordnungen so umgestalten, daß sie möglichst vielen Freien, Starken, Führenden Raum und Selbständigkeit gewähren.

Schon war von Erwerb und Wirtschaft die Rede. Doch auch der Staat, der so viele Formen der Führung seinen Dienern ausschließlich vorbehalten hat, er hat vor allem die Pflicht, zu sorgen, daß er nicht durch das Wie der Lenkung sein bestes Was, das Gut des Stolzes und der Stärke der höheren Menschen verderbe. Und so schwer es sein mag, die Ausführung im einzelnen in die Wege zu leiten: die gleiche Grundregel ist auch hier für Ziel und Richtung aufzustellen und zu erhärten. Sie heißt: Niemandem soll ein weiterer Machtbezirk zugewiesen werden, als er in lebenswarmer Nähe, in Wirkung von Mensch zu Mensch durchdringen kann. Daraus folgt zuerst eine Beschränkung jeder übermäßigen Machtausdehnung, zum zweiten aber auch ein Schutz für den an seinem Ort Gebietenden gegen seine Oberen. Und da in unseren vielstufigen Beamtenkörpern fast Jeder Oberer und Untergebener zugleich ist, so muß ihm durch diese Regel mit der Beschränkung seines Machttriebes nach unten zugleich Schutz gegen Druck von oben zuteil werden.

Am Amt des Landrats, dem schätzenswertesten, soll als an einem Beispiel erwiesen werden, wieviel sehr wirksame Folgen diese allgemeine Regel im einzelnen haben muß. Zum ersten: ein ganzes System von Zuständigkeitsschranken muß errichtet werden, um ihn aus einem

Rade der Zentralstaatsmaschine zu einem halbfreien Gebietenden zu machen. Es ist heute, als ob wir vergessen hätten, mit wie laut erhobenen Stimmen die Staatslehrer der Generation von Dahlmann und Treitschke gegen die Zentralisierung gekämpft haben. Unseren Gesetzen und Verordnungen selbst muß wieder eine Gelenkigkeit und Biegsamkeit gegeben werden, die Abweichungen in der Ausführung nicht nur wie läßliche Sünden hingehen läßt, sondern ausdrücklich ermöglicht, ja erleichtert. Der Landrat aber, der Leiter desjenigen Teilausschnittes aus dem Staatsgebiet, der eine noch allenfalls zu Eigenleben befähigte Zelle darstellt, ist der gegebene Träger solcher Auslegungs- und Anwendungsbefugnis. Auch dem Statthalter einer Landschaft, oder wie unsere Amtssprache mit toten und häßlichen Fremdworten sagt, dem Oberpräsidenten der Provinz, müßte ein erster Anteil an diesem Rechte zufallen. Aber die Fülle der geographischen Mannigfaltigkeit verlangt, daß der Gau, oder wie unsere Amtssprache mit zwar nicht fremdem, aber pedantischem und allen metallischen Klanges barem Wort sagt, der Kreis die eigentliche Ureinheit darstellt. Die Überflüssigkeit der Bezirke und Regierungen, die bis zu einem gewissen Grade auch ungeschichtlich sind, braucht nicht von neuem beteuert zu werden. Ist wirklich an einer Zwischenbehörde noch eine so vielgespaltene Sachteilung nötig, so müßte sie auf den Oberpräsidenten und eine ihm beizugebende Regierung übergehen.

Solche halb gesetzgeberische Freiheit der Landräte und der Oberpräsidenten, die heute auf ein lächerlich kleinliches Mindestmaß zurückgeführt ist, würde aber eine ebenso große Summe von Schutzmaßregeln für das Wie der Verwaltungsordnung und des Geschäftsganges, für den Instanzenzug, den Berichtszwang und vieles Andere mehr erfordern, die alle den Sinn und den Zweck haben müßten, das Gebot der Zentralverwaltung in sehr vielen Stücken beim Oberpräsidenten, in ebenso vielen beim Landrat enden zu lassen, noch mehr Entscheidungen aber ihr ganz zu entziehen und sie dem freien und eigenen Ermessen der Leiter von Landschaft und Gau zu überlassen. Schon dies beides besagt sehr viel, bedeutet ein dem Geist der heutigen Gesetzgebung schlechthin Entgegengesetztes. Denn dieser ist auf nichts

so sehr bedacht wie auf Gleichförmigkeit und Entrechtung der unteren Behörden, auf Vereinigung immer neuer Macht bei den obersten Stellen. Ihm würde grauen vor der Unregelmäßigkeit, Buntscheckigkeit und Willkür eines Zustandes, wie er hier gefordert ist.

Zum zweiten: der Landrat muß seinerseits vor einem Zuviel von Machtvollkommenheit bewahrt werden: im gleichen Sinne wie ihm selbst soll auch den Bürgermeistern, den Guts- und Gemeindevorstehern — die Amtsvorsteher sollte man als unnützes Zwischenglied ausschalten — ein Zuwachs an Rechten und Machtbefugnissen zufallen. So gut und billig es ist, geschichtliche Grenzen beizubehalten — die Linealgrenzen von Amerika und Australien müssen einen Gipfel nicht nur von Ungeschichtlichkeit, nein, auch von Unzweckmäßigkeit darstellen — so sollte man in gemessen langen Zwischenräumen jeden Kreis, dessen Volkszahl sehr weit über das Maß gewachsen ist, verkleinern oder teilen.

Wiederum zum Schutze dieses wichtigsten Einzelbeamten sollte man nicht, wie jüngst in der Reichsversicherungsordnung geplant war, sachliche Spaltungen vornehmen, sondern sollte immer nur den einen Einzelbeamten in seinem Bezirk den Träger aller Machtbefugnisse sein lassen. Auch dies aus einem sehr lebensnahen Grunde: nicht die eine begriffliche Summe gewisser Sachgattungen der Verwaltung kann die Einheit der Befugnisse eines Beamten und damit des Amtes selbst darstellen, sondern nur ein bestimmter Bezirk und ein bestimmter Teil des Volkes. Begriffe töten, Berührungen zwischen Mensch und Mensch sind das Leben. Unser Verwaltungsbau widerspricht diesem Grundsatz schon allzu oft: die Verkehrs- und die Zollangelegenheiten, von vielem Geringeren zu geschweigen, sind schon von der Landesverwaltung abgetrennt. Die Ordnungen der romanischen Länder, Italiens und Frankreichs sind in diesem Stück einheitlicher und also lebensvoller. Aus dem gleichen Grunde müßte die Ortsangesessenheit und die lange Amtsdauer, wie für jeden Beamten, so insonderheit für diesen, ebensosehr gepflegt werden, wie beide heute zuweilen beanstandet, meist vernachlässigt werden. Der Staat hat nun schon so lange Jahrhunderte aus Sorge um seine Einheit den Kampf gegen den un-

berechtigten, aber auch gegen den natürlichen Partikularismus geführt, daß er heute sich dieser Sorge wahrlich entschlagen kann.

Im selben Sinne müßte den höchsten Beamten der Provinzen eine fast statthaltermäßige Macht gegeben werden. Wie weit liegen die Tage von Schön und Vincke und aller der anderen berühmten Oberpräsidenten zurück — Ausnahmen, wie die des Grafen Zedlitz, bestätigen die Regel. Es gab und gibt Oberpräsidenten, die überhaupt nie Farbe und Gestalt in den Augen ihrer Landschaft gewonnen haben: Aktenvermittlungsstellen, nicht Menschen. Ihr Amt ist aber um so schöner und wichtiger, als sein Bezirk sich in den meisten Fällen mit einer Gesittungs-, zuweilen auch einer Geisteseinheit deutschen Landes deckt, deren geborene Wahrer und Pfleger sie sein müßten. Selbstverständlich müßte ihnen auch das staatliche Jus circa spiritualia, die Pflege der hohen Schulen und der Kunstanstalten aufgetragen werden.

Nur sei diesem Irrtum gewehrt, als handle es sich bei solchen Forderungen um eine Pflege der Besonderheiten der deutschen Stämme um ihrer selbst willen. Das ist nicht die Meinung, und die so geräuschvoll auftretende und innerlich so wenig erfolgreiche Bewegung für die Heimatdichtung läßt erkennen, wie leicht hier subalterne behagliche Kleinigkeiten mit den Tiefen deutscher Besonderheit verwechselt werden, wie man zwar leicht Zeitschriften und Lärm entstehen lassen kann, nicht aber einer wirklichen Dichtkunst zum Leben verhelfen kann. Wie unvergleichlich viel mehr hat bei aller Begrenztheit auf das Kleine und Bürgerliche die Reihe der Landschaftsdichter der fünfziger Jahre, Otto Ludwig, Klaus Groth, Theodor Storm, Fritz Reuter, zustande gebracht, denen keine lautschallende Verkündigung voranschritt. Hier gilt die Regel: je stiller und ungestörter man alles geistige Wachstum sich vollziehen läßt, desto eher wird es seine Stärke offenbaren. Desgleichen sollte sich die an sich glücklichere Bewegung zur Pflege landschaftlicher Eigentümlichkeiten, des Hausbaus, der Volkstracht, der Mundart und so fort, wie vor der Pest davor hüten, Vermorschtes künstlich zu erhalten, und weit mehr darauf ausgehen, der eindringenden Gleichmacherei, etwa der Ausbreitung der zum

Glück jammervollen Städterbaukunst auf dem Lande entgegenzutreten. Nicht Stillstand und starres Festhalten, sondern Fortentwicklung des Alten, Überlieferten wird hier die Losung sein. Auch hierin wird man, was stürzen will, nicht halten können. Regt sich aber neue, stille Besonderheit, so wird sie am ehesten gedeihen, je weniger man sie mit lauten Losungen ausschreit.

Der hier obschwebende Gedanke ist vielmehr der: was in den Wurzeln und oft unfaßbar für jede Erklärung, geschweige denn — und dies zum Heil — für laute Forderung, an Sonderart der deutschen Stämme besteht, dies soll unangetastet gelassen werden, weil hierin die ganz andere und viel feiner differenzierte Sonderart von Persönlichkeiten den fruchtbarsten und gedeihlichsten Nährboden finden würde. Und damit ist zugleich gesagt, daß nicht in wilder Willkür der Lebensführung und der Lebensleistung, an die die Kaffeehausliteraten zuerst denken, die Vorbedingung einer Freiheit der Persönlichkeit gesehen werden soll, sondern in allgemeinen Verschiedenheiten der Volkstümer und der Stammesarten, auf deren Grund sich die engeren Besonderheiten der Einzelnen am ehesten entfalten werden. Welch einen Wert stellt heute schon die trotzig bewahrte Eigenart der Schweizer Alemannen für unser gesamtes Volkstum dar, und wie auffällig viele große Starke sind auf ihrem Grund gediehen: Böcklin, Keller, doch auch Konrad Ferdinand Meyer und heute wieder Hodler. Keine reichsdeutsche Landschaft hat für die letzte Jahrhunderthälfte eine gleiche Reihe schaffender Künstler aufzuweisen. Die Sonderart der bildenden und redenden Künstler ist in diesem Zusammenhang aber nur Sinnbild und Gleichnis einer ähnlichen Sonderart unter den Männern des Handelns, vornehmlich der Verwaltung. Deren Wirken ist über ein ganzes Volk hin weit weniger leicht zu erkennen: alle die gänzlich mechanischen Rang- und Amtsgleichheiten sind ja wie geschaffen, um die Leistung des Einzelnen nicht nur nicht hervortreten zu lassen, sondern geradezu zu verbergen. Nur wenige Leitende mögen in Deutschland wissen, wer die Emporragenden unter den Staats- und Stadtbeamten sind. Aber gleichviel in welchem Maße heute aller gleichmacherischen Einebnung zum Trotz sich noch Starke und Be-

sondere bewahrt haben, dies ist gewiß und unumstößlich, daß auch unter ihnen Mannigfaltigkeit und Eigenwuchs zu erhalten oder, mühsam genug, wiederherzustellen ein Ziel ist, dem es jetzt mit der gleichen Kraft zuzustreben gilt, die der heutige Staat viele Jahrzehnte lang daran gesetzt hat, das Gegenteil zu bewirken, lebendige Menschen zu Werkzeugen, ja zu Maschinenrädern zu machen.

Wir Geistigen, die wir hier nur Zuschauer sind, wissen allenfalls von den wirkenden Kräften, von den wirkenden Männern aber, leider, wenig genug. Der hier schreibt, vermißt sich auch nicht, den Männern der werktätigen Arbeit in ihr Gewerbe zu pfuschen; ihm ist wohl bewußt, daß Wandlungen, die sich in drei Zeilen beschreiben lassen, ebensoviel Jahrzehnte brauchen würden, um verwirklicht zu werden. Aber so wenig er sich für zuständig hält, über die Einzelheiten oder die einzelnen Möglichkeiten einer Umordnung zu urteilen, so gewiß ist ihm die Berechtigung dieser allgemeinen Forderungen, ja mehr noch: daß die Entwicklung der nächsten Jahrzehnte — denn nur um sehr lange und langsame Veränderungen kann es sich handeln — diesen Weg gehen muß, wenn anders uns nicht Sozialismus und Massenkultur überfluten sollen.

Die Dezentralisierung der Zentrale

Diejenige Schicht, auf deren Kosten aller Machtzuwachs der mittleren und örtlichen Ämter geschaffen werden könnte, kann nur die Zentrale sein. Welch eine Unfolgerichtigkeit: man läuft in so vielen Stücken Sturm gegen die Bevorzugung Berlins, und zwar mit Recht, aber die Gewalt der obersten Staatsbehörden ist in fortwährender Vermehrung begriffen. Man muß nur Einzelheiten wissen, um zu erkennen, bis zu welch unbegreiflichem Fanatismus der Trieb der Zentralisierung gesteigert ist. Der einzelnen Persönlichkeit darf man darum nicht gram sein: Althoff, der mit seiner Stierkraft unsäglich viel an äußeren Förderungen für die deutsche Wissenschaft erkämpft hat, und dem eine große Zahl von deutschen Forschern in das Grab

hinein Dank zu bewahren Ursache hat, er war doch ganz beherrscht von diesem Heißhunger des heutigen Großstaats nach Einförmigkeit und Zusammenfassung. Er hat zuweilen ganz kleine Reste von Selbstverwaltung bei den Universitäten mit ebenso großer Leidenschaft wie geringem Recht bekämpft, nur um eine neue, im Grunde sehr untergeordnete Gleichmäßigkeit herzustellen. Eine fast tragische Erscheinung: eine Persönlichkeit, durch ihre große Kraft und ihren starken Wuchs wie geschaffen, dem Gedanken des Führermenschen zu dienen, und doch fort und fort am Werke, Nacken zu beugen, Männer zu demütigen, Persönlichkeit zu brechen. Daß er so tat, war gewiß ein Müssen: das Walten einer Naturkraft, denn bewußt hat Althoff durch eine sehr gerechte Neuordnung des Gehaltswesens mehr als irgendein Anderer für die Unabhängigkeit der vom Staate besoldeten Gelehrten getan. Gewiß auch war sein Handeln ein Ausfluß von Persönlichkeitsdrang, aber der Machttrieb, dem er leidenschaftlich ergeben war, zerstörte so mehr an Selbständigkeit der Anderen, als er der eigenen Kraft zufügen konnte. Immer wird hier ein ungleicher Kampf ausgefochten: der Einzelne, der die auf einen Handgriff bereitliegenden Machtmittel des Staates benutzt, hat eine unvergleichliche Übermacht über den mit solchen Waffen nicht gerüsteten Gegner.

Das Tun des Einzelnen ist in diesem Fall nur Bild und Zeichen der Wirkung des Staates selbst: seine Übermacht vermag noch die Kraft der stärksten Persönlichkeit unter die Füße zu treten. Aber es steht hier nicht nur, wie man denken sollte, Sache gegen Mann, sondern die Träger der Sache sind wieder Einzelne, die in einer sehr eigentümlichen Verflechtung von Sacheifer und Machttrieb für den Staat und zugleich für ihr Selbst kämpfen, wie denn auch die sachliche Staatsmacht ihrer Herkunft nach nur eine Aufspeicherung der Kraft ihrer gewesenen Inhaber, ihrer Gründer und Mehrer und im Grunde auch ihrer gegenwärtigen Verwalter darstellt. So steht, wenn man will, Persönlichkeit gegen Persönlichkeit. Aber der Kampf ist ungleich und alles andere als fair im ritterlichen Sinne. Hier der Einzelne, Lebende, der nur über seine Kraft und das von ihr etwa errungene

Gut an Macht verfügt, dort aber ein Anderer, der mit einem Druck auf die Kurbel, die in seiner Hand liegt, die ungeheure Voltampère-Zahl von Kräftespannungen auslösen kann, die die in Jahrhunderten errichtete Mammutmaschine Staat in sich birgt. Wohl waren, die diese Maschine bauten, Starke, aber der sie heute in Bewegung setzt, ist vielleicht ein sehr viel Schwächerer als der ihm gegenüberstehende Einzelne.

In tausend Hinsichten mag heute die Zentralisierung aller organischen und aller wichtigen laufenden Entscheidungen bei einer höchsten Stelle in jedem Fachbezirk für den ganzen weiten Staat Leben lähmend, Schaffenskraft störend und zerstörend wirken, wie jede der heutigen Massenanhäufungen von Macht. Gewiß ist eine Zusammenfassung alles staatlichen Geschehens in der Person eines höchsten Beamten in ganzen Behörden für die nur die Gesamtheit angehenden Angelegenheiten und in obersten Lenkern für jeden Sachbezirk der Landesverwaltung unumgänglich. Aber sicher weist unser heutiger Zustand zunächst vielerlei ganz unnötige Verkapselungen auf. Mich will bedünken, als ob der altbrandenburgische und frühpreußische Zustand unserer Verwaltung zweckmäßiger war, der nur Geheime Räte und noch keine Minister kannte. Der heute in der Regel Entscheidende, noch immer der einzelne Geheime Rat, bleibt in einem Maße, das weder der Stärkung seiner Verantwortlichkeit dient, noch auch im Grunde seinem gesunden und gerechtfertigten Selbstgefühl gerecht wird, im Hintergrund, meist sogar hinter den Kulissen der öffentlichen Bühne versteckt. Vorn aber agieren die Staatsminister, angeblich als Leiter, angeblich verantwortlich, in Wahrheit oft, wenn nicht meist nur die Geschobenen, die Willensvollstrecker ihrer Räte. Man wird einwenden, daß dieser Zustand ja allgemein bekannt sei und schon deshalb unschädlich. Ich aber sage: selbst wenn es sich so verhielte, wäre er schädlich; denn niemals ist in den öffentlichen Angelegenheiten der inneren Staatskunst die Verschleierung des wahren Sachverhalts und die Vortäuschung eines anderen nützlich. In Wirklichkeit wissen auch nur wenige Kundige von allen Verwaltungsfächern, wer in jedem der eigentlich Entscheidende ist; die meisten auch von den am Staat

Interessierten wissen nur in dem sie unmittelbar angehenden Hundertstel oder Zwanzigstel Bescheid, und auch wer den Parlaments- und Zeitungsberichten mit gespannter Aufmerksamkeit folgen wollte, würde in den allerwenigsten Fällen ermitteln können, was doch in Wahrheit Kern und Schlüssel aller Dinge ist: den Mann, der eine Maßnahme verursacht hat. Sind, man wird sagen, um des Parlamentes willen, wirklich Minister nötig, die so weitverzweigte und verschiedenartige Verwaltungsbereiche, wie etwa die vom Ministerium des Innern, der öffentlichen Arbeiten oder des Kultus zusammengefaßten, vertreten, so müssen zum mindesten die Dezernate unendlich viel sichtbarer und auch der Form nach selbständiger hervortreten. Sehr viel Schein und Irrsal, die die Massenanhäufung von Macht hier noch häufiger anrichtet als in der Volkswirtschaft, deren bitterer Ernst alle Maskierungen rasch zu zerstören pflegt, würde dadurch vermieden.

Zwei Mißstände würden dadurch zugleich beseitigt, die an den heutigen Verhältnissen deutlich genug in die Augen springen, beide hervorgebracht durch eine Störung des Gleichgewichts der Machtverteilung in der gleichen Behörde. Der eine wird hervorgebracht durch eine Gattung des hohen Beamten, der Glanz und Stellung genug sind, der die Tätigkeit des Unterschriftenleistens nicht ein Zuwenig bedeutet, und die an allem anderen mehr leidet als an dem Hunger nach Arbeit, und der im Grunde auch an der wirklichen Machtausübung nichts gelegen ist, sondern nur am Schein der Macht. Man wird einwenden, diese Gattung sei unschädlich und für die zeitraubende Repräsentation wie geschaffen. Darauf aber ist zu sagen, daß immer Schaden entsteht, wo Schein und Wahrheit der Macht sich trennen: die wirklich Schaffenden, die Arbeitsbienen, müssen einen nicht unbeträchtlichen Teil ihrer Kraft daran setzen, diese ihnen vorgesetzten Scheinmachthaber zu überreden, Kampf und Wettbewerb aller Art, an sich höchst wünschenswert, muß sich im Dunkeln abspielen und wandelt sich dort in Schaden. In jedem Fall aber decken nicht die eigentlich Verantwortlichen, sondern farblose Zwischengestalten, was geschieht, mit ihrem Namen. Jenen Schöpferischen wird zugleich Bürde und Lohn, die ihnen doch beide gebühren, genommen.

Dazu ein anderes Schauspiel, ebenso alltäglich in den obersten Behörden wie das erste: gerade die Starken, die Leistungsfähigen, oft selbst die wahrhaft Schöpferischen, getrieben vom Widerspiel jener satten Bequemlichkeit, von einem unstillbaren Hunger nach Werk, Einfluß, Macht, beherrscht von dem Drang, immer mehr Tätigkeitsbezirke an sich zu ziehen, sie Amtsgenossen zu entreißen, Ehrgeizige wahrlich vom edelsten Schlage, von der Gattung jener, die Wirkung wollen, die das Wesen und nicht den Wahn der Macht begehren, und dennoch nicht zu ihrem, nicht zu der Sache Heil so vorwärts gepeitscht auf ihrer Bahn, die sie freilich laufen, nicht schreiten wollen. Denn daß sie selbst so oft inmitten des Weges atemlos niedersinken, daß ihre Reihe ebensooft jäher Zusammenbruch der Kräfte lichtet, wie unter jenen Gesättigten höchst gedeihliche Gesundheit die Regel ist, das ist bei aller Tragik nur Nemesis und Zeichen eines Übergreifens, das erst Andere, dann sich zerstört. Auch starke Hände suchen oft zu umspannen, was sie zu halten nicht Macht haben. Und was für ein Verhängnis: die Persönlichkeit der Letzterlesenen, der Höchstbevorzugten zieht an sich, raubt Anderen, was sie selbst nicht durchbringen kann. Und das Ergebnis ist, daß der Acker, der dem Wachstum von zwei, drei Starken zum Nährboden dienen könnte, zur Hälfte brach bleibt und den Einen, der ihn besitzt und allein bestellen möchte, noch durch das Übermaß der Arbeit verdirbt.

Noch wichtiger aber würde die Eingrenzung der bei den Zentralstellen überhaupt angesammelten Übermacht sein. Sie ist von allen den Persönlichkeit und Schaffenskraft mordenden Ungetümen unseres öffentlichen Lebens der schlimmste Oger. Warum bei allen Göttern ist es nötig oder nützlich, daß das größte wie das kleinste Ding im ganzen Staat gleichmäßig getan wird, mag es sich nun um einen Brückenzoll oder einen Millionenbau, um eine Nachtwächteranstellung oder um die Berufung eines königlich Großen im Geist handeln. Es widerspricht dem Sinn des Lebens, wenn ein großes Volk wie das unsere immer und immer nur eine Lösung ausführen läßt, wo zehn oder zwanzig möglich wären. Und so wird die Sache nicht gefördert, sondern geschädigt, gelähmt, verkrüppelt durch die gleichmacherische

Einförmigkeit, in der der Staat schon heute der Demokratie und dem Sozialismus den Rang abzulaufen trachtet.

Selbst gesetzt den Fall, die ausgeführte Lösung wäre die in jedem Betracht beste, so wäre es doch in allen Gebieten menschlicher Tätigkeit, außer dem der Technik, und vielleicht auch in diesem, richtiger, wenn nicht ein, sondern zehn Entwürfe Leben und Wirkung gewännen. Im Geistigen, das doch der Staat in so vielen Stücken sich unterjocht, schon selbstverständlich: zehn Hochschulkuratoren würden eine viel reichere Fülle von Gedanken ausführen als der beste Geheimrat, und gar hundert Gymnasialdirektoren viel mehr Erziehungspläne schaffen können als ein noch so weitsichtiger Dezernent. Und ein großer Gewinn wäre es dem Staat, wenn nicht ein Ministerialrat das Jahr über zwanzig große und für Jahrhunderte berechnete Bauten entwerfen dürfte, sondern wenn zwanzig wirkliche Meister vom Bau sie schüfen, die mit ihrem Werke leben würden und mit ihm aus einem Boden gewachsen wären. Und wozu die heutige Öde der Einförmigkeit auch im handelnden Leben, in den Ordnungen und im Geschäftsgang aller, aber auch aller Zweige?

Das wertvollste Opfer aber, das hier fällt, ist nicht eine Sache: viel lebensfeindlicher ist der Schaden, der dem Menschen, dem Schaffenden, zugefügt wird. An die Stelle von zehn, von zwanzig, von hundert Selbständigen, im Wirken Freien, setzt man ebensoviel Subalterne, Handlanger, Räder, die dem Wink, dem Druck der Hand des Einzigen, Bevorzugten gehorchen. Die Folgen sind hier deshalb so viel schlimmer als dort im Reiche der Dinge, weil jeder sachliche Schaden schließlich nach Ablauf eines vielleicht vergeudeten Zeitraumes wieder einzubringen ist: die Spannkraft der Schaffensfähigen aber kann auf Jahrhunderte gelähmt werden, läßt man sie verfallen. Wahrlich dies ist nicht der Wille des Lebens an uns, daß wir die zu Dienern machen, denen die Kraft zur Herrschaft eingeboren ist: Einförmigkeit und Unterwerfung über die Führermenschen verhängen, deren höchste Pflicht ist, eine farbige Fülle von Besonderheit zu entfalten, und deren Recht, nein deren Wert Stolz und Unabhängigkeit bedeutet, das heißt mit Willen und Wissen Armut, Öde, Tod schaffen.

Das Alter der Stände und die Volkspersönlichkeit

An allen Wenden und Kehren unseres Weges, an allen gesetzten und ungesetzten Tagen des Gedenkens und irgendeiner Schau in Fernen der Vergangenheit oder Nähen der Zukunft geht ein stilles oder lautes Klagen, ein Warnen oder Zürnen durch unsere Reihen, es sei zu viel Zwist und zu tiefe Spaltung in unserem Volk. Freie und meist berufene Mahnende, ständige und berufsmäßige, oft sehr unberufene Wächter stehen auf und erklären, das Verderben sei nah, dem Staat oder gar der Gesittung der Deutschen drohe der Untergang, zu schwer sei die Zerklüftung in Glauben und Bildung unseres Geistes, in allen staatlichen und gesellschaftlich-wirtschaftlichen Dingen und letztlich im sittlichen Wollen.

Viel hundert Selbstverständlichkeiten und einige Beobachtungen aus dem Tieferen möchten solche Meinung stützen. Hier sei eine Folge von Gedanken aufgerufen, die nicht zwar das Gegenteil, die Irrigkeit aller dieser Sorgen, aber eine gänzlich abweichende Meinung erweisen soll: daß unsäglich viele von diesen Spaltungen und Zerklüftungen Zeichen und Ergebnis völlig zielgerechter Werdegänge sind, daß die meisten und die heftigsten von ihnen Erscheinungen des natürlichen Wachstums sind, und also, daß, was dem sorgenden Auge wie Fieber und Krankheit erscheinen mag, von dem tiefer bohrenden Blick als Leben und Gesundheit erkannt wird.

Hiervon zu zeugen hat der Geschichtsforscher ein gegründetes Recht. So wenig er ein Lobredner vergangener Zeiten sein soll, und so wenig er Historismus mit Historie, Rückständigkeit mit Liebe zur Vergangenheit, allzu geschichtliche mit geschichtlicher Gesinnung verwechseln soll, so gewiß ist er befugt, das uralte und doch an jedem jungen Tag noch lebenskräftige, lebenstrotzende Gebild des eigenen Volkes als ein Gewachsenes, als ein Gewordenes zu erkennen, das, wie es vieler verschiedener Zeiten Stempel an sich trägt, auch ein Recht auf solche Zusammengesetztheit und das heißt zumeist auch Gegensätzlichkeit ansprechen kann. Ein Volk ist ein Gebirge, dessen Erdschichten sich in Jahrtausenden übereinander gelagert haben; aber die Volksgeschichte verdeckt nicht wie die Erdgeschichte jede frühere Schicht durch die

späteren höheren: sondern es liegen in prachtvoll offenem Aufriß die Geschiebe aller, auch der ältesten Zeiten zutage, sie freilich am ehesten verwittert und verschoben. Ein Volk ist ein Baum, dessen Wachstum in Zeiten und Zeiten um das Kernholz seines frühesten Bestandes Jahrring auf Jahrring ansetzt, nur daß die Hülle der obersten Decke nicht diese Lagerungen verdeckt, sondern das Gebild zeigt dem Auge, das zu sehen vermag, in jedem neuen Alter in offenem Querschnitt die vollständige Folge dieser geschichtlichen und gleichwohl noch immer lebendigen Zeugnisse der Vergangenheit.

Seit wann aber ist es dem Baum Schande, aus vielen Jahrringen zu bestehen, und dem Gebirge Schaden, sich aus vielen und sehr verschiedenen Schichten aufzubauen? Ein Volk weist Jahresringe, weist Schichten auf, die ihrer Beschaffenheit nach allen oder vielen oder einigen anderen widersprüchlich entgegengesetzt sind, und trotzdem ist nur Wachstum, nur Werden, also Gesundheit was sich in diesem Nebeneinander an Gegensätzen zeigt.

Mehr als das: erst der Zusammenhalt aller der einzelnen Schichten ergibt Kraft und letzten Sinn des Ganzen. Nicht die oberste, letzte, neueste Schicht allein, wie so viele wähnen, bestimmt das Wesen und bedeutet das Wirken des Gesamtgebildes: auch nicht die vorletzte Schicht, wie die ältere Generation zu denken pflegt, noch irgendwelche frühere, wie die Gesinnung reiner und starker Reaktion es fordert, sondern das Mit- und Nebeneinander aller Schichten dieses Nacheinanders, das doch auch ein Auseinander ist. Alle diese Schichten sind Kinder, ja Teile, Glieder eines und des gleichen Leibes. Wie sollte nicht erst der Gesamtzustand, das Gesamtbild dieses gliederreichen Körpers darüber entscheiden, was Wesen und Willen der Volkspersönlichkeit ist.

Und endlich: es ist nicht irgendeinem, doch persönlichen, doch endlichen Erkennen anheimgegeben, zu entscheiden, was denn Sinn des Wesens, Richtung des Wollens dieser Volkspersönlichkeit sei. Sondern dieses Wesen, dieses Wollen bezeigt und bezeugt sich selbst in seinem Wirken, seinem Wandeln. Es soll nicht der Geist Hegels aus seiner Asche heraufbeschworen werden, nicht die Stimme dessen, der da

sprach: alles was ist, ist vernünftig. Denn keinem Volke, auch dem starken, auch dem reichen nicht, mangeln die Zeiten, die Alter, in denen seine Kraft erlahmt und sein Wollen in die Irre geht. Dies aber soll gelten: auch die endliche Entscheidung, die Tat selbst ist eine Enthüllung der Volkspersönlichkeit. Die Tat ist das letzte Ergebnis aller der Stimmungen, Strebungen, Wallungen, die sich, mögen sie noch so alt, noch so neu sein, als gleich laute Stimmen in der Seele eines Volkes untereinander verklagen und entschuldigen. Und so ist die Tat des Volkes die unzweideutige Offenbarung seines Geistes, seines einigen Geistes.

Die Urzeit, die Dämmerung, der Menschheitsmorgen schenkt uns noch heute mehr, als wir denken. Unter den Ständen, denn sie sind am ehesten als Schichten in dem gegenwärtigen Gebild unseres Volkes zu erkennen, ist der Bauer ihr Zeuge, Bild und Nachhall. Unser Landvolk hält noch das Erbgut des ältesten Glaubens fest; nur Reste freilich noch, verwitterte, verschwimmende Gestalten: Götter und Geister doch auch einst, so hart auch anderthalb Jahrtausende zähen Priesterzornes sie verfolgt haben. Aberglaube schelten sie, was doch auch einst Glaube war, und als sinnlose Torheit gilt uns allen, was einmal das tiefste Ergebnis eines sehr ernsthaften Versuches, des ersten, den menschliche Vernunft gemacht hat, das feste Netz eines ursächlichen Begreifens über das betäubend bunte, niederdrückend unerklärbare Wirrsal des Geschehens zu werfen, war. Daß noch von jenseits aller Kirche, aller Christlichkeit her ein Schauer des Ahnens oberer Gewalten weht, bedeutet auch heute noch nicht nichts. Ganz davon zu schweigen, daß die alte bunte Welt der Märchen, die einmal nicht Sage, sondern Geschichte, Erzählung und Wirklichkeit war, auch in diesen Zeiten der erbarmenswertesten Nüchternheit und einer Verstandeshelle, die alle Farben nicht lebendiger, nicht farbiger macht, sondern in tötendem Grau erstickt, über uns alle einmal Macht gehabt hat in träumender Morgenzeit unseres Lebens, da wir als Kinder noch der Kindheit unseres Volkes nahe waren. Sie wenigstens hat uns das Christentum, ob es sie gleich nie liebte, nicht nehmen können, am wenigsten da, wo es der alten Heidenzeit seine Maske aufdrückte,

wie am Weihnachtsfest. Und daß unter unseren Mädchen, unseren Müttern einige tiefe, viele einfache dies Gut in liebenden Frauenhänden halten, ist viel. Ihre Treue wahrt einen Born vor dem Schlamm und Schmutz unserer unreinen Zeit, ohne den kein Dichten, kein Bilden zu denken wäre, und sie ist echter Frauen Werk, unvergleichlich größer und tiefer als vieles, das der Irrwahn unserer Tage den unruhig Suchenden eingibt.

Die Wappentiere unserer Herrschergeschlechter, Nachhall der uralten Tierzeichen, Tiergeisterbilder, unter deren Schutz sich einst alle Geschlechter gaben, so gut wie das Haberfeldtreiben bäuerlicher Jungmannschaften, der Mummenschanz der Fastnachtzeiten ist äußeres Erbgut der Urzeit und mag uns nicht allzuviel bedeuten. Doch wenn wir erfahren, daß alles Gilden- und Zunftwesen, daß noch unsere Studenteneinung auf weiten Umwegen von den Männerbünden der Ururzeit stammt, so gilt uns dies mehr. Ingleichen, daß ein tiefer Kern von Urdemokratie und Urkommunismus aus diesem frühesten Alter herzuleiten ist, der in manchen Resteinrichtungen, in Mark und Bannwald, und vielem Genossenschaftswesen unserer Bauern unmittelbar, in vielen scheinbar neuen und neuesten Seitenstücken der Arbeiterbewegung mittelbar nachwirkt. Und noch ist der zäheste und zugleich kostbarste Überrest der Urzeit nicht genannt: der Bauer selbst, der alte deutsche Gemeinfreie, um mit dem Worte Justns Mösers zu reden, mit dem auch er die Gesamtheit deutscher Geschichte in eine Sicht zu spannen gedachte. Hätte sich das Wachstum unserer Geschichte auf das Bauerntum beschränken müssen, so wäre der deutsche Geist und wohl auch der deutsche Staat zu eng geblieben, aber als Grundveste eines stufenreichen Baus mögen alle guten Genien unseres Volkes uns den Bauern bewahren.

Keiner späteren Schicht gehören so viele Erbgüter unseres Besitzes zu, aber Erblasser waren sie alle: das germanische Altertum hat uns die Kronen der Könige und die Standesrechte des Erbadels übermacht. Sie sind unter uns beide viel umstritten, und zeitgemäß heißt heute auf beide zu schelten, sie als wertlos, ja als Hindernis für alle zukünftige Entwicklung anzusehen. Bestehen bleibt auch für die vor-

urteilsloseste und gegenständlichste Wertung, daß sie beide alle späteren Alter mit selten geschwächter, immer wieder ansteigender, im ganzen ungeminderter Kraft überdauert haben. Und gäbe es Maße und Krafteinheiten für die seelischen Stärkespannungen, mit denen die einzelnen persönlich-unpersönlichen Gewalten unseres öffentlichen Daseins die Gemüter bezwungen halten, so würde sich finden, daß keine unserer staatlichen Ordnungen über so stetige und so starke Gefühlsbindungen gebietet wie das Königtum. Der Adel aber ist so tief eingebettet in das sichere, innere Wechselverhältnis, in dem Grundherrschaft und Erbfolge zueinander stehen, er bietet einem tiefen Bedürfnis aller Staats- wie aller Rechtsordnung, dem nach Dauer und Stetigkeit so sichere Stützen, daß er noch manches Schichtenalter der Erdgeschichte unseres Volkes durchleben wird. Die Feindschaft gegen ihn ist hart, er ist härter. Und eben diese seine gesellschaftsphysikalische Eigenschaft macht nicht allein seinen Schutz, nein, auch seinen Wert aus. Alle Staatsbaukunst vermag auf Grundfesten von Basalt und Granit sicherere Mauerwerke aufzuführen als auf Kiesel und rinnendem Sand.

Das Mittelalter hat den Adel erst zu seinen Jahren kommen lassen, hat ihn für Jahrhunderte zum Träger aller höheren Geistigkeit werden lassen: eine Höhe der Selbstverpflichtung, die noch keine Generation deutschen Adels wieder erreicht hat, und die dem heutigen Geschlecht vielleicht eine zweite kräftigere Romantik wieder als Gipfel und Ziel neuen Ringens vor Augen stellen wird. Hat er doch die andere Errungenschaft jener hohen Zeit, das Vermögen, ein Ur- und Vorbild feinerer Gesittung aufzustellen, nie ganz sich entgleiten lassen, da er freilich die lebenatmende Fülle seelischer Ichgestaltung, die er damals in sich darstellte, als er zum Schwertdienst den Frauendienst fügte und aus Liebe und Leidenschaft eine vielverschlungene Lebenskunst machte, im Zeitalter des jungen Goethe und wieder heute dem nachstrebenden dritten Stand überlassen mußte.

Den Adel führte das Mittelalter zur Scheitelhöhe seiner Bahn, das Bürgertum aber ist sein Geschöpf. Weil es später eine stufen- und entwicklungsreiche Geschichte durchlebte, hat es heute dieses

seines Ursprungs fast vergessen. Nur das mittlere Bürgertum der Handwerker und Kleinkaufleute erinnert sich heute, da es zwischen dem Großbetrieb hier, dem Arbeitsmann dort hart um sein Dasein kämpft, dieser Anfänge und strebt mit einer im Kern berechtigten, im Außenwerk irrenden Geschichtlichkeit zu ihnen zurück. Zu diesem Außenwerk aber wird es auch den Gedanken der Zunft rechnen müssen: nur seiner eigenen werbenden Arbeit, seiner eigenen Wehrkraft wird der Handwerker, der Kleinkaufmann der Zukunft sein Heil danken, nicht der Gilde, die er sich als Halt für Fest und Standesbewußtsein wahren mag. Und wird er dergestalt seine Sache auf Persönlichkeit, nicht auf Genossenschaft stellen, so wird er dem gemeinen Wesen fast den gleichen Wert darbieten wie der Bauer, der zäh an seiner Scholle hält.

Kaum daß die Stadt zum Stapelplatz eines viel größeren wirtschaftlichen und allmählich, wenngleich viel langsamer, auch eines neuen geistigen Reichtums wurde, so ist sie auch schon die Schaubühne aller der Spaltungen geworden, die noch heut das Bürgertum zerteilen. Das Großbürgertum des Großhandels und schließlich auch eines größeren Gewerbes ist schnell genug mit Zunft und Handwerk in Streit geraten, und Gesellenschaft und Kleinbürgertum haben als Vorläufer des vierten Standes schon frühzeitig diesen herrschenden Oberschichten, Großbürgertum und Mittelstand, Unruhe gemacht. Der höhere Bürger selbst aber hat damals wohl frühzeitig als handelnder Abenteurer, als Merchant adventurer über See und über die Berge die Kaufmannschaft ins Große getrieben, dann aber hat er einen jahrhundertelangen Niedergang durchlebt und erst in unserer Zeit sich wieder zu der alten Höhe wirtschaftlicher Stärke emporgeschwungen. Zu der alten Höhe und weit über sie hinaus: das wieviel Hundertfache an Besitz, aber auch an Erwerbskraft mag der heutige Hansabund dem alten, von dem er doch Ruhm und Namen leiht, entgegenzustellen haben. Und gerade jetzt widerfährt diesem selben Großbürger, daß sein Name zum Schimpfwort gemacht wird von der andringenden Masse der wirtschaftlich Beherrschten, und daß, was der erste und letzte Maßstab seines Leistens und seiner Tüchtigkeit ist, die

Höhe seines Erwerbs ihm zu Tadel und Fluch verkehrt wird. Und er wird dennoch bleiben müssen, der wagende Kaufmann von einst und von heute. Denn die Genossenschaft wagt nicht, noch der wirtschaftende Staat, sondern der Einzelne.

Von viel tieferem Reichtum ist das geistige Eigentum, das das Mittelalter unserem Volk erwarb. Damals zuerst setzten sich die Germanen in den inneren, nicht mehr nur äußeren Besitz des Christentums: eines fremden Gutes zwar, das sie nun aber mit starker Kraft wandelten und ihrer Seele einverleibten. Es ist die Glorie der großen Glaubensformer, der größten Mystiker, die die arischen Völker seit Buddha hervorgebracht haben, die über dem Christentum, und zwar vornehmlich über dem der alten Kirche, noch heute schimmert. Es sind die Geister Taulers und Meister Eckharts, die in den alten Kathedralen noch immer um Hochaltar und Tabernakel schweben, sie, deren tiefer und ganz freier Sinn Glaubensgebäude errichtete, wahrlich noch hehrer, noch heiliger als die hohen Dome, die ihre Zeit aus ihrem Geiste schuf.

Hieran hat die Reformation Luthers, die verstandes- und willensmäßig von Grund aus der Mystik fern und fremd blieb, nichts ändern können. Es war kein Zufall dynastischer Entschließungen, sondern eine innere Notwendigkeit, daß die Hälfte unseres Volkes bei der alten Kirche verharrte. Und mit dieser Notwendigkeit sollten auch wir Heutigen noch uns durchdringen. Gewiß, es gibt viel Starrheit der Glaubenssatzung in dieser Kirche, die uns hart und unmöglich erscheint: aber den Kern der Kerne macht in Dienst und Glauben der Kirche, die doch die Kirche auch unserer Väter ist, noch immer die Weihe der ganz seelischen, ganz unverstandesmäßigen, ganz mystischen Näherung an das unbegrenzte, das unbegrenzbare Wesen, an das infinitum ens aus.

Die heute im Staat den Namen der Freiheit am lautesten und öftesten im Munde führen, werden nicht müde, diesen Glauben, diese Kirche zu befehden. Und die am öftesten sich auf Duldung berufen, verlieren in diesem Stück alle Duldsamkeit. Hier ist gewiß auch die leidenschaftlichste Spannung in unserem Volk. Aber ich glaube, daß

es das echte Zeichen eines wahrhaft Freien im Geiste ist, daß er auch da versteht, wo er nicht im mindesten teilen kann. Und liegt seinem Verstande nichts an Glauben und Gottesdienst, so wird seinem kunstdurstigen Fühlen die Schönheit beider eine Pforte zu ihrem Verständnis öffnen.

Man denke einen Augenblick lang aus der Silhouette der deutschen Gegenwart die hohen Dome unserer alten Städte fort: was würde bleiben an Erhebungen? Die Raubtierhauskuppel des Reichstagsgebäudes und die Eisenrippen von Bahnhofsgebäuden und Zentralmarkthallen würden die Gipfel des Bildes sein. Eine Vorstellung von unerträglicher Verflachung beschleicht uns: aber sie wäre nur ein schwaches Bild der Verflachung des Geschichtsgemäldes unseres Volkes, das entstünde, wollte man sich allen Geist und alle Gabe des glaubensstarken Mittelalters fortdenken. Ja ich vermute, noch den Verstandesmäßigsten von uns Heutigen wäre die Nüchternheit zu grau und dürr, die über den Geist der Gegenwart hereinbräche, dächte man sich alle Glut und allen rotdunkeln Schimmer jener Zeit aus der Vergangenheit unseres Volkes geraubt mitsamt all den verklärenden, steigernden, lodernden Widerscheinen, die noch unser kaltes Heute von ihr erhält.

Und selbst dies wird gesagt werden dürfen, und also gesagt werden müssen: es bedeutet viel, sehr viel, daß noch in unserem gegenwärtigen Staat die Macht der Gläubigen der alten Kirche so Großes vermag. Es muß der Wille der Geschichte an uns sein, daß wir den Weg vorwärts nicht so rasch laufen, wie die Vielen der neuen Massenkultur und Massenwirtschaft dort es laut fordern, wie aber auch die Starken einer viel gesättigteren und beherrschteren Persönlichkeitskultur hier es stiller und hoffnungsreicher wünschen. Der Geist unseres Volkes will noch heute mit halber Neigung seines Hauptes rückwärts schauen in das ahnungsschwere Dunkel jener Zeit und jenes Glaubens. Sein Fuß zögert auf den Bahnen in das Land der zukünftigen Gestaltungen.

Die Jahrhunderte der neuen Zeit sind erfüllt von Staatsmacht im handelnden, von Verstandesmäßigkeit im geistigen Leben. Sie haben

als Erblasser den Staat der Deutschen mit viel nötigen und mit einigen unnötigen Gewalten über den Einzelnen ausgestattet, sie haben den Geist der Deutschen mit viel nützlicher und mit mancher schädlichen Verstandeskraft ausgerüstet. Und das eine und einzige Jahrhundert der neuesten Zeit, was hat es unserem Volke verschafft: viel Hingabe des bildenden, des formenden Ichs an die Umwelt, viel Hingabe des Staatsbürgers an Volk und Gesellschaft: die eine, gesteigert bis zum Naturalismus der Kunst und zur reinen Beschreibung der Wissenschaft, die andere bis zur Demokratie und zum Sozialismus. Und jedesmal stand dem Gewinst nach Seiten von Umwelt und Genossenschaft ein Verlust gegenüber in Hinsicht auf die Persönlichkeit des starken Einzelnen, der das eine Mal seinen herrscherlichen Willen zu Schönheit und Wahrheit dem knechtenden Vorbild der äußeren Wirklichkeit opferte, das andere Mal sich den Vielen und den Herden der Schwachen mehr als Instrument, denn als Führer anbot. Und die angeblich klassenlose Bewegung der Arbeiterklasse ist die Trägerin dieser geplanten Umwälzung, und der vierte Stand der Handarbeiter wird uns als Hort aller geistigen und aller gesellschaftlichen Vollendung des Menschengeschlechts gepriesen.

Doch das zwanzigste Jahrhundert ist schon am Werke, eine neue Schicht geistiger Gebilde über diese Lagerung des neunzehnten zu breiten: stilstarke Kunst, bauende Forschung und selbst suchendes Ahnen irgendeines Überwirklichen, das sind die letzten wahrlich sehr gegnerischen Losungen. Und zögernd schickt sich, wenn nicht das handelnde Leben selbst, so doch seine Betrachtung an, in Staat und Gesellschaft eine mit jener geistigen gleichläufige Gegenbewegung gegen Demos, gegen Sozialismus einzuleiten. Der Persönlichkeit würden sie beide ebenso dienen müssen, wie die alten noch im vollen Lauf befindlichen Strebungen ihr Abbruch tun.

So stark sich die zuletzt aufgetretenen Chöre der Spielermassen in den Vordergrund der Bühne unseres Lebens drängen, alle die alten, lange oder gar seit undenklicher Zeit in Bewegung und Tätigkeit begriffenen Gruppen, sie alle machen sich mit lauter Stimme geltend. Hört das Ohr des Lauschenden nur auf die einzelnen Tonfolgen, so

überwiegt greller Miß- und Widerklang; für den ruhigen und hingegeben Horchenden, der sich ganz fern vom Gewühl stellt, siegt zuletzt doch ein großer, alle Gegensätze bändigender Einklang: und über der launischen Führung der Einzelstimmen wölbt sich die hohe Kuppel einer herrscherlichen Weise. Sie ist das alte, tausendjährige Lied, das von allen Stimmen der Völker nur eine weiß und singt: die deutsche.

Der Einzelne und das Volkstum

Es gibt Fragen, die nur diese oder diese Schicht eines Volkes, einer Gesellschaft bewegen und alle anderen so gut wie unberührt lassen. Der Gegensatz zwischen Volkstum und Menschheit, zwischen nationalen und internationalen Gesinnungen hat in den letzten Jahrzehnten die breite untere Masse des Volkes, die von dem demokratischen Sozialismus dazu angeleitet wurde, beschäftigt und dann, weit abseits von ihr, die geistig oberste Schichte unseres Volkes — einige wenige Hunderte von Führermenschen, während die sehr breiten Schichten von beharrender Staats- und Gesellschaftsanschauung zwischen jenen: Mittelstand, Adel, Beamtenschaft und selbst das höhere erwerbende Bürgertum unverbrüchlich bei ihrer alten, sehr betonten nationalen Gesinnung verblieben, ja sich eher in ihr noch weit mehr bestärkten als in dem voraufgehenden Zeitalter der Einigungsbestrebungen und der Einigungskriege.

Der Internationalismus der sozialistischen Masse gibt wenig zu denken: er ist breit, glatt und stumpf, wie alle die Evangelien des heutigen Sozialismus. Wenn es zweckmäßig ist, daß sich das preußische, bairische, sächsische Proletariat zu einem gesamtdeutschen Proletariat vereinige, so ist es ebenso ersprießlich für die sozialistische Sache, daß alle europäischen, alle amerikanischen, australischen Proletariate sich zu einem Weltproletariat vereinigen. Zehn ist mehr als zwei, hundert mehr als zehn, das ist die tiefe und feine Schlußfolgerung, die hier zugrunde liegt. Menschheitlich gedacht ist dieser Internationalismus im Grunde ebensowenig, als jene einfache Rechnung der Addition von Preußen, Sachsen, Baiern national.

Die Zielanschauung, die vorschwebt, ist, daß die gleiche Form des mittelmäßig behaglichen, möglichst satt gefütterten und möglichst wenig arbeitenden, möglichst durchschnittlich gebildeten und möglichst durchschnittlich befähigten Mitteleuropäers, die heute als Preis und Ende alles Mühens hingestellt wird, auf Malaien und Mongolen, Neger und Papuas aufgeprägt und, zu Segen und Heil des Erdballs, der dann einstimmig — auf Volapük — singt: wir sind ein einig Volk von Brüdern. Alle ekelhaften Rangunterschiede von Rasse, Volkstum und Persönlichkeit sind ausgetilgt: die so in einen Brei verrührte Menschheit spricht Esperanto und hat ein Schrifttum, das sich an Geist und Tiefe zu dem der Deutschen und Engländer verhält, wie dies anmutige Elaborat eines wirklich von allem Sprachgeist verlassenen Müßiggängers zu den alten großen Sprachen der höchsten Völker. Über die Werke der bildenden Künste wird abgestimmt und das edle, einst Menschheit geheißene Gesamtvolk der Erdbewohner wird tausendweis geistig in Museen und Bibliotheken abgefüttert, wie leiblich in den Phalanstères der Volks- und Eßpaläste.

Ein wenig verschieden von diesen Zukunftsbildern, die ihre Prediger seltsamerweise mit einiger geistlicher Salbung als unsäglich menschheitsfreundlich zu empfehlen und wie ein neues Heil zu verkünden pflegen, sind die Vorstellungen doch, die sich Menschen von hoher Durchbildung des Geistes und der Persönlichkeit in diesen Tagen von einer zukünftigen Menschheitseinigung gemacht haben. Sie sind ausgegangen vorzüglich von der staatlichen Entwicklung, die auf steigende Ausbreitung und wachsende Verstärkung des Friedensgedankens ohne allen Zwang gedeutet werden kann und die die Vermutung nahe legt, daß die Ausdehnung und Festigung der Staatenbündnisse die großen Kriege immer seltener machen wird: daß der Geist der Zeit gewalttätigem Handeln sich abzuwenden im Begriff steht. Aber sie verbanden damit die Vorstellung, daß endlich die Volkstümer so wenig wie die Volksstaaten ihre Selbständigkeit werden bewahren können und sie getrösteten sich des durch solche Verschmelzung entstehenden Verlustes mit dem Gewinnste, den die Vereinigung aller Kräfte der Menschheit zu einer einzigen Einheit der geistig-seelischen Bildung, bringen

würde. Sie nahmen nie ein Anderes an, als daß aus dem Wettbewerb der Sprachen und Geistesgefüge der höchsten Völker eine, sei es die deutsche, sei es die englische, als Siegerin hervorgehen würde und daß so der einstige Wipfel der Menschheitsbildung wenn nicht aus allen, so doch aus einer der kräftigsten, bis in den Nährboden der ältesten der Urzeitschichten hinabreichenden Wurzeln seine Nahrung ziehen würde. Die unterlegenen Volkstümer aber würden in dem siegenden aufgehen, wie die unterlegenen Stammesarten und Mundarten in den siegenden aufgegangen sind um die Bildungs- und Spracheinheiten der heutigen Volkstümer zu bilden. Für die Mannigfaltigkeit des untergehenden Zustandes aber würde der größere Maßstab des von der Menschheitseinheit neu zu Unternehmenden entschädigen; allen diesen Unternehmungen aber würde mit der Kraft der ganzen Menschheit eine viel größere Wucht zuwachsen.

In der Tat, uns, die wir am Ende des fünften Jahrtausends der überblickbaren Geschichte stehen, würde übel anstehen, Bestimmungen darüber treffen zu wollen, welches Antlitz das sechzigste oder siebzigste Jahrtausend tragen soll. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß unsere späten Enkel mit der gleichen Mischung von Verwunderung und Mitleid auf unsere Ordnungen und Anschauungen blicken werden, wie die, die wir so oft schon unseren nächsten Vorvätern zu gönnen geneigt sind. Sie werden darin so wenig Recht und soviel Unrecht haben wie wir, da der Grund aller Dinge, die Sterbliche unternehmen, der Geist, die Seele des Menschen, gleich verehrungswürdig und soviel mich dünkt auch gleich stark und schön bleibt durch alle Lebensalter und Lebensjahre der Menschheit und der Völker. Aber daß Amt und Sendung unseres Geschlechts mit der Folge der Jahrhunderte wechseln, ist ein altes Gesetz: und es ist nicht nötig dabei an das Wachstum der gröberen Aufgaben der Weltbeherrschung zu denken, der noch seltsam weit über unsern Stern hinausführende und uns märchenhaft dünkende Unternehmungen gelingen werden, sondern tiefer und näher an die Kühnheit künftiger Bauten ahnenden, erkennenden oder bildenden Geistes oder an die Schönheit des blühenden Lebens selbst, die beide nicht von der leichten Vermehrung

unserer äußeren Mittel, sondern von der schwereren der inneren abhängen.

Nutzen aber kann solche Vorausschau, die ja nichts anderes ist als ein Bedenken des einzuschlagenden Weges, wenn sie vom Grunde des Seienden her nur absehbare Strecken des Zukünftigen zu umfassen trachtet. Wir dürfen nicht allein, wir sollen von der Zukunft träumen, denn dieser Traum muß über unsere Gegenwart herrschen. Aber nur soweit die Möglichkeiten dieser Erziehung der Gegenwart und der Gegenwärtigen auf eine Zukunft und auf Zukünftige reichen, ist es verstattet, diesen Traum zu träumen.

Da spricht nun nicht ein Grund, sondern eine Reihe dafür, daß es nützlich, ja notwendig ist, die Volkstümer zu erhalten. Aber einer von diesen Gründen ist der stärkste und höchste: dies muß geschehen nicht um des Volkstums selbst, sondern um der Menschheit willen.

Der Baum der Menschheit wächst herrlicher, reicher, üppiger, wenn seine Zweige verschiedene, eigene Knospen, Blüten, Früchte tragen. Aus dem gleichen Grunde, aus dem man bedauern muß, daß das germanisch-romanische Weltalter der europäischen Geschichte in immer neuen Rückfällen sich in Abhängigkeit und knechtische Nachahmung der an sich unsäglich herrlichen Gebilde des griechisch-römischen Weltalters begibt, aus dem gleichen Grunde muß man wünschen, hoffen, erstreben, daß die Volkstümer als Selbständigkeiten, Einheiten, Persönlichkeiten erhalten werden.

Diese Anschauung ist ihrem Ziel nach dem Nationalismus unserer Zeit verwandt, aber sie ist nicht nationalistischer Herkunft. Die Nationalismen der Gegenwart, nicht allein der deutsche, tragen einen Stempel von Enge und Befangenheit an sich. Es ist erstaunlich, wie viel törichte Subalternitäten verkündigt und verbreitet werden unter der Behauptung, sie seien ein notwendiger Ausfluß des Deutschtums: man hat unter diesem Banner schon eine Art von Postassistentenbildung als das eigentlich hinlängliche Maß deutscher Kultur verkünden wollen, hohe Kunst und hohe Forschung als nicht gemeinverständlich genug, für überflüssig erklärt, kurz einen Mittelstandsfanatismus gegen die starken Schaffenden entfesselt, der dem sozialistischen

der Menge an Torheit und Beschränktheit nichts nachgibt. Gar nicht möchte ich trotzdem die Wucht und Stärke eines Nationalismus verkennen, der höher gewachsen als diese Mittelmäßigkeiten gleichwohl einseitig und selbstgenügsam ist und aus dieser Beschränkung vielleicht Kraft schöpft. Aber niemals möchte ich diesen Weg gehen. Die Liebe zum Volkstum, die ich für die rechte halte, stammt von einer noch tieferen Menschheitsgesinnung her. Beide widersprechen einander nicht, so wenig sie sich in Herders großer Seele widersprachen, da er die Stimmen der Völker sammelte, er der einer der deutschesten Geister unseres Volkes war. Er liebte das Volkstum, nicht das deutsche Volkstum allein. Und das Volkstum liebte er als Blüte am Baum der Menschheit. Ich glaube auch, daß solcher Nationalismus auf die Dauer stärker wirken wird, als der laute, enge. Er gilt weit mehr deutsch zu sein, als immerfort und ununterbrochen vom Deutschtum zu reden, wie es denn heute viele Brave, von ihrer eigenen Trefflichkeit tief Überzeugte gibt, deren drittes Wort national ist und die man nur in einer Stadt einige Jahre lang ihr lautes Wesen treiben zu lassen braucht, wenn man ihr einen gründlichen Widerwillen gegen allen Nationalismus einimpfen will. Jedes kleinste echte Werk eines deutschen Forschers, eines deutschen Künstlers, unbewußt getan in deutschem Geiste, bedeutet mehr als ein Leben voll von solcher Suada, die ja doch im Grunde ebenso arm an Kraft, wie an Gedanken ist.

Wer die Menschheit stark und reich wünscht, darf sie so wenig einförmig wollen, wie er ein Volk einförmig wollen darf. Volkstümer sind Persönlichkeiten, wie Stände, gut und stark und eigen entwickelte Stände Persönlichkeiten sein können. Wer die Persönlichkeit will, muß das Volkstum wollen: das Volkstum ebenso um der Menschheit — nicht um seinetwillen, wie die Persönlichkeit um des Volkes, um der Menschheit, nicht um ihretwillen. Und so gibt es einen Adel der Völker, der geschädigt werden würde, wollte man ihn um einer Menschheits-, einer Völkerdemokratie willen untergehen lassen. Das deutsche, das englische, das russische, vielleicht auch das japanische, das chinesische, das indische Volkstum: sie mögen die Träger der Zukunft sein. Andere bedeutende Volkspersönlichkeiten, die spanische, die polnische, vielleicht

auch die italienische, die französische haben die Zeiten ihres Wachstums, ihres Blühens hinter sich, aber sie sind die Träger einer großen Vergangenheit, und noch der Abend ihres Lebens wird reicher sein, als der ganze Tag vieler geringerer Volkstümer. Ich glaube nicht an die Zukunft mancher heute wirtschaftlich und selbst staatlich mächtiger Volkstümer: nicht an die der Nord-, der Südamerikaner, der Australier. Blut ist nicht stärker als Himmel und Boden: diese Länder haben alle nur sehr langsam fortschreitende Entwicklungen der von ihnen selbst geborenen Rassen gesehen. So werden sie auch später nichts Größeres hervorbringen können. Die Engländer haben schon heute einen lustigen Spottnamen für ihre australischen Landsleute, der so viel heißt als dürre Zaunlatte, und sie werden recht behalten. Ein ganz kleines europäisches Germanenland wie Holland hat der Menschheit mehr an Gütern des Geistes geschenkt als diese halbe Erdkugel von Kolonialländern bis jetzt. Und dabei wird es bleiben, weil die wirkenden Ursachen, die geographischen, weiter bleiben werden. Um so weniger aber darf man wünschen, daß die Mittelmaß-Instinkte dieser wirtschaftlich und allmählich auch staatlich heranwachsenden Volkstümer durch ihre große Zahl Einfluß gewinnen über den Europäeradel unter den Völkern.

Anders Japaner, Chinesen, Inder. Die Japaner haben durch ihre staatliche Willenskraft, die Chinesen durch ihre Mystik, ihre Kunst bewiesen, wie reich sie sind, und es ist ein schöner Gedanke, daß in Ostindien langsam eine Volkspersönlichkeit asiatischen Ariertums wieder heranwächst, die vielleicht der Welt noch einmal Großes schenkt, wie sie ihr ehedem die tiefsten und reichsten Formen der Glaubens- und Weltanschauung geschenkt hat. Hier steht die Rechnung anders: weder ist den Asiaten, Ariern wie Mongolen, zu wünschen, daß sie ihre Eigenheit aufgeben, um eines mittelmäßigen Kolonialeuropäertums willen — ich kann noch heute den Schmerz nicht verwinden, den ich vor elf Jahren in der Pariser Ausstellung im japanischen Saal empfand, als ich eine jammervolle Europäerkunst unteren Durchschnittes (etwa wie im bulgarischen oder rumänischen Zimmer) gegen die gute Überlieferung einer einst hohen Kunst eingetauscht fand, oder fast schlimmer noch, europäisierte Gemälde japanischen Stempels fand — noch uns, den

Europäern, daß wir mit den Asiaten uns zu einer unwahren und unmöglichen Einheit zusammenschließen. Alles Heil ist hier von Besonderheit und von Entfernung, nicht von Gleichmacherei und plumper Einförmigkeit zu erwarten.

Und letztlich ist selbst der großen Zahl europäischer und außereuropäischer Volkstümer mittleren Ranges oder geringerer Reife zu wünschen, daß sie nicht allen Reiz und Rang ihrer Besonderheit verlieren. Noch die sogenannten Naturvölker haben Feinheiten etwa der bildenden Kunst hervorgebracht, die uns beschämen. An der Nordwestküste von Amerika sind Farben von einer Zartheit und Zärtlichkeit an Gewand und Schmuck verwandt worden, um die wir ihre Urheber beneiden müssen. Und es gibt kein Glied der Menschheit, das nicht ein Gebilde seiner Seele, seines Geistes, seiner Hand aufzuweisen hätte, das von einer eigenen, nie wiederkehrenden Schönheit und Besonderheit zeugt. Gewiß werden sie alle ein sehr großes Maß der allgemeinen Weltkultur europäischen Ursprungs annehmen, aber eben dies beste Teil ihres Besitzes sollten sie zu erhalten und fortzuentwickeln trachten.

Bei dem Besonderen, bei dem Persönlichen ist das Leben, bei der Gleichmacherei, der Mechanisierung auch hier der Tod. Die Sache der Menschheit lieben, heißt die Farbe der Eigenheit ihrer Teile bewahren, nicht eine mechanisch-gleiche Menschheitszivilisation heraufführen. Eine Demokratie, ein Sozialismus der Völker wäre noch schlimmer als eine Demokratie, ein Sozialismus der Einzelnen!

Der Einzelne und die Menschheit

Wenn versucht wurde zu erweisen, daß auch Volkstum Persönlichkeit sei, weil es lebendige Einheit und lebendige Besonderheit ist, wenn daraus die Forderung geleitet wurde, daß um der Menschheit selbst willen die Volkstümer zu erhalten seien, so entsteht letztlich die Frage, wie der Einzelne zur Menschheit selbst sich über das Volkstum hin verhalten mag. Dies ist eine Frage nicht der inneren, der geistigen und seelischen Beziehung nur, nein auch der Ordnungen.

Sehr leicht ist erkennbar, daß eine Wahlverwandtschaft besteht zwischen dem Einzelnen und der Menschheit, stärker als die zwischen dem Einzelnen und dem Volkstum. Denn beide sind Pole, letzte Möglichkeiten, und fordern einander, locken einander, wie Pole und letzte einander entgegengesetzte Möglichkeiten sich immer fordern und locken. Der Mensch hier, die Menschheit dort, das ist, seit zum ersten Male übernationale Gesetze für das Verhalten des Ich festgestellt wurden — im Christentum — eine zur Einheit strebende Zweiheit geworden. Ganz außerhalb des Glaubens hat der Gedanke des achtzehnten Jahrhunderts dieses über alle Zerklüftung der Staaten fortstrebende Einheitsgefühl erneuert und was von diesem Gefühl in den heutigen Menschen mächtig ist, mag noch in jener Zeit wurzeln.

Zwei Gefühlsquellen sind für den Menschheitsgedanken im Einzelnen denkbar: von sehr entgegengesetzter Natur: der eine aus weichem Einssein und Versinkenwollen im All der Menschheit, der andere aus dem stolzen Anspruch geboren, keine Schranke, keine trennende Zwischengewalt zuzulassen zwischen dem Ich und der letzten umfassendsten aller Einheiten der Sterblichen, unserem Geschlechte selbst. Beide Anschauungsweisen schließen einander nicht aus: ich kann mit Liebe das Ganze der Menschheit umfassen wollen, und doch ein so hohes Gefühl von mir als ihrem Gliede haben, daß ich ihr und nur ihr angehören will.

Man begreift sogleich: auch dem ganzen Verhältnis des Einzelnen zum Staat, als der Leben gewordenen Form teilender Ordnung, eröffnen sich von hier aus neue Sichten, denn der Staat schiebt sich hier mit anspruchsvoller, ja gewaltsamer Nachdrücklichkeit zwischen die Menschheit und den Menschen. Er verwirft die Menschheitsgesinnung so hart, er fordert so viel Unterwerfung unter sich und sein Gesetz, daß er in einzelnen Grenzfällen mit hoher, selbst mit Lebensstrafe, vom Einzelnen erzwingt, daß er bedingungslos ihm dient gegen alle anderen Teile, gegen den gesamten Rest der Menschheit. Der Staat pflegt so im Namen eines Volkes zu tun, aber die ganze Schärfe dieses Gegensatzes wird dann offenbar, wenn der Staat sich auf diese tiefere Begründung seines Handelns nicht berufen kann: die außer- und übernationalen Staaten, wie Österreich-Ungarn etwa, lehren dies deutlich.

Hier bleiben nur die Überlieferungen alter Zusammengehörigkeit und alter Anhänglichkeit an ein Herrschergeschlecht: beides noch heute stark wirkende Kräfte, aber ohne den Kitt von Blut und Volkstum um ihre beste Wucht gebracht.

Die glücklicheren Fälle überwiegen bei weitem, in denen der Staat das Macht gewordene Volk ist, und hier wird nun der Gedanke des Volkstums mit Fug der Ordnung des Staates in alle oder doch die meisten ihrer Folgerungen hinein zu Hilfe kommen können. Wer davon durchdrungen ist, daß der Baum der Menschheit nur in der Vielheit und Mannigfaltigkeit der Volkstümer seine ganze Blütenkraft entfalten kann, dem wird leicht zu erweisen sein, daß Volkstum, d. h. Eigenheit der Gesittung, der geistigen, der seelischen Bildung und des Blutes eines Volkes, nur dann recht zu bewahren und sicher zu stellen ist, wenn es Mittel und Kräfte erhält, nach außen seine Unabhängigkeit nötigenfalls mit Gewalt zu verteidigen. Und dies und nichts anderes ist letzter und stärkster Zweck jedes Staates. Und zum wenigsten ein Mindestmaß von innerer Festigung und Ordnung muß wieder als notwendige Voraussetzung für das Amt solch äußerer Wahrung hinzu gefordert werden.

Aber auch der Staat selbst kann ohne alle Rücksicht auf das Volkstum von uns Anerkennung heischen. Es ist eine Undenkbarkeit, — im Spielraum des nächsten halben oder ganzen Jahrtausends gesprochen — daß Menschen ohne alle Regel und Kraft erziehender Zügelung einander tragen und ertragen, ja auch nur einander ungestört und unbefehdet lassen. Der Anarchismus, d. h. diejenige Gesellschaftsanschauung, die von dem Gegenteil dieser Meinung ausgeht, hat bezeichnenderweise seine eigentlich werktätige staatliche Wirksamkeit damit begonnen, daß er durch eine Reihe von Blut- und Gewalttaten die heutige Ordnung zu erschüttern versuchte. Woraus vielleicht der stichhaltigste Einwand gegen die Richtigkeit seiner Lehren abzuleiten ist. Für unabsehbar lange Zeit — oder für immer — ist kein Werk persönlicher oder geistiger Bildung, kein Auswirken des Lebens wie des Schaffens zu denken, ohne Schutz und Schirm solcher Gemeinschaftsordnungen.

Man wird noch einen anderen Beweggrund für die Erhaltung des Staates ins Feld führen wollen: man wird erklären, daß staatliches Handeln um des Handelns selber, daß das Gebieten um des Gebietens willen erhalten werden müsse. Bis zu einer gewissen Grenze ist das zuzugeben. Aber in Beschränkung auf einen Bezirk des Lebens, der den Anwälten dieser Meinung im mindesten nicht weit genug erscheinen wird. Daß Könige sind und daß die Schönheit und Strenge herrscherlicher Gebäude erhalten bleibe, dies ist eine Grundforderung des schönen Lebens an uns. Aber das Fürstenamt soll den Nützlichkeiten des Staatsgetriebes doch so weit enthoben bleiben, daß es weit mehr die Weihe und die Pracht seiner Würde wahren, als allzu tief in die Zweckhaftigkeit der geistigen oder auch nur der wirtschaftlichen Dinge eingreifen soll. Den Amtsträgern aber, die neben und unter den Herrschern eben diese Nutzzwecke wahrnehmen sollen, darf, so finde ich, nur dasjenige Mindestmaß von Macht und Gebot zugestanden werden, das um der allgemeinen, äußeren wie inneren Staatsabsichten notwendig ist. Als der eigentliche Träger derjenigen Formen von Macht und Gebot, die dem Leben selbst und den Absichten höheren — geistigen — Schaffens und gröberen — wirtschaftlichen — Wirkens dienen und die den nur hilfsmäßigen, subsidiären Zwecken des Staates durchaus übergeordnet bleiben müssen, ist der starke Leistende, der in großer Kraft Schaffende oder einer Werkgemeinschaft Vorstehende anzusehen. Bei ihm soll der Schwerpunkt aller Machtverteilung liegen. Nicht als Gleichung, nur als Gleichnis möge die Erinnerung an den Paterfamilias des frühen Roms dienen, bei dem alle Macht versammelt war, die wirtschaftliche des Dominium, die Familiengewalt des Mannes, die Herrengewalt des Manzipium, die Erbgewalt des echten Heres und alles staatliche Vollrecht des Quiriten. Die Besten aus seinen Reihen sollen als Rat der Ältesten, als Senat, wie wir römisch, als Herrenhaus, wie wir in der gleichen Bedeutung des Wortes — herero der Ältere — deutsch zu sagen gewohnt sind, den öffentlichen Beamten beratend und entscheidend zur Seite stehen. Vor allem aber sollen sie selbst das beste Maß von Macht, das sich denken läßt, ausüben, das über einen Kreis

von Folgern und von Gesellen und Gehilfen am Werk. Diese Herrschaft ist die gute, die beste, die einzige, die um ihrer selbst willen gehegt und gepflegt werden soll. Sie, die Meister, wie ich sie mit dem schönsten Namen nennen möchte, sie sollen die Inhaber der einzig notwendigen, einzig dem Leben unmittelbar dienenden Gewalten sein: die Inhaber der Ämter aber sollen eingeengt bleiben auf das unumgängliche Maß öffentlicher Gewalt, die als lediglich schützend, schirmend nicht um ihrer selbst willen, sondern um jenen menschlicheren, lebensreicheren, also größeren Zwecken zu dienen geschaffen ist. Das staatliche Gebieten soll gewiß erhalten bleiben, vielleicht am öftesten und stärksten in den ehrwürdigen Formen des unbesoldeten Ehrenamtes, aber es muß und soll in die engsten, der Gemeinde dienlichen Grenzen gebannt bleiben, schon weil es nicht so sehr auf der eigenen Kraft seines Inhabers, als auf der aufgesparten Macht der großen Menschenmaschine Staat beruht.

Aber die eifrigsten Förderer und Verteidiger der Staatsgewalt, besser des Staats um des Staates willen, stellen noch eine viel weiter gehende Forderung: sie wünschen auch die schärfste und schroffste Form staatlichen Handelns, den Kampf, aufrechtzuerhalten, nicht als Mittel der Erhaltung des Staates und der Unabhängigkeit des ihn tragenden Volkstums — das ist selbstverständlich — sondern als Zweck: weil ohne diese härteste und strengste Prüfung der Kraft der Völker auch der Einzelne in Weichlichkeit und Schwäche versinke.

Ich glaube auch an das Recht dieser Behauptung nicht, so große Feldherren sich auch für sie ausgesprochen haben und soviel Anteilnahme, ja vorurteilsvolle Sympathie mich für ihre Verfechter erfüllt; ich glaube nicht daran, nicht als Geschichts-, nicht als Gesellschaftsforscher. Ein Überblick über die Verteilung von Krieg und Frieden über die einzelnen Lebensalter der europäischen Völkergesellschaft, wie ich ihn einmal anzustellen versucht habe, lehrt daß nach manchem Auf und Ab die Neigung unserer Völker zu Streit und Krieg sich in einer seit langem stetig sinkenden Kurve befindet. Das Jahrhundert seit 1815 ist so auffällig viel ärmer an großen und kleinen Kriegen, daß man notwendig an die Geschichtlichkeit der Kriege und

der Kriegslust erinnert wird. Wie der starke Einzelne im Mittelalter und bis tief in die neue Zeit hinein eine unwiderstehliche Neigung zu Fehde und Zweikampf hatte, so ehedem die kleinen, später die großen Staatseinheiten. Seit aber die dynastischen, die Kabinetts- und Handelskriege den Nationalkriegen gewichen sind, etwa seit 1815, sind die Kriege an sich unvergleichlich viel seltener geworden. Und die entwicklungsgeschichtlich längst nicht hoch genug eingeschätzte Tatsache der Friedenskonferenz von 1899 und der Schiedsgerichtsbewegung beweist, daß diese Entwicklungsreihe in starkem Fortschritt begriffen ist.

Man wende nicht ein, daß diese Bewegung der anderen von Liberalismus zu Demokratie und Sozialismus gleichläufig sei und etwa nur aus ihr hervorgehe. Es mögen genug gegenseitige Wirkungen und Rückwirkungen zwischen beiden Bewegungen stattfinden, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß das Vorwärtsschreiten zu einem immer beständigeren und immer vorsichtiger gesicherten Frieden hin nur eine Folgeerscheinung jener Verfassungs- und Gesellschaftsentwicklung sei. Denn es handelt sich hier auch um eine Verschiebung der Gewichte zwischen handelndem und geistigem Leben. Unzweifelhaft ist dieses, das geistige Schaffen, gegen jenes, das handelnde Wirken, im Fortschritt begriffen. Es erscheint nicht unmöglich, daß der Menschheit diese Werte soviel höher wachsen als jene, daß sich von hier aus ein vollkommenes Fallenlassen von Krieg und Streit herausstellt.

Alles, was von den Anhängern des Krieges und der von ihm erzeugten streitbaren Kraft gesagt wird, ist recht und schön. Allein es ist die Frage, ob hier nicht eine Blüte menschlichen Tuns gerühmt wird, deren Lebensalter vorüber ist. Einem Rittersmann von 1450 würde der heutige Zustand von vom Staate erzwungener privater Friedfertigkeit ebenso weichlich und weibisch erscheinen, wie den heutigen Anhängern des Krieges der beständige Frieden. Die höheren Stände Englands haben auf den Zweikampf verzichtet, die Franzosen pflegen ihn mit gefälliger und ein wenig eitler Sorglichkeit, aber Niemand wird den heutigen Franzosen für mutiger halten als den heutigen Engländer. Allerdings die Wehrhaftigkeit darf dem Mann, so wenig wie den Völkern nie abkommen, die klägliche Todesfurcht, die der

moderne Kulturmensch an sich groß zieht, hat er allen Anlaß wieder fortzuzüchten, aber dies alles wird möglich sein, während es undenkbar ist, die Fortdauer der Kriege den Völkern wie eine Doktor-Eisenbart-Kur aufzuerlegen, wenn sich ihr Sinn gänzlich davon abwendet.

Ehe die heute im Lauf befindliche Entwicklung zum Menschheitsfrieden hin ihr Ziel erreicht, wird noch mancher Rückfall in die alte schöne Streitlust der Völker stattfinden, wird noch mancher Übergangszustand durchzumachen sein. Uns Deutschen muß dabei nur daran gelegen sein, daß wir für das strotzende Wachstum unserer Volkszahl mehr Raum auf der Erde gewinnen, sei es noch mit List und Gewalt, solange die alte Regel herrscht, sei es durch Kauf und durch Verträge mit einzelnen Staaten, durch allgemeine internationale Abmachungen auf die zukünftige Weise. Es besteht ein zu großes Mißverhältnis zwischen dem Wachstum des Kolonialreichs der Franzosen, eines völlig stillstehenden Volkes noch in den letzten Jahrzehnten, und unseren allzu bescheidenen und allzu furchtsam zugreifenden Siedelungserwerbungen.

Das Volk uns wert um der Menschheit willen, der Staat ein Schutz und Schirm, nicht ein Zwang und Bann für den Einzelnen, der starke Schaffende als der wertvollste Baustein am Hause der Menschheit: diese Dreiheit sei die Losung. So werden Menschheit und Mensch wachsen können: unser Volk aber wollen wir lieben mit der heimlichen Liebe, mit der wir unsere Nahen lieben, mit jener Liebe, die nicht viel Worte macht, aber zur Tat stets bereit ist. Wir wollen deutsch sein, nicht von Deutschtum reden. Unser Werk an der Menschheit, unser Wirken für ihr Wachsen und Steigen, für den Adel ihrer Völker und ihrer Einzelnen wird dadurch nicht schwächer, sondern stärker werden, daß sie uns sich darstellt zuerst und zuletzt unter dem Bild und Zeichen eines, unseres Volkes, ihres Gliedes. So wenig der Hausvater, der eher an sein Haus denkt, als an sein Volk, dies Volk schädigt, so wenig werden wir der Menschheit Abbruch tun, wenn wir weit öfter und weit lieber unserem Volkstum dienen, als ihr selbst. Kann dem Leibe schaden, wenn jedes Glied seiner selbst zumeist gedenkt und genießt?

Gefolgschaft, nicht Genossenschaft

Führer und Folger

Wer jahrelang gesucht hat, um aller Unzulänglichkeit unserer Zeit die eine deckende Formel zu finden, muß zuletzt immer wieder auf diese geraten; es ist die Mechanisierung der Seele, des Lebens, an der wir kranken. Auch sehr ernste Anwälte des Geistes reden so oft von der Vorherrschaft der Technik als von dem schlimmsten Schaden der Entgeistigung des Zeitalters. Sie verwechseln dabei eine der zwanzig oder dreißig Wirkungen mit der Grundursache. Haben wir nur erst wieder unmechanische Menschen, so wird die Mechanik der Technik uns nicht nur nicht schaden, sondern noch nützen. Unsere Geselligkeit, unsere Gebärde, unsere Zier-, unsere Baukunst, die Ordnung unseres wissenschaftlichen, unseres künstlerischen Lebens, unser Unterricht, unsere Erziehung und noch Glauben und Kirche sind voll von Merkzeichen und Brandmalen dieser Mechanisierung. Das unmechanischste Gut unseres Lebens, der Mensch selbst, wird heute zu Rad- und Triebwerk umgeformt.

Tiefer verbirgt sich der gleiche Grundvorgang in einigen Bezirken des handelnden, des gesellschaftlichen Lebens. Gewiß, unser Staat ist an tausend Stellen in diesem Sinne sehr sichtbar zur Masseneinrichtung abgestempelt, unsere Volkswirtschaft desgleichen. Aber die Mechanisierung hat auch den Teil gesellschaftlicher Tätigkeit erfaßt, auf den unsere Zeit am meisten stolz ist, so stolz, daß sie ihm sogar verkehrterweise den Namen der gesellschaftlichen im ausschließlichen Sinne beigelegt hat: unsere soziale Gesetzgebung. Und hier ist sein Wirken weit weniger sichtbar, bisher kaum erkannt.

Mit anderen Worten: unsere Fürsorge für die wirtschaftlich Schwachen ist ebenso massenmäßig, also mechanisch, wie ihr Gegenstand. Die fürsorgende Gesetzgebung ist es ihrer ganzen Natur nach, fast selbstverständlich. Sie hat in ihren Einrichtungen ungeheure Automaten der Versicherung gegen die Fälle weiterer Schwächung

der Schwachen geschaffen: gegen Unfall, Krankheit, Unkraft, Alter, Witwenschaft, Verwaisung. Sie bemißt diese Sorge nicht nach Tausenden, nein, nach Hunderttausenden. Alle ihre Hilfsmittel: ihre Kassen, ihre Instanzen, ihre Bücher, ihre Marken sind so automatisch, so mechanisch wie sie selbst. Alles ist darauf gestellt, jede, aber auch jede Einzelbehandlung, Einzelbemessung des Falles untergehen zu lassen in hundert Regeln, tausend Paragraphen. Gerechtigkeit über alles, aber auch Gleichheit über alles — und fügen wir hinzu: Seelenlosigkeit über alles.

Hat man wohl schon einmal darüber nachgedacht, warum eigentlich diese Gesetzgebung, die Hunderte von Millionen für die Handarbeiter aufbringt und sie, wenn man will, mit Wohltaten überschüttet, auf so geringen, man wird sagen dürfen, auf gar keinen Dank gestoßen ist. Man wird hierfür viele Gründe in Bereitschaft halten: die ungerechte Hetzarbeit der Sozialdemokratie und ihre gerechte Behauptung, ohne sie wäre es nicht so früh zu dieser Gesetzgebung gekommen, und so fort. Man wird auch die allgemeine Natur der Menschen anklagen, oder das Überwiegen des Neids bei allen Benachteiligten. Und trifft dennoch, so glaube ich, mit dem allen nicht das Rechte. Ich behaupte: alle diese Einrichtungen sind dermaßen lebensleer und lebenskühl, daß keine irdische Kreatur sich an ihnen erwärmen kann. Es ist in der Tat dem Menschen von Fleisch und Blut nicht zuzumuten, daß er sein Herz an Klebemarken und Krankenkassensekretäre hänge.

Und das ist die Art unserer Zeit: sie redet bis zur Wehleidigkeit von ihrem guten Herzen, von ihrer Menschenliebe und am liebsten von ihrer sozialen Gesinnung, was sie aber in diesem Stücke aufbringt, das ist das Verstandesmäßigste und so wenn nicht im Kern, dann doch in der Wirkung das Herzenskälteste, was gedacht werden kann.

Und nun betrachte man das andere Schoßkind der sozialen Gesinnung dieser Tage: den Verein. Gewiß, Vereine haben so viel Not gelindert wie die Gesetze, sie sind auch um einige Grade lebenswärmer, weil hierdurch wenigstens Menschen sich um Menschen kümmern. Aber der Geist, in dem es geschieht, ist ein Feind des Lebens, zum

wenigsten in den großen Städten. Die Arbeit muß doch aufgenommen werden, dieses Wort entfloh einmal vor meinem Ohr dem lieblichen Zaun der Zähne einer besonders sozialen, heute leider verstorbenen Dame. Ich hatte allerdings dicht zuvor in wahnsinniger Verkennung meiner gesellschaftlichen, bürgerlichen und chronologischen Stellung gesagt: mein Gott, Sie wollen doch nicht einen neuen Verein gründen? Das Wort ist bezeichnend: Arbeit, Schwitzen, Nationalökonomie, das ist alles in diesem gebenedeiten Zeitalter. Und was geschieht? In einem dritten Hof zwei Treppen wird ein Bureau eröffnet, und ein neues zu den hundert schon bestehenden hölzernen Ungeheuern, die man Verein nennt, sperrt sein Maul auf und kaut nun Tag für Tag die Opfer auf, die man ihm hineinschiebt. Die Handhabung ist fast ebenso genau und bureaumäßig, wie der Vater Staat dergleichen Wohltaten darzubieten pflegt, wenn er sich, was heute fort und fort geschieht, durchaus auf Wohltun verlegt. Nur daß hier kein Kassensekretär die Kranken anschreit, sondern eine Jungfrau von unbestimmtem, aber ansehnlichem Alter mit einer knarrenden Stimme thront, die auch nur einen Tag lang anhören zu müssen ich gegen keine Not der Erde eintauschen möchte. Junge Damen werden als Helferinnen angeschirrt, laufen treppauf, treppab, werden um all ihre mädchenhafte Unwissenheit gebracht, müssen Woche für Woche Dirnen und Trunkenbolde heimsuchen und die greulichsten der Greuel ansehen und sind im Grunde herzensfroh, wenn sie sich im Hafen der Ehe von diesen wie so manchen anderen Lasten ihres abhängigen Lebens befreien können. Dies alles nennt man soziale Hilfsarbeit, und ein grelles, höhnisches Gelächter über die zimperlichen Dämchen, die zu helfen glauben und doch höchstens einen Tropfen Labung auf den heißen Stein der allgemeinen Not träufeln können, das ist die Quittung der sozialdemokratischen Partei für all das Mühen.

Kein Zweifel: wahre weiche Herzensgüte ist in manchen der hilfsbereiten Frauen lebendig, und es wird wirklich unsäglich viel Hilfe gewährt. Aber das nicht ganz ernst gemeinte Zerrbild der letzten Zeilen — ist es wirklich so weit von dem Durchschnitt der Wahrheit entfernt? Eine stille Stimme, die einer vielgeprüften, vielbewährten

Gemeindeschwester, sagte einmal: „Wenn von allen diesen Vereinsdamen jede nur das Jahr über für eine Familie sorgen wollte, so würde unendlich mehr geschehen."

Fragt man aber: was soll nun dieses alles, willst du gottverlassener Prophet des Einzelnen und des Ichs so weit gehen in deiner Herzenshärtigkeit, dies alles fortzuwünschen, so will ich sehr gelassen antworten: allerdings, für eine ferne Zukunft alles, soziale Gesetze und soziale Vereine. Aber meine Wertgeschätzten, ganz in den Höllenpfuhl der verruchtesten Egoisten, dessen Flammen für mich zu schüren gewiß eben Ihre milde und soziale Absicht ist, gehöre ich doch nicht. Ich wünsche nämlich mit Verlaub viel Fürsorge der Starken für die Schwachen: aber allerdings in ganz anderen Lebensbezirken und in ganz anderen Lebensgrenzen, als heute beliebt wird. Ich meine: es sollte eine völlig andere Art der Fürsorge aufkommen oder, richtiger gesagt, wieder aufkommen, die lebensnah und lebenswarm und freilich denkbar unmechanisch und gewiß auch denkbar ungleichmäßig und unregelhaft, deshalb in jedem Sinne unmodern und unzeitgemäß ist.

Der Führer soll für seine Folger sorgen. Das ist ein schweres, großes Gesetz, eines, das in Wahrheit viel mehr fordert, als Klebemarken und Vereinsbeiträge zu zahlen. Wirklich befolgt wird dies natürlichste aller Gebote gesellschaftlicher Hilfeleistung nur noch in den rückständigsten Schichten: von Handwerksmeistern, von Bauern und von Gutsherren alten Schlages — wohlgemerkt alten Schlages, daß es in allen drei Gruppen ganz moderne gibt, die sehr weit von solcher Pflichterfüllung sind, soll sehr unumwunden eingeräumt werden. Es soll aber auch gesagt werden, daß unsere aufgeklärte und soziale Zeit niemand mehr beschimpft als diese drei Stände. In meinen Augen aber ist noch der altmodischste Armenbezirksvorsteher und die bescheidenste Dorfschwester besser am Platz als alle großstädtischen Vereinsdamen der Welt: denn sie kennen ihre Pflegebefohlenen. Aber die Hilfe, die von rechter Hand kommt, ist auch ihr Tun noch nicht: die Gutsfrau, die von jeder Tagelöhnerfrau im Dorf weiß, ob sie fleißig oder lässig ist, für wieviel Kinder sie zu sorgen hat und ob ihre Klagen

wenig oder viel wiegen — diese Gutsfrau treibt in meinen Augen die einzige wirksame und gute Sozialpolitik, die es auf Erden gibt — sie und ihr Mann, der Gutsherr, der sich noch mit seinen Tagelöhnern zu einer Lebenseinheit verbunden weiß und danach handelt.

So aber rede ich nicht als ein Lobredner alter Zeit, sondern in dem Gefühl, damit eine der zukunftsmäßigsten und zugleich wahrlich schwierigsten Forderungen zu erheben. An dem Bezirk des Lebens, in dem ihr die schwersten Widerstände entgegenstehen, sei ihre Tragweite erläutert. Der Großgewerbetreibende von heute ist nicht ohne Wohlwollen gegen seine Arbeiter, er wird geneigt sein, zu seinem eigenen Nutzen ihre Löhne zu erhöhen: aber, und dies ist das entscheidende, der einzelne Arbeiter ist ihm fast in demselben Sinn Nummer wie dem Staat und zuletzt auch dem Verein, der soziale Fürsorge treibt. Und diese Nummerhaftigkeit unseres Lebens ist es, die uns tötet. Sie ist der Grundschaden der Gegenwart, der im Sozialismus nur seinen folgerichtigsten Ausdruck findet, in den aber unser Mammutstaat, unsere Mammutwirtschaft schon tief hineingeraten sind. Wie aber kann man glauben, den Sozialismus zu bekämpfen durch Staatssozialismus? Das ist der tiefste Irrtum unserer Zeit. Als Übergangserscheinung soll der Staatssozialismus nicht geschmäht werden, als ein Endgültiges ist er ein schwerer Fehler, in Wahrheit, wie die Sozialisten höhnen, nur ein verdünnter Aufguß ihrer Lehren.

Gesetzt den Fall, eine Fabrik wird heute in dem noch dörflichen Vorort einer Großstadt betrieben, und alle Arbeiter wohnen am Ort: was ist da der Unterschied zwischen ihr und einer Gutswirtschaft alten Stils? Der Gutsherr umfaßt und beherrscht seine Helfer noch als Menschen, der Fabrikherr will nur Hände. Und wenn nun in diesen Darlegungen immer und immer wieder als die Voraussetzung für das gesunde Wirken des Starken, auch für die Schaffung möglichst vieler Plätze, an denen Starke wachsen sollen, dies gefordert wurde: daß kein Einzelner einen größeren Ausschnitt des Lebens beherrschen soll, als er mit eigener Kraft von Mensch zu Mensch durchdringen kann, so ist die Folgerung für das Großgewerbe ohne weiteres zu ziehen. Der heutige Industrielle hält den Erwerb für das einzige Ziel seines

Tuns: er soll darum nicht geschmält werden, denn in der Tat ist ein errungenes Vermögen weit mehr als Geld für ihn, es ist der Wertmesser seiner Arbeit. Diese neue Forderung aber muß ihm entgegengehalten werden: Du sollst nicht mehr nur einen wirtschaftlichen Ehrgeiz haben, sondern auch einen gesellschaftlichen, wenn du willst, einen staatlichen, einen herrscherlichen! Du sollst nicht alle deine Kraft darein setzen, immer neue Hochöfen, immer neue Maschinenhallen zu errichten, sondern daran, Lenker, Führer, Sorger deiner Helfer, deiner Mitarbeiter, deiner Werksgenossen zu werden. Der Gutsherr in schönem Sinn ist das noch heute: du mußt ihm nacheifern. Den Gutsherrn schelten sie heute, weil er herrschen wolle, und vergessen ganz, daß Herrschen wohl Rechte gibt, aber noch mehr Pflichten aufbürdet. Diese Pflichten sollst du dir auferlegen, dann wirst du deine größeren Rechte erst in Wahrheit mit Fug beanspruchen dürfen.

Dieses ist die tiefste Forderung der Gegenwart, mehr noch der Zukunft an uns Starke, Führer zu werden, damit nicht Genossenschaft sei, sondern Gefolgschaft! Und es gibt keinen Einwand, der sich gegen sie vorbringen ließe. Der schwerste von allen erdenklichen ist: die Arbeiter, die Niederen von heute wollen nicht gelenkt sein. Dagegen sage ich: das ist nicht wahr. Denn diese selben Arbeiter ordnen sich mit einem maschinenmäßigen, fast mit Kadavergehorsam ihren sozialistischen Führern unter, die ein keineswegs sanftes Regiment über sie führen. Und ferner: im mittleren und schwachen Menschen ist eine unauslöschbare Freude an der Hingabe, am Gelenktwerden, kein Schmeicheln, kein Hetzen der Sozialdemokratie kann sie tilgen. Und zum dritten: das festeste und schönste Band, das arbeitende Männer umschließen kann, das des gemeinsamen Werkes, muß und kann wieder Wahrheit werden. Tausende und Tausende von Arbeitern mögen noch heute unauflöslich mit ihrem Betriebe verbunden sein, weil sie ihn lieben, weil sie in ihm ihrer eigenen Hände Werk lieben. Warum kann dies nicht die Regel sein?

Gewiß, die übermäßige Arbeitsteilung verdirbt viel von dieser Freude, aber wichtiger ist das Verbundensein mit der Arbeit, durch das noch der letzte Handlanger Freude haben kann am vollendeten

Werk. Solches Verbundensein aber fordert viel von dem Lenker: auch vieles Tragen von Murrsal und Eigenheit seiner Untergebenen. Kein Rückfall in altes grobes Patriarchentum, Respekt vor dem schönen Stolz des heutigen Arbeiters, vor allem Liebe, Menschenliebe und Lust am Lenken. Vielleicht gilt sie manchem unerträglich schwerer, als Kassen- und Vereinsbeiträge zahlen, aber in Wahrheit ist sie doch unsäglich viel schöner und dankbarer. Kein Zweifel: sie schließt schwere Opfer ein: nicht so sehr durch Aufwendungen für die Arbeiter — sie sind schon jetzt groß genug und werden, von Hand in Hand gegeben, viel reichere Früchte tragen als in ihrer heutigen Mechanisierung — sondern durch aufgewandte Arbeit. Nur da sein, sichtbar sein ist viel; ein Fabrikherr kann und soll und muß auch tausend Arbeiter von Angesicht zu Angesicht kennen, muß um Unglück sich kümmern, nicht nur dafür zahlen, auf Mißstände Sorge verwenden können. Er soll sich wieder, wie der Gutsherr alter Art, als der Leiter eines Bruchteils unseres Volkes fühlen — der er in jedem Sinn, auch dem der Zahl, ist, wie jener — nicht nur als Geldverdiener oder als ehrgeiziger Knecht seiner Arbeit.

Der zweitstärkste Einwand: die Grundrichtung der Zeit auf Massen und Massenwirkung verlange den heutigen Zustand, auch er ist nicht zuzugeben. Die Industrie ist eben in einer Auswanderung von der Stadt auf das Land begriffen. Die Großstadt ist freilich wie in tausend anderen Dingen so auch hierin Feindin jedes gesunden Lebens: aber auch ihr ließe sich viel mehr abtrotzen. Und wo die Riesenmaße den Betrieben selbst innewohnen, wo jede Fürsorge für die Arbeiter, auch eine vom höchsten, vom Krupp- oder Stummgrade, selbst wieder Kassenmechanik werden muß: da ist die alte Forderung nur neu zu stützen! Aufteilung — an natürliche oder vom Eigentümer, vom Schöpfer des Werkes ernannte Erben — bis zu dem Maße, das noch Einer mit der Macht seines Wesens und ganz menschhaft umfassen, durchdringen kann.

Opfer, sagt ihr? Ja, glaubt ihr denn eine Weltbewegung wie den Sozialismus nur mit Gesetzen und Kanonen zu überwinden? Und was ist euer Opfer!? Daß ihr, ihr selbst, ein wenig ärmer werdet

an Gut und Geld, und daß ihr, ihr selbst, sehr viel reicher werdet an dem Besten, was uns Irdischen geschenkt ist: an freiem, starkem, schönem Menschentum.

Atomisierung oder Gliederung des Volksganzen?

Der Forderung von Recht und Vorzug für den Starken der Leistung wird immer die Auferlegung von neuen Pflichten zur Seite treten müssen: Pflichten des Führertums. Soll die Genossenschaft wirklich durch die Gefolgschaft ersetzt werden können, so muß der Führer den Werkgenossen, die seine Folger sein sollen, sehr viel mehr, sehr viel Menschlicheres leisten, als bisher geschah. Aber, so wird man einwenden, heißt dies nicht dem Geiste der Zeit ins Gesicht schlagen, wird hier nicht ein Ziel gesteckt, dem nachzustreben wohl alter, längst verschollener Jahrhunderte Aufgabe war, aber nicht die unsere? Ist dies nicht Mittelalter oder sonst irgendwelche weltfremde Romantik? Ist es nicht gerade ein Kennzeichen der Zeit, daß heute weder die Oberen recht führen, noch die Unteren eigentlich geführt werden wollen?

All solchen Einwänden sei in Ruhe Rede gestanden. In großer Ruhe, denn nur aus ihr kann der Betrachter einer Zeit erkennen, was ist, und von dem als seiend Erkannten das für Ziel und Zukunft Geforderte klar abscheiden.

Zusammenfassung, Konzentrierung, Zentralisierung, Häufung und Ausdehnung in immer größere, in riesenhafte Maße, das ist, was an allen Vorrichtungen des staatlichen, des wirtschaftlichen Lebens heute als deutlichster Grundzug der Entwicklung ins Auge springt. Von den ernsthaftesten bis zu den kleinsten lächerlichsten Verhältnissen ist das gleiche auszusagen. Zentralisierung, Uniformierung aller Staatsverwaltung, Großbanken, deren Mittel das Vermögen kleiner Königtümer darstellen, Truste und Syndikate hier, dort deutsche Kongresse für jedes kleinste Gewerbe, Bünde, Vereinigungen von Vereinen bis zu den Kesselflickern und Tabakschnupfern. Von einem Kongreß der

deutschen Gassenkehrer sind wir nicht mehr weit entfernt; die harmlosesten Studentenvereine fühlen ein unwiderstehliches Bedürfnis, sich zu Sachverbänden oder zu deutschen Gesamtverbänden zusammenzuschließen, obwohl doch wahrlich nicht einzusehen ist, warum auch das akademische Tennisspiel oder das studentische Rudern einer Gesamtdeutschland vereinenden Zusammenfassung bedarf. Gegen die ernsthaften unter diesen Bewegungen hat sich zuweilen Widerstand geregt, die gleichgültigen und harmlosen sind von Anbeginn zwecklos: aber die einen wie die andern schreiten vor, man beklagt sie, schilt sie, belächelt sie, genug sie sind.

Was geht hier vor? Ist es nur das Wachstum unseres Staates, unserer Volkszahl, das hier wirkt? Gewiß nicht: alle die gleichen Erscheinungen würden vorhanden sein, wenn wir nicht siebzig, sondern dreißig Millionen zählten, und selbst die alte staatliche Zersplitterung würde dem allem nur bedingte Hindernisse in den Weg legen. Ist es ein Fortschritt des Volksgefühls, des deutschen Gedankens als solchen? Ich denke nicht: es gab viele Jahrzehnte in dem letzten Jahrhundert, in denen dies Einheitsgefühl stärker, stürmischer, lebenswärmer, schöpferischer war. Ist es ein Aufschwung von Kraft, ordnender, werbender Kraft, in unserem Volke? Auch dies doch schwerlich: die Vermehrung der Leistung von Volkswirtschaft und Staatsverwaltung ist, das wird von den parteiischsten Lobrednern der Gegenwart zugegeben, weit mehr nach Maß der Menge als nach Wert der Eigenschaften zu berechnen! Die besten Merkmale, das schöpferische Tun und das Auftreten der schöpferischen Menschen, sie fehlen.

Was also ist es denn, was uns allen doch in Wahrheit die äußeren wie die inneren Lebensbedingungen so augenfällig verändert, die äußeren, d. h. die Nützlichkeiten und Bequemlichkeiten des Daseins, verbessert, die inneren, d. h. die Stärke und den Stolz des Einzelichs, verschlechtert? Ich denke, man wird zunächst so bescheiden und im letzten doch nicht anspruchslos verfahren müssen, wie die Wissenschaft zu verfahren pflegt, man wird die Erscheinung beschreibend umgrenzen und diese Beschreibung begrifflich auf ihren Kern zurückführen müssen, wie die Wissenschaft, d. h. die freilich noch überaus junge, ungeübte

und ungeprüfte Gesellschaftslehre es tun würde. Sie könnte in diesem großen Vorgang zunächst nur einen Gegenstand der gesellschaftlichen Kräftelehre, der Mechanik der Gesellschaft erblicken. Sie müßte sagen: Es findet hier und jetzt eine Umlagerung der gesellschaftlichen Atome, der Einzelmenschen, die immer neue und immer weiter ausgedehnte Vergrößerung ihrer Verbindungen statt. Es schießen immer größere Mengen dieser Atome zu einheitlichen Gebilden zusammen, ihre Verbindungen werden trotz immer weiterer Ausdehnung nicht lockerer, sondern straffer, fester, dichter zusammengefaßt. Zugleich werden die Atome selbst gleichförmiger und gefügiger, verlieren an Eigenform, Eigenbewegung.

Verfolgt man diese Entwicklung rückwärts, so stellt sie sich als sehr folgerichtig verlaufen und als in manchen Stücken schon ein, in anderen anderthalb Jahrhunderte lang in Gang befindlich heraus. Nur die letzten drei, vier Jahrzehnte zeichnen sich ab durch ein besonders starkes Anschwellen ihrer Erscheinungen. Gerade dies Merkmal läßt diese Bewegung für die Augen von uns Heutigen Anschein und Gestalt einer Naturgewalt annehmen, der schwer oder gar nicht Einhalt zu tun ist.

Erhebt man dennoch die Frage nach ihrer Zukunft, so läßt sich nur das eine mit Sicherheit sagen, daß aus der Folgerichtigkeit und der bisherigen Dauer der Erscheinung an sich keineswegs ein Schluß auf ihre unbeirrbare und unaufhaltsame Fortsetzung gezogen werden darf. Im Gegenteil: der Ablauf mehrerer Gesamtentwicklungen gleicher oder ähnlicher Bedeutung in neuerer, neuester Zeit läßt die Beobachtung zu, daß große und lang anhaltende Bewegungen — gleichviel ob gesellschaftlicher oder geistiger Natur — endlich kurz abbrechen und in ihr Gegenteil umschlagen. Und gerade wenn sich ein Höchstmaß von Heftigkeit und Wucht ihres Wachsens einstellt, ist eher auf die Nähe als auf die Ferne dieses Umschlages zu rechnen.

Niemand wird sich vermessen dürfen, zu sagen, der großen Bewegung auf Vergrößerung und Riesenhaftigkeit aller Gesellschaftsgebilde, auf Einförmigkeit und Abschwächung der Einzelnen, auch der Führer, nahe sich jetzt schon ihr Ende. Aber dies wird sich aus-

sprechen lassen, daß sie einmal in ihr Gegenteil umschlagen wird — denn so sehr wir uns gegen diese Auffassung als allzu physikalisch sträuben mögen, alle Geschichte lehrt, daß die gesellschaftsseelische Grundstimmung und das gesellschaftliche Handeln der Völker und Völkergesellschaften dem Gesetz von Stoß und Gegenstoß unterliegen — und daß ihre äußerste und noch immer sichtlich zunehmende Stärke das Nahen dieses Umschlages eher wahrscheinlich als unwahrscheinlich macht.

So kann denn, wer diesem Oger gram und feind ist, ihm guten Mutes entgegen und zu Leibe gehen und ihm alle seine Abscheulichkeiten fröhlich ins Gesicht sagen. Von dem wertvollsten Opfer seiner Gefräßigkeit, der Persönlichkeit des an Zahl und Wert einem ganzen Herrenstand vergleichbaren Adels der Leistung, war an dieser Stelle schon oft genug die Rede. Die Übermacht einiger wenigen, die nun als die Träger eines Imperialismus der Volkswirtschaft oder der Staatsverwaltung an der Spitze der ungeheuren Vermögens- oder Gewaltkomplexe stehen, entschädigt dafür wenig. Doch dies ist nicht das einzige Unheil, das hier angerichtet wird. Es ist die Eigentümlichkeit der ungeheuren Menschenmaschinen, die heute die wesentlichen Werkzeuge staatlicher Macht und wirtschaftlicher Arbeit geworden sind, daß sie alles Menschenmaterial, das ihnen anheimfällt, gleichviel, um von ihnen einen Teil zu bilden oder der Gegenstand ihrer Tätigkeit zu werden, in glatte Kiesel oder gar in gleichförmige Staubkörner zermalmen und zermahlen.

Eines ist in diesem Betracht gleich auffällig wie ärgerlich: das ist, daß der heutige Zustand mit einer schlechthin teuflischen Treffsicherheit zwei ganz entgegengesetzte Schädigungen herbeiführt: einmal nämlich hat er die Teilung der Arbeit und also auch die berufliche Zerspaltung der Arbeitenden auf ein Höchstmaß getrieben, dessen Folgen, eine handwerkerhafte Beschränkung des Blickfeldes, ein in allen anderen Bezirken des Lebens hilfloses Spezialistentum und eine Herabminderung der Ichausbildung an Hoch und Nieder, in den oberen wie in den mittleren Schichten der Gesellschaft so deutlich wie in keiner früheren Zeit zutage liegen. Gleichzeitig hat er eine schein-

bar stilisierte, in Wahrheit aber flache und schlaffe Einförmigkeit der äußeren Kultur über alle Berufs-, alle Standesgrenzen fort verbreitet, die das in allen früheren Lebensaltern unseres Volkes bunte und mannigfaltige Bild des Ganzen mit einem öden Grau von Einerleiheit überzogen hat. Man kann dieser vielgepriesenen Gegenwart, dem letzten halben Jahrhundert das Eine also mit Sicherheit nachrühmen, daß es zum ersten unser Volk um alle Farbigkeit der Berufs- und Standesteilung gebracht, zum zweiten aber die innere Verarmung, die durch ein Höchstmaß von Arbeits- und wiederum Berufsteilung hervorgebracht wird, ganz außerordentlich vermehrt, ja wohl zum großen Teil erst hervorgebracht hat. Denn man wird ohne jede Voreingenommenheit gegen die Gegenwart sagen dürfen, daß der Deutsche von um 1850, -60 und gar der von 1810, -20 zwar sehr viel mehr allgemeine Kultur besaß als der heutige, aber daß der Beamte, der Gelehrte, der Offizier, der Künstler und vollends der Bauer, der Handwerker sich äußerlich viel stärker voneinander schieden als heute. Verlust an innerem Allgemeinbesitz, an äußerer Besonderheit und Farbigkeit, das ist der unumstößliche Abschluß dieses peinlichen Vergleichs.

Wie dagegen kämpfen? Etwa durch Wiederbelebung alter Standesunterschiede: von solcher allzu geschichtlicher Romantik ist wenig zu hoffen. Den Einwand der Gemachtheit, der Künstelei würde ich nie gelten lassen: wenn sich nur Menschen finden, die eine Kulturänderung machen können, wollt' ich sie schon rechte Künstler heißen. Aber die Abhängigkeit, die ganz unschöpferische Nachahmung, die darin liegen würde, sollte vor dergleichen Historismen warnen. Will hier wieder ein Sondereigen von Standesbildung und Standesgesittung entstehen, so wird es nur als ein Neues und in tiefem Sinne der Zeit, unserer Zeit Angehöriges, wenngleich auf dem Nährboden geretteten alten Erbes sich bilden können. Rudolf Pannwitz, einer der scharfsichtigsten und zugleich zukunftsstärksten Beobachter unserer Zeit, hat in diesem Betracht für einen, für den so wichtigen Stand der Landlehrer gute und fruchtbare Anregungen gegeben.

Oder sollten wir daran gehen, die überkommenen staatlichen und örtlichen Verbände mit neuem Leben zu erfüllen? Dieser Gedanke

wäre gewiß nicht ungesund, aber daran ist zu zweifeln, ob er genug Wirkung ausüben könnte. Diese Bande sind gar zu weit und umfassend und locker geworden, als daß sie noch eine körperhafte Gliederung des Volksganzen herbeiführen könnten. Wo alte Städte noch ihre Bürger mit Sondergeist erfüllen, wo das Stammesgefühl noch die Landschaften zusammenhält, wo, was selten ist, ein Gau noch eigene Art bewahrt, soll man solches Leben der Teile grüßen und pflegen, denn es macht den Körper des Gesamtvolkes stärker und schöner und gefährdet seinen Zusammenhalt nicht im mindesten mehr. Aber damit werden Mannigfaltigkeiten erhalten, die ganz anderen Ebenen angehören, die eine innere und viel einzelnere Gliederung nicht im mindesten überflüssig machen.

Es bleibt nur eine Möglichkeit: und das ist die Herstellung von Werk-, von Arbeitsgenossenschaften, die einem Haupte, einem Führer folgen und mit ihm wieder eine Einheit, ein lebendiges, gewachsenes gesellschaftliches Gebilde ausmachen: alle Beamten, alle Meister, alle Arbeiter, alle Handlanger einer Fabrik; alle Buchhalter, alle Gehilfen, alle Lehrlinge, alle Handarbeiter eines Handelsgeschäfts; genau so wie noch, wenngleich gewiß längst nicht immer mehr, alle Beamten, alle Insten, alle Tagelöhner eines Gutes, alle Knechte eines Bauern, alle Gesellen und Gehilfen eines Handwerksmeisters. Solche Einungen würden denen der alten Zeiten nur insofern ähnlich sein, als es wieder Personalverbände wären, das aber heißt nichts anderes als lebenswarme, lebensstarke Verbände. Dem Führer würden sie Selbständigkeit, d. h. Eigenart sichern, den Geführten aber menschlich nahe Lenkung und Leitung, und den Lohn der Freude am gemeinsamen Werk, noch außer dem Schutz einer nicht-mechanischen, nicht-bureaukratischen, einer menschlich freien, menschlich fühlenden Fürsorge: doppelten Entgelt für eine Hingabe, die schon an sich den Mittleren, den Schwachen nicht Opfer, sondern Schutz und Stärke ist, mit einem deckenden Wort: Gefolgschaft, nicht Genossenschaft.

Der Einzelne und die Genossenschaft

Alle Einzelerwägungen über Ordnung der Ämter und Verfassung des freien wirtschaftlichen Schaffens führen immer wieder auf den einen Gedanken zurück, von dessen Formung freilich jedes Entscheiden im Sonderfall abhängt: daß der Einzelne der tauglichere Träger jedes Tuns ist als die Gemeinschaft. Und da die immer wiederholte und bekräftigte Anwendung dieses Gedankens auf so viele Verhältnisse des Lebens einseitig und, in einem Zeitalter der unbedingten Vorherrschaft des Genossenschaftsgeistes, fast herausfordernd erscheinen mag, so sei nun in aller Ruhe erwogen, was denn Vorzüge und Nachteile des Handelns der Gemeinschaft und des Handelns des Einzelnen sind.

Das geistige Schaffen bietet beide Formen des Tuns in äußerster Vollendung dar: kein starkes Gebild des Denkens oder Schauens ist je entstanden, es sei denn in der Seele des Einzelnen. Und wiederum die gläubige Gemeine, die von je die Trägerin aller Götter- und aller Gottesdienste war, sie ist sicherlich die stärkste und lebenreichste Form aller Genossenschaftsbildung. Denn in dem überpersönlich Gemeinsamen, das über der Versammlung so vieler in gleicher Ergebung geneigter Einzelwillen schwebt, das ein Weniger, aber auch ein Mehr ist, verglichen mit ihrer Summe, mag ein Urbild alles Segens und aller Frucht zu sehen sein, die überhaupt im Schoß einer Genossenschaft sich wirken können.

Beide Beobachtungen sind Weisungen des Lebens. Das geistige Schaffen des Denkers, des Bildners verträgt keinerlei Zusammenwirken von Mehreren, weil es die feinste, freieste und eben darum verletzbarste Form des Tuns darstellt. Nur wo ihr das letzte Maß von Eigenwilligkeit verbürgt ist, kann es zu seinen Zielen kommen. An inneren Bindungen fehlt es auch ihm gewiß nicht: die Überlieferungen seiner Technik fördern und fesseln den Willen des Forschers und des Künstlers gleichermaßen, und sie sind Auswirkungen der Macht der Gemeinschaft: Schule ist Gemeinschaft selbst, und Schule ist Überlieferung. Überlieferung aber ist der Zusammenhang und das Aufeinanderwirken der Nacheinanderlebenden, wie Gemeinschaft Zu-

sammenhang und Aufeinanderwirken der Miteinanderlebenden ist. Die Schule als Gemeinschaft darf und soll den Anfänger noch gänzlich beherrschen; die Schule als Überlieferung darf und soll noch dem reifen Schaffenden die Regel überall dort setzen, wo seine eigene Kraft nicht ausreicht, sich selbst und Anderen das neue Gesetz zu geben. Aber ein innerster Bereich in dem Ich des geistig Wirkenden muß unangetastet bleiben, und das eben ist jener dunkelste und tiefste Bezirk des Ichs, in dem Geist und Seele miteinander Brautnacht halten und in dem das neue Gebild sich gebiert.

Alle Kirchen, alle Glaubensgenossenschaften bieten das Gegenspiel. Kein Zweifel, nicht Gottesdienst noch Gottesverehrung ist zu denken ohne die Voraussetzung eines in irgendeinem Sinn geschlossenen Zusammenhalts von gläubigen Genossen. Aber worum handelt es sich hier? Um ein Schaffen? Nie, sondern stets nur um das Gegenteil, um eine tiefe und immer tiefere Hingabe des Ichs und seines Eigenwillens an irgendwelche überwirkliche Gewalten. Für diese Hingabe die Genossen der Einung, die Glieder der Zusammenkunft bereit zu machen, die Stunde zu steigern, die zusammenschießenden Strahlen der persönlichen Verehrungen zu der Flamme lodernder Inbrunst zu einen, das ist Sache und Sendung der gläubigen Gemeinschaft. Aber selbst in diese stillen Bezirke bricht der störerische Geist des starken Einzelnen: so gewiß Pflege, Überlieferung, Übung des Glaubens Amt der Genossenschaft ist, so gewiß ist noch keine Form der Gottesverehrung neu geschaffen, es sei denn von dem in der Einsamkeit Vergrabenen, Vergrübelten, Zweifelnden, Verzweifelnden, Ringenden, Siegenden — dem Einzelnen, der allein Glaubensformer, Glaubensschöpfer sein kann. Erst da er aus Einsamkeit der Wüste und der Wälder, der Klause und der Klöster hervorgeht, sammeln sich um ihn die Folger, die Jünger, und die Glaubensgemeinschaft entsteht, um eifernd über der Unverbrüchlichkeit des neuen Gutes zu wachen, das jener Eine doch nur gewann, als er alte, einst ebenso unverbrüchliche Tafeln stürzte und zerbrach.

Die Erfahrungen, die das Leben der Geistigen bietet, würden sich auf diese höchste letzte Formel erheben lassen: wo es Hingabe, Be-

geisterung für eine gegebene Losung, Eintreten für eine gesetzte Regel gilt, da ist die Genossenschaft eine zwecktüchtige, zielmäßige Form des gesellschaftlichen Gebildes; alle Dinge aber, die ein Schaffen erfordern, das heißt, ein freies und in irgendeinem wenn auch noch so begrenzten Sinne neues Tun, sie sollten dem Einzelnen überlassen bleiben. Wohl gemerkt, nicht dem Einzelnen, dem Bevorzugten der Leistung oder des Erbes zuliebe, sondern aus dem sehr kühlen, sachlichen Grunde der größeren Zweckdienlichkeit für die Gesamtheit, für ein Volk, für die Menschheit. Es gibt eine Mechanik, eine Kräftelehre des gesellschaftlichen Lebens, die ohne jede Voreingenommenheit derlei Regeln und Gesetze suchen und finden lehrt.

Doch weder die Abgeleitetheit noch die Einfachheit dieses Satzes wird an sich genügend erscheinen. Man mache die Gegenprobe.

Eines ist zunächst gewiß: die Gemeinschaft als solche bringt eine Steigerung des Kraftgefühls hervor. Sie entsteht durch das Vertrauen auf die gegenseitige Unterstützung. Gewiß, ein überaus willkommenes Mehr für die Ausführung jeder Tat, gleichviel ob es auf voller Wirklichkeit oder zu einem Teil auf Selbstberedung, Autosuggestion beruht, gleichviel, ob der Wille eines Führers oder ein schon gefaßter Beschluß der Gemeinschaft diese Tat anbefahl. Aber für die Gemeinschaft, die erst beschließen soll, und eben von ihr ist die Rede, steht die Rechnung bei weitem nicht so günstig. Für sie bedeutet jene neugefühlte Erhöhung der Kraft gleichzeitig eine Herabminderung der wirklichen Kraft. Vertrauen auf Andere will sich tragen lassen, Vertrauen auf das eigene Tun will alle Kraft des Ichs anspannen. In der Tat ist denn auch in jeder Vereinigung, vom Gesangverein Waldesrauschen III in Rummelsburg-Süd bis zu den Fraktionen des hohen Reichstages selbst, die Zahl derjenigen Mitglieder nie gering, die eingestandener- oder uneingestandenermaßen im Grunde auf jedes Mitraten und Mittaten verzichten, die nur der Mehrheit oder bestimmten Einzelnen zu folgen gewohnt sind.

Sie stellen aber nur den äußersten Fall einer Grundstimmung dar, die sich bei den Beratungen jeder Körperschaft in sehr verschiedenen Abstufungen aller derer bemächtigt, die, sei es immer, sei es an diesem

Tag, zu dieser Stunde nicht Tätige, und das heißt in gewisser Abdämpfung Führer zu sein entschlossen sind. So ergibt sich für weite Flächen der Kräftebetätigung einer Gemeinschaft, daß jene Erhöhung des Kraftgefühls nichts Anderes als ein Trug und bestenfalls ein Rausch ist, und daß ein großer, zumeist sicher der größte Teil der Glieder einer Genossenschaft durch die Gemeinsamkeitsform des Wirkens in ihr nicht einen Zuwachs, sondern einen Verlust an Kräftespannungen erleidet.

Und es leuchtet ein, daß die Verlustrechnung mit diesem Erschlaffen der Einzelkräfte noch nicht abgeschlossen ist — wie gering ist der Wert von Stimmen, die auf solcher Grundlage abgegeben werden. Er wird sich darauf zurückführen lassen, daß in einigen wenigen äußersten Fällen, wo die Entschließung sehr folgenschwer ist, auch die schläfrigsten Mitläufer erwachen und zu eigenem Ratschluß kommen oder doch zu kommen gedenken. Aber gerade in diesen Fällen pflegt Feuer und Leidenschaft der Führenden ebenfalls, und zwar bis auf einen viel höheren Grad zu steigen. Und die Mehrheitsmenschen werden nun noch viel mehr als sonst aus Schiebenden zu Geschobenen.

Doch man wird erklären: zuletzt sei dieser Verlust zu ertragen, da ihm ein Gewinn auf seiten der Einflußreichen, Leitenden gegenüberstehe, und man wird sich beeifern, hinzuzufügen, daß dieser Gewinn von den Anwälten der Persönlichkeit am wenigsten in Frage gezogen werden dürfe. Und doch wird gerade das geschehen müssen, ja hier ist die zweite Reihe von Gründen gegen alles Handeln der Genossenschaft aufzubieten. Man hat so oft von der Seelenkunde der Masse gesprochen, man wird noch viel eingängiger von der Seelenkunde der Körperschaft, des Kollegiums zu handeln haben, und man wird finden, daß es sich dabei zum weitaus bedeutendsten Teil um die Seelenkunde des Führers der Genossenschaft handelt — des Führers, insofern er alles Andere als ein Freier ist, insofern er all sein Tun richten muß nach der Gemeinschaft, die zu leiten der leichtere, die zu bestimmen der schwerere Teil seines Amtes ist. Das Gepräge dieser Amtsführung wird schon einwirken auf die Auslese für die Führerstellen. Und es ist erstaunlich, wie wenig Mehrungen und wie viel Min-

derungen der Stärke des Einzelnen selbst noch die Führerschaft dieser Gattung ihrem Inhaber einträgt. Es bleibt für den Starken bei der stolzen Meinung Friedrich Nietzsches, daß er keiner Partei angehören möchte, auch nicht als Haupt, da er noch als ihr Führer seine Freiheit zu verlieren fürchten würde.

Kein Zweifel, auch dem Handeln und Denken des Einzelnen haften bestimmte ihm eigentümliche Einseitigkeiten und Fehler an. Der Einzelne kann leichter der Willkür und persönlicher Parteilichkeit verfallen, seine sachlichen Fehler haben schwerere Folgen als die der Mitglieder einer Körperschaft, weil die Möglichkeit des bessernden Ausgleichs durch andere nicht so nahe ist, und er wird eigensinniger auf falschen Meinungen bestehen. Aber man mag alle diese und noch siebzehn mindere Fehlerquellen berücksichtigen, wer stellt das größere Gut für die Gesamtheit dar: der Einzelne, der für sich zu handeln und sein Handeln zu verantworten gewohnt ist, dessen Sendung von Anbeginn eine Auslese der Starken erfordert, dessen Tun ihn bei jedem Schritt zu Trotz und Eigensinn, aber auch zu Kraft und Stolz und Selbständigkeit erzieht — oder das Mitglied einer Körperschaft, das im besten Falle auf Schleichwegen Einfluß und Führerschaft gewinnen kann, das nur lenken darf unter der Maske des Nichtlenkens, und das dann am weitesten kommen wird, wenn es dem Typus des genauen Paragraphenmenschen am meisten entspricht, der mit einerseits, andererseits seine eigene Meinung am besten zu verstecken und die der anderen am besten zu hintertreiben vermag, der mit seiner sanftseligen Kompromißberedsamkeit jedem Ding und jedem Menschen alle Knorren und Kanten, alle Widersprüche und alles Eigengepräge fortzuglätten versteht, und der mit den Mittelmäßigen, die die Mehrheit jeder Körperschaft bilden, deshalb so gut zu fahren versteht, weil er diesem Mittelmaß selbst so nahe ist, sei es von Anfang an, was schlimm ist, oder allmählich auf dem Wege der Selbsterniedrigung, was schlimmer ist. Der Eine, der Einzelne macht das Bild des Lebens gegensätzlich und bunt und stark und reich, der Andere, der Mann der Körperschaft, macht es korrekt und gleich- und einförmig, matt und blaß und grau.

Wo das Leben ein Zusammenwirken von Mehreren erfordert, da soll die Gefolgschaft an die Stelle der Genossenschaft treten, d. h. die Gemeinschaft derer, die einem Führer frei und willig, und wenn es sein kann, begeistert folgen. Alles, was die Genossenschaft lügt von gleichem Recht, gleicher Fähigkeit, das streift die Gefolgschaft als unnötig von sich ab und setzt ihre Losung an die Stelle, die Wahrheit ist von Grund aus: sie macht den Führer zum Führer, die Folger zu Folgern. Was in der Genossenschaft als Schwäche und Lässigkeit gilt und Untauglichkeit ist, wird in der Gefolgschaft zur Tugend — zur Tugend der Hingebung und Unterordnung. Sie erlaubt den mehreren Schwachen, schwach und abhängig, dem einen Starken, stark und Führer zu sein. Alle wirklichen Vorzüge der Genossenschaft aber, das Einander-Ergänzen, Einander-Beaufsichtigen, Einander-Verbessern, können hinübergeleitet werden in die neue Form. Sollen doch die Folger nicht Knechte, sondern freie und selbstbewußte Helfer und Gesellen des Einen am Werke sein.

Nur dort aber, wo ein unzweifelhaftes Gut die Vielen zu einer Lebensstimmung eint, wie der Gott die gläubige Gemeinde, die eigene Gesittung und Besonderheit das Volk, soll die Genossenschaft bleiben. Das Amt des völlig Einzelnen aber, des Einzelnen, der noch der Gefolgschaft entbehrt, wird immer das Schaffen aller neuen Werte bleiben, die nur in Stille und Einsamkeit gezeugt, empfangen und geboren werden können.

Recht und Rang der gesellschaftlich Schwachen

Will man durchaus heute von einer sozialen Frage sprechen, wozu im tiefsten Grunde nicht mehr und nicht weniger Ursache ist als in jedem der vierzig oder fünfzig früheren Jahrhunderte der Weltgeschichte, so müßte man wenigstens anerkennen, daß die besondere Bedeutung, die man dieser Bezeichnung wie selbstverständlich verleiht, von einer unmöglich voreingenommenen Engigkeit ist. Niemals und unter keinen Bedingungen kann die Fürsorge für die gesellschaftlich

Schwachen die oberste oder gar nur die einzige Frage sein, die innerhalb der gesellschaftlichen Ordnungen zu entscheiden wichtig ist. Wert und Schicksal aller, aber auch aller Zeiten und Völker haben bisher von der Stärke und dem Rang der führenden Menschen abgehangen, nicht von Lage, Bezahlung, Lebensführung der unteren Mengen. Dennoch wird auch eine hierin ganz unvoreingenommene Gesellschaftslehre oder, wenn man lieber will, Gesellschaftskunst im Laufe durch die einzelnen Bezirke des Lebens endlich auch zu diesen gelangen müssen.

Rousseaus hellseherische Kraft hat allen seinen Vorurteilen für Gleichheit und Auflockerung zum Trotz den wesentlichsten Unterschied zwischen allen je möglichen Abstufungen einer gesellschaftlichen Ordnung scharf ins Auge gefaßt und, was ihm zu noch höherem Ruhme gereicht, die beiden durch ihn getrennten Formen der Ungleichheit sehr verschieden bewertet. Er setzt die natürliche Ungleichheit, die durch Anlage und Fähigkeiten des Einzelnen hervorgebracht ist, in schroffen Gegensatz zu der geschichtlichen und gesellschaftlichen Ungleichheit, die durch die Ordnungen und die Willkür der Menschen hervorgebracht seien. Jene erste Ungleichheit erkennt er an, als Maße setzend für die Rangordnungen der Gesellschaft, die zweite bekämpft er als ungerecht.

Wenn der Sozialismus heute die Ungleichheiten kraft gesellschaftlicher Ordnung kritisiert, so wird man ihm auch darin gewiß nicht auf seinen Wegen folgen dürfen! Doch daß hierüber die nachdrücklichste Debatte nötig und förderlich ist, wird man ihm ohne jeden Vorbehalt zugeben können. Erbitterten Widerstand aber wollen wir ihm leisten, wo er nicht über Rousseau hinaus, sondern schlechthin gegen ihn auch die natürlichen Ungleichheiten entweder leugnen oder, wenn er sie zugibt, in ihren Wirkungen auf die gesellschaftliche Rangordnung auslöschen will. Trotz allen leidenschaftlichen Rufen nach Gerechtigkeit ist nie eine ungerechtere Losung für die Verteilung der Erträge der wirtschaftlichen Arbeit ausgegeben worden als die: jedem nach seinem Bedürfnis. Nicht aus irgendeiner Rücksicht auf die Ichsüchte irgendeiner im Besitz befindlichen Schicht oder irgendwelcher Einzelnen, sondern lediglich aus Gründen der Zweckmäßigkeit, der

gesellschaftlichen Mechanik, ist richtig und also auch allein gerecht: jedem nach seinem Leisten.

Nur dies ist die Voraussetzung für die Durchführung dieses Satzes, daß auch die unterste Schicht der Leistungen und der Leistenden, wenn sie ihre Kräfte einsetzen, so entlohnt werden, daß ihr Leben gedeihen kann. Niemals kann der Wipfel der bürgerlichen Gesellschaft in die Säfte schießen und seine Äste hoch und frei aussenden, wenn den Wurzeln ein dürrer und steiniger Boden zugemutet wird.

Das ist ein Ziel, dem zuzustreben notwendig ist, und weil die Arbeit der letzten drei und vermutlich noch einiger weiterer Jahrzehnte in ihrer Grundrichtung der Erreichung dieses Zieles gewidmet ist, deshalb wird man sich ihrer freuen müssen. Aber was von heute ab um so gespannterer Aufmerksamkeit bedarf, das ist die Frage, ob der Weg, der hierbei eingeschlagen ist, der rechte oder wenigstens der endgültige ist.

Dies soll von Grund aus geleugnet werden. Der Sozialismus ist auf den Gedanken gegründet: nur die Genossenschaft, und sie allein, sei das Mittel, um dem Schwächeren wohlzutun, und um sein Recht gegen den Stärkeren zu wahren. Die Sozialstaatskunst unserer Tage gibt hierin dem Sozialismus zu einem Teil nach, zum anderen fügt sie der automatischen Mechanik des Staatszwanges und einer bis ins letzte gleichmacherischen Massenversorgung, Massengesetzgebung und Massenrechtsprechung ein neues ungeheures Getriebe hinzu, womit sie freilich ebenfalls nur vorwegnimmt, was der Sozialismus im Falle seiner Verwirklichung als Mittel der Durchsetzung noch würde steigern müssen: den Druck einer zwingenden Gewalt, und was er als Zweck noch viel ungescheuter und rücksichtsloser verfolgen würde: die Mechanisierung der Gesellschaft.

Noch ganz abgesehen vom Endergebnis liegt hier ein grundsätzlicher Gegensatz von Anschauungsweisen vor. Dem Sozialismus scheint als einzig Wesentliches die nach seiner Vorstellung möglichst gerechte, d. h. möglichst gleiche Verteilung der wirtschaftlichen Erträge einer Volkswirtschaft an die Einzelnen, an alle Einzelnen. Er sieht als das einfachste und wirksamste Mittel der Verwirklichung dieser Absicht den Mechanismus der Wahlen, der Mehrheiten, der Genossenschaften

an: man kann durch ihn am schnellsten alle Macht und allen Einfluß der Stärkeren und Starken lahmlegen. Er greift ohne Besinnen nach diesem Mittel, um so mehr, als es ganz und gar dem Geiste seiner letzten gleichmacherischen Absichten entspricht, die vor allem jeden Klügeren, Kraftvolleren, Fähigeren zum unterwürfigen Werkzeug der Masse zu machen wünschen, die in jedem Führer einen Feind sehen, und die die Herrschaft der Meisten, d. h. der Schwachen und der Schwächsten herbeiführen wollen.

Am letzten Ende ist dem Sozialismus weder an Gesamtheit noch Genossenschaft viel gelegen: denn er erstrebt in Wahrheit nicht deren Heil, sondern das der Einzelnen, aller Einzelnen. Er wünscht so viel als möglich Einzelnen so viel als möglich Glück zu verschaffen, und das ist nach seinen Begriffen ein möglichst hoher Bruchteil von Geld und Gut. Er ist in Wahrheit nicht Sozialismus, sondern eher Masseninvidualismus, wenn man will Zwerg- und Durchschnittsindividualismus.

Wollte er wirklich das Heil der Gesamtheit, so würde er sein Ziel gründlich verfehlen. Er würde das Mittel ebenso über, ja gegen den Zweck setzen, wie es die von ihm gewählte Form der Ausbreitung seiner Lehren und die Vermehrung seiner staatlichen und Parteimacht täte. Er gibt vor, die gütigste und menschenfreundlichste Gesellschaftsform herbeiführen zu wollen, die je auf Erden erstrebt worden ist, und er bedient sich dazu der giftigsten und tückischsten Überredungsmittel. Würde die Verhetzung und Aufpeitschung der sozialistischen Propaganda auch nur von ihren eigenen Anhängern ernst genommen, so wäre unser Volk schon längst in ein Tollhaus tobender Toren verwandelt. Diese Partei, die eine Gesellschaftslehre verficht, die dem Urchristentum an Sanftheit und Reinheit nacheifert, duldet unter ihren Führern zuweilen Männer, die täglich nach Weise hysterischer Frauen keifen und zanken. Keine einzige der anderen Parteien hat je ein solches Höchstmaß von Vergiftung des staatlichen Kampfes, von Niederreißung und Beschimpfung der Gegner erreicht. Der Sozialismus gebärdet sich, als sei es die beste Vorschule, um aus Menschen sanfte Lämmer zu machen, wenn man sie zunächst einmal ein Jahrhundert lang zu Tigern, Schakalen und Giftschlangen erzieht. Es

war alle die im Grund ehrenfeste und ruhige Art unseres Arbeiterstandes nötig, um durch diesen Wahnsinn von Aufpeitschung sich nicht zu Torheit und Verbrechen hinreißen zu lassen. Wir Gegner des Sozialismus haben dennoch nur Ursache, uns dieses Fanatismus zu freuen: hätte er das entgegengesetzte Verfahren eingeschlagen und die Reinheit und Lauterkeit seiner Absichten zunächst durch die Reinheit und Lauterkeit seiner Kampfmittel erwiesen, er hätte unendlich viel mehr erreicht. Denn daß er eine Gesellschaftsanschauung vertritt, die zu tiefer Schönheit — der Schönheit freilich nur der Schwachheit und Demut — entwickelt werden kann, daran ist ebensowenig zu zweifeln.

Doch gleichviel ob der Sozialismus in Verteidigung und Ausbreitung seiner Sache den rechten oder den irrigen Weg einschlug: er setzt auch in seinen Zielplänen das Mittel über den Zweck. Die Vergenossenschaftung ist nicht der Weg, um das Heil des Ganzen zu fördern. Und läßt man selbst die etwas niedere und billige Glückskalkulation des Sozialismus, die nach der Summe von Wohlbehagen, das auf die Vielen, die Meisten, auf Alle sich verteilt, gelten, so würde auch sie am Ende zum gleichen Ergebnis führen. Noch die Schwachen, die Schwächsten würden sich verrechnen, wollten sie sich ihrer eigenen Leitung, nicht der der Starken anvertrauen.

Es hat keinen werktätigeren Freund der Arbeiter gegeben als Abbe, keinen Unternehmer, der so wenig kapitalistische Neigungen gehabt hätte wie er, und gerade er hat die Meinung vertreten, daß Arbeiter niemals imstande sein würden, die Leitung eines Gewerbebetriebes, und sei es durch gewählte Vertreter, zu übernehmen. Ich finde dies Urteil von ebenso ausschlaggebender Wichtigkeit wie das andere, das Abbe durch sein Vermächtnis ausgesprochen hat. Hat er doch den Reingewinn seiner Unternehmung, er, der Arbeiterfreund, nicht den Arbeitern, sondern einem hohen geistigen Zweck, der Förderung der Forschung, zugewandt. Seine Arbeiter haben das Urteil, das stumm sich auch in diesem Tun ausdrückt, recht wohl vernommen, unzufrieden und scheltend genug. Sie sind der Meinung, daß ihnen gebühre, was nun einem höheren und in Wahrheit dem Ganzen dienenden Zweck zugeführt wird.

Und nach allem diesem Nein sei wieder das Ja, das alte ausgesprochen: Sorge, Fürsorge jeder Art für die Schwachen, aber in der Form der Führung, nicht eine falsche und schließlich doch lügenhafte Selbständigkeit: Gefolgschaft, nicht Genossenschaft. Niedere untergeordnete Arbeit wird immer getan werden müssen, aber immer auch wird allen Werkgenossen der beste Lohn werden können: die Freude am Werk. Aber nur einer kann sie ihnen verschaffen, der Meister, der Führer, der Einer ist!

Ihn zu bekämpfen, heißt nicht den Geführten nutzen, sondern heißt den Geist und die letzte Freude am Werke morden. Keine Arbeitsgemeinschaft ist tüchtig und lebensfähig, als die einen lebendigen Körper darstellt. Kein Leib aber ist gesund, als der ein denkendes Haupt und — mehr — ein schlagendes Herz hat.

Die Lösung der sozialen Frage

Man vergebe mir das leise Spiel zwischen Scherz und Ernst, das die Aufschrift dieser Zeilen bestimmte. Aber daß ich es nur gestehe: ich halte allerdings, was ich zu sagen habe, für einen ehrlichen Versuch der Lösung der Schwierigkeit, die man heut viel zu anspruchsvoll und zugleich viel zu zaghaft soziale Frage nennt. Nur daß ich weiß, daß noch ein Jahrhundert vergehen mag, ehe die Verwirklichung dieser oder ähnlicher Gedanken möglich sein wird, die dann freilich längst ein Gemeinplatz geworden sein werden. Wir Männer des Schauens, Lehrens, Redens sollten uns immerdar den Satz selbst entgegenrufen, schon damit es die anderen nicht tun: ein Weiser kann mehr fordern, als zehn Millionen Narren erfüllen können, oder mit anderen Worten: die Närrin Theorie kann zehnmal mehr erträumen, als dies weise Leben zu gestalten vermag.

In einem Gespräch, das ich zu Wien mit erlesenen Sozialisten führte, machte ich der Sozialdemokratie den Vorwurf, daß sie den Schwachen ihr bestes Gut, die Hingabe, raube. Man hielt mir entgegen, wie aufopfernd die Massen sich eben der sozialistischen Be-

wegung hingäben. Dagegen ist nichts zu sagen, und es ist das neidenswerteste Gut dieser Partei des vierten Standes, das sie mit diesen Worten in Anspruch nimmt. Und dennoch bleibt, was ich behauptete, zu Recht bestehen, bedarf nur der weiteren Begründung. Die Sozialdemokratie erregt und nährt freilich die eine Hingabe, aber sie lähmt und tötet eine andere, wesentlich tiefere. Sie erweist sich auch hier wie so oft als eine Auswirkung der Kraft, die stets das Gute will und stets das Böse schafft. Sie fordert und erlangt Hingabe für eines der großen anonymen Ungeheuer, die heute mehr Macht über die Menschen gewonnen haben als je, sie erhebt und setzt diesen Anspruch durch als Partei und Parteiprogramm, als Bildnerin eines zukünftigen Staates, einer zukünftigen Gesellschaft. Aber sie zerstört zur selben Stunde und mit noch regerem Eifer, bald mit leisem Gift, bald mit lauter Schmähung alle Hingabe ihrer Anhänger an das eine Gut, das beste, reichste, das ihnen das Leben, das gegenwärtige Leben schenkt, an ihr Werk selbst und den, der es leibhaft vor ihnen verkörpert, an seinen Meister. Die Sozialdemokratie würde einen Arbeiter, der ihr sagen würde, ich will dir nicht folgen, denn ich liebe mein Werk, und ich liebe meinen Meister, mit Hohn und Spott übergießen. Und doch hat er recht, dreimal recht: denn er wählt das Leben.

Der Sozialismus übt hier die gleiche Wirkung aus wie alle heute die Oberfläche des Lebens bestimmenden Mächte. Er entzieht dem Einzelnen, Besonderen, Gewachsenen, hier der natürlichen Werkgenossenschaft zwischen Führern und Folgern, zwischen Meister und Gesellen, zwischen Fabrikleiter und Fabrikarbeitern[1], die ihr zukommenden Säfte und leitet sie einem der mammuthaft großen automatischen Mechanismen unserer Zeit zu: in diesem Falle seiner Partei.

Aber, so sprechen die Sozialisten, was willst denn du Narr: dies soll ja nur für eine Zeit gelten, für die Zeit des Harrens und des Kämpfens, bis das Heil selbst kommt. Dann erst, wenn wir selbst die Herren der Arbeit sein werden, dann erst wird unsere Arbeit gesegnet sein. Dies mußt und kannst du uns zugeben. Darauf aber antworte ich: leider nein. Denn eben euer Ziel, euer Zweck, die Gesellschaft eurer Zukunft ist ebenso mechanisch, ebenso automatisch wie

der Weg, das Mittel eurer Gegenwart. Ihr werdet in euren gebenedeiten Genossenschaften ganze Hierarchien von Wahlen übereinandertürmen, werdet Mehrheitsabstimmungen aller Art als eurer Weisheit letzten Schluß einrichten und werdet das Beste, das einzig Nährende vergessen: den Führer. Denn den Führer haßt ihr: ihr wollt einen Leib ohne Haupt und ohne Herz, und das ist ein toter Automat. Und wenn ihr heute nach dem achtstündigen Arbeitstag den sechs-, den vier-, den zweistündigen Arbeitstag auftauchen laßt als Lockbild eurer Zukunft, so klingt daraus wenig Freude an Werk und Wirken. Ich möchte in eurem Eden nicht leben.

Euer genössischer Geist aber, auf den ihr euer Heil gründet, ist ein Schemen. Denn damit ihr es wißt: die Genossenschaft ist selbst dazu zu schwach, um wirklich den lebendigen Geist gemeinsamer Wirkung hervorzubringen, den eine Körperschaft im Innersten einiger Menschen allerdings besitzen kann. Auch dazu nämlich bedarf die Genossenschaft des Führers, der Körper des Hauptes. Dieselbe Anzahl von Menschen, Werkgenossen, die als Genossenschaft nur die müde Regel vorgeschriebenen, vorgebildeten Tuns erfüllen können, werden, wenn ein Starker, ein Schöpferischer sie zur Folge mit sich reißt, Wunder verstehender Hilfe und Mitarbeit leisten. Ich behaupte auch, der Geist der Genossenschaft wirkt sich erst recht aus, wenn sie sich in eine Gefolgschaft verwandelt: Geist wird nur von Geist geweckt, Leben nur von Leben. Und Leben hat nur der Eine, der Führer: Leben und Leben ausschickende Kraft.

Die Sozialisten werden einwenden: und unsere Tausende von Vereinen, Parteivereinen und Gewerkschaften und Einkaufsgenossenschaften? Aber kann man wirklich sich ihrer getrösten? Was heißt denn das alles: sich zusammensetzen und hunderttausendmal Gesagtes, Gerufenes, Geschrieenes zum hunderttausendunderſten Male neu sagen, rufen, schreien? Oder die kleinen Nützlichkeiten wahrnehmen oder zusammen einen Arbeitsausstand durchführen oder endlich harmlose Geselligkeit pflegen? Das alles ist die Folge eines allgemein millionenfach sich wiederholenden Vorganges, und gar nicht soll gescholten werden auf viel tüchtige, wohlgemeinte Arbeit, die da getan wird. Aber was hat dies alles mit Werk und schöpferischem Tun

gemein? Wo ist die kleinste Unternehmung von genossenschaftlicher Form, die schon ein Neues an Werk und Gebild geschaffen hat? Wo ist schon je aus einer Genossenschaft Funke und Feuer der neuen Tat, und beträfe sie das kleinste Gewerbe, die geringfügigste Besserung eines Handwerks, aufgesprüht?

Und dieser heutige Zustand ist nur Vorbote und Vorschmack dessen, was kommen würde, wenn die erträumte Zukunft der Gesellschaft je Gegenwart werden würde. Herabdrückung alles Überragenden und Emporsetzung des Durchschnitts und des Mittelmaßes zur Regel. Wie würde die Erde öde werden und leer von Geist und Kraft. Neuseeland und Australien als Paradies der Menschheit, schon heute das gelobte Land aller stufenlosen Gleichheit, das wird unser warten! Man verfolge die sinkende Linie des Sozialismus: zuerst die großen gewaltigen Plänemacher: Saint Simon und Fourier und vor ihnen der edle Babeuf, in dem Tat und Traum sich einten. Dann der große Theoretiker und der große Agitator: Marx und Lassalle, endlich die hausbackenen Handwerker der Parteitaktik, Bebel und Liebknecht und ihre Pairs — viel subalterner, doch immer noch getragen von gewaltigem Eifer und zwingender Führerkraft. Heute aber ist man schon so weit, daß man dickleibige Abhandlungen schreibt darüber, wie häßlich und ehrgeizig der Führer doch sei und noch der sozialistische Führer. Und ob es nicht möglich sei, auch diesen Greuel des Überragens zu beseitigen. Nieder mit dem Mann, hoch die Masse, Tod dem Schöpfer, Heil aller lendenlahmen, demütig sich duckenden, sich selbst noch leugnenden Mittelmäßigkeit. Das ist die Losung.

Das Leben selbst würde sterben, oder schlimmer als das, es würde ein sumpfig kriechender Fluß im Sande kläglich dumpfer Zufriedenheit mit dem Wenigsten werden, ein Versiegen und Versiechen. So fragt ihr, aber hat nicht einer von euch jüngst erst erklärt, es würde nicht eher gut, als bis jede Tagelöhnerfamilie fünfzehntausend Mark jährlicher Einnahme habe? Gewiß, Geld werdet ihr immer viel verlangen für Alle und Jeden, aber was mehr ist als Geld: an Kraft, daran werdet ihr immer genügsamer werden.

Nur in einem hat der Sozialismus recht, und das soll ihm immer

gedankt sein: jedem Volksgenossen muß so viel Lohn werden, das sein und der Seinigen Leben gedeihen kann. Aber alles andere ist Wahn und Irrtum: um dieses einen Zweckes willen wollt ihr eine Gesellschaftsordnung bauen, die das Leben selbst gefährdet. In Wahrheit seid ihr nicht einmal rechte Sozialisten, wenn Sozialismus so viel heißt wie: Liebe zur societas, zur Gesamtheit von Volk und Gesellschaft. Denn jeder Bau der öffentlichen Ordnungen, der dem Führer, dem Einzelnen, dem Einen gibt, was ihm gebührt, nimmt das Heil der Gesamtheit besser wahr als ihr. In Wahrheit seid ihr nicht Sozialisten, sondern Anwälte der Kleinen, der kleinsten Einzelnen, Wortführer des Massen-, des Zwergindividualismus. Ihr wollt aus platten, gleich polierten, gleich kleinen Kieselsteinen eine Pyramide aufrichten: sie wird euch unter den Händen zerrinnen. Pyramiden baut nur, wer mit Quadern baut; eine Gesellschaft baut nur, wer ein Gefüge von Starken übereinander schichtet. Aus den Kieseln aber macht der rechte Baumeister den Mörtel: er wird ihm aufs beste dienen, das Werk zur Einheit zu binden.

Für die Niederen, die Schwachen zu sorgen, muß, wird gelingen, auch ohne den Geist des Führers und des Schaffenden aus dem Körper der Gesellschaft zu treiben und so aus ihm einen lebensleeren Mechanismus zu machen. Wir alle würden damit einen viel zu hohen Preis zahlen, wenn wir auch die Fürsorge für die Verunrechteten noch so hoch anschlagen. Aber wir brauchen den Preis nicht zu zahlen: wir können sorgen für das niedere und doch notwendige Bedürfnis des Schwachen, ohne im mindesten vom Geist des Führertums und der Starken und Schöpferischen etwas zu opfern. Wir müssen nur die Gegenlosung ausrufen, die an der Gemeinschaft festhält, der besten, gesundesten, tiefsten, die es gibt: der Werkgemeinschaft, die aber nicht den Wahn der Genossenschaft von Gleichen, das heißt gleich Schwachen oder Mittelmäßigen aufrecht erhält, sondern an ihre Stelle die Gefolgschaft setzt, das ist die Gemeinschaft von Meister und Gesellen. Sie allein fruchtet dem Werk, dient den Wirkenden. Denn sie gibt dem Meister, was des Meisters ist: Raum und Macht für das Spiel seiner schaffenden Kräfte, und dem Gesellen, was des Gesellen ist: Halt

und Stütze und nährenden Boden des fest umschriebenen Werkes und die Freude, die nie versiegende an dem edlen köstlichen Gut der Arbeit, den Schutz des Stärkeren, des Führers und den besten Lohn, der allem guten Dienen winkt: die Hingabe an den Führer, die Liebe zum Meister.

Aber das Ziel ist fern, und der Weg ist weit: denn es ist nicht das rechte Dienen allein, das heut in Gefahr ist, sondern auch das Meistertum wird selten und seltener. So laßt uns zuerst bessere Meister werden, daß uns die Gesellen besser lieben lernen. Denn Schaffen ist das eine, das not tut, aber Liebe das zweite: Liebe wird nur für Liebe gegeben.

An uns, den Meistern, ist es, wie sich versteht, mit Schaffen, an uns aber auch ist es, mit Lieben den Anfang zu machen.

Die Werkgemeinschaft als Ziel des sozialen Fortschritts

Eine doppelte Pflicht ist uns auferlegt, wollen wir Schicksal und Heil der Niederen lenken. Die erste betrifft die Auslese der Starken unter ihnen, die nur das Schicksal, sei es aus Gunst oder Ungunst, tiefer stellte als ihr Wert. Die zweite umfaßt unsere Fürsorge für sie: doch soll diese nicht nur die einzige gerechte Forderung der heutigen Arbeiterbewegung umfassen, daß ihr Lohn ihnen ein gedeihliches Leben verschaffe, sondern auch die andere letzten Endes wichtigere, daß ihre Ordnungen dem Wohl, der Festigkeit des Volks-, des Gesellschaftsganzen dienen.

Die Forderung, daß dem Einzelnen nach dem Grade seiner Befähigung aufwärts geholfen werde, bis zu dem seiner Kraft gebührenden Grade der Wirkungsmöglichkeit, ist nicht um irgendeiner lendenlahmen Barmherzigkeit willen aufgestellt, sondern sie geht aus dem innersten Kern jeder individualaristokratischen Gesellschaftsanschauung hervor. Man wird nicht sagen dürfen, daß ihr heut gar nicht genügt werde, aber man wird dies behaupten können, daß die heutige Gesellschaft für diese Pflicht sehr wenig Aufmerksamkeit übrig hat. Auf die Frage, ob es nützlich sei, den Zoll auf Holländer Käse oder auf Terpentinöl zu erhöhen, wird unvergleichlich viel mehr Zeit und Arbeit

verwendet. Schätzte diese Zeit das Gut der Persönlichkeit so, wie sie es freilich ihrer ganzen Grundgestimmtheit nach nicht kann, so würde sie, statt der Hilfe umsichtiger Privater oder einer an sich einsichtigen, aber ganz vereinzelten Maßnahme, wie der von der Stadt Berlin angeordneten Förderung von befähigten Volksschülern, zu vertrauen, ihrer sonstigen Art nach ganze Systeme der Auslese erfinden und durchführen. Ich möchte der letzte sein, der solchen neuen Mechanismen, wenn auch mit antimechanischer Absicht, als einem endgültig Wünschenswerten das Wort redete. Aber die heutige Gesellschaft müßte, wollte sie hierin Besserung schaffen, so verfahren.

Was alles an den Hohen und ursprünglich Starken gesündigt wird, die man nach der Väter Weise, wenn sie etwa Dichter sind, entweder im guten alten strengen Stil verhungern läßt oder nach einer neuen laxeren Weise an die einfachsten Ämter ihre Zeit und Kraft verschwenden läßt, oder die man als Künstler dem schlechten Geschmack des Publikums, dem schlechteren der öffentlichen Aufträge anheimfallen läßt, oder die man als Forscher, wenn sie nicht nach Urteil der Obermeister ihrer Zunft guttun wollen, im Schatten verkümmern läßt oder mit unzulänglichen Wirkungskreisen abspeist, dies alles ist wichtiger, weil hier viel größeres Gut verdorben wird. Doch es gehört nicht in diesen Zusammenhang. Wohl aber kann man, schließt man von hier aus rückwärts und ins Mittlere und Kleine, ermessen, wie oft unsere Gesellschaft ihr bestes Besitztum vergeudet, die Kraft, indem sie ihren Träger nicht dahin stellt, wo er sie recht und stark entfalten kann. Nur vor einem Mittel sollte von vornherein gewarnt werden, vor der Prüfung, als Form der Siebung, die unser Staat mit immer groteskerer Inbrunst als Werkzeug der Auslese bevorzugt, da sie in Wahrheit eines der schlechtesten ist. Doch entspricht auch dies dem Geiste der Mechanisierung, der unser öffentliches Leben noch mehr als das innere beherrscht: ein Examen ist so herrlich tot und automatenhaft, wie sollte man es heut nicht lieben!

Viel höher steht die beste Förderung, die auch heut schon in Glücksfällen dem bedrängten Strebenden werden kann, die durch den einsichtigen Älteren, den Gönner, lieber den Vater, lieber den Meister.

Jeder Handwerker, der seinem Gesellen, jeder Fabrikherr, der seinem Arbeiter aufwärts hilft, tut das Rechte auf die rechte Weise, und wenn die Zukunft uns wirklich die Ausbreitung und Durchbildung und, wie nötig sein wird, in ganzen weiten Bezirken die Wiedergeburt der Werkgemeinschaft schenken wird, dann wird auch dies sich regeln, wie es einzig gesund ist: nicht durch automatische Gleichheitsregeln und Prüfungsmechanismen, sondern durch ein köstlich lebenswarmes, köstlich menschliches und also auch köstlich regelloses Sorgen von Hand zu Hand, von Herz zu Herz.

Die Werkgemeinschaft, ihr Gefüge und ihr Geist, sie sind es, auf die es zum zweiten und für alle Schwachen noch viel mehr ankommt als auf jenen Schutz der zu Fördernden. Denn diese sind die Ausnahme, jene aber bedingen den Zustand der Regel; die Werkgemeinschaft genügt beiden Forderungen der zweiten Gruppe: der höheren eines guten Aufbaus der Gesellschaft, der niederen einer Pflege des Bedürfnisses der Schwachen. Und freilich kommt hier auf die Ordnungen und Abgrenzungen viel an. Die heutige Arbeitsgemeinschaft, soweit sie gesunderweise auf Gefolgschaft beruht, d. h. auf der Unterordnung einer Körperschaft unter das Haupt eines Führers, kann in einem großen Teil der Fälle ihres menschlich wichtigsten und wertvollsten Amtes nicht mehr walten, weil sie zu groß geworden ist. Die Mechanisierung des Lebens hat hier die einfachste Form angenommen, die aber an sich schon verderblich genug ist: die der Steigerung von Umfang und Kopfzahl der Wirtschafts-, der Arbeitseinheiten. Der wirtschaftliche Nutzen wird so unermeßlich hoch über den Lebenszweck einer solchen Einung gestellt, daß man nicht davor zurückscheut, Tausende und Zehntausende von Arbeitern in eine Arbeitsgemeinschaft zu zwingen, die dann freilich schon ihrer Ausdehnung nach jede Möglichkeit menschlich naher und also menschlich wirksamer Umschließung der Folger durch den Führer an sich im Keim erstickt. Sie setzt bureaukratische Ordnungen und Unterordnungen, vielstufige Mechanismen an die Stelle der alten Gewerbsverbände. Die Seele des Arbeiters friert in ihnen und wird von ihnen ebensosehr geschädigt wie seine Werkfreude durch unweise Arbeitsteilung.

Aber der gleiche Geist der Ferne und der Fremdheit ist auch in Gebilde eingezogen, die nur Hunderte umspannen und einer menschlichen Durchdringung wohl fähig wären, und er ist Jahr für Jahr im Fortschreiten begriffen und schickt sich an, auch die mittleren und kleinsten Formen der Arbeitsgemeinschaft zu erobern. Der uralt überlieferte Sinn einer engen, einer wirklichen Lebenseinung zwischen Führer und Folgern wehrt sich in den Ständen und in den Arbeitsformen alter Prägung und alter Zähigkeit noch: beim Bauern, beim Gutsherrn, beim Handwerksmeister guter Art. Aber auch hier geht leise und laut der Kampf: alle Not der Landarbeit, viele des Handwerks stammt von Lockerung und Zerstörung dieses Sinnes, oft durch Schuld einer Wandlung des Geistes der Eingeordneten, öfter durch die des Sinnes der Führer selbst. Und überall ist die eingestandene oder uneingestandene Absicht, den wirtschaftlichen Nutzen über den gesellschaftlichen, richtiger über den Lebenszweck der Aufrechterhaltung eines festen, eines innerlich engen und tiefen Menschengefüges zu stellen. Wie weit dieser Gesinnungswandel wieder durch andere, schwerere Zwänge und Ursachen herbeigeführt ist, wie in Landwirtschaft und Handwerk, bleibe hier unberührt.

Ich weiß wohl, man wird eben solchem Lobe überkommener Einungsformen den Vorwurf reaktionärer Gesinnung machen. Ausgesprochen von der Wald- und Wiesendemokratie, würde mich solcher Tadel nicht berühren; da sie längst gewohnt ist, Worte mit Dingen, Redensarten mit Gründen zu verwechseln, kommt darauf wenig an. Schwer aber würde mich ein solcher Einwurf treffen im Munde derer, die wie ich einer starken Zukunft, einem schöpferischen Bilde neuer Gestaltung und der Dinge sich entgegensehnen. Ihnen aber sage ich: das Neue, das hier kommen muß, ist schwer und spät erreichbar genug: es kann bei Aufrechterhaltung vieler alter Ordnungen nur in einem völligen Gesinnungswandel, in einer neuen, schöneren, stolzeren und gütigeren Form väterlichen Herrentums, besser gesagt, schenkender Meisterschaft wurzeln. Und es wird lange genug dauern, bis wir diese erringen. Daß aber ein Kern dem alten Tun unserer Väter gleichbleiben oder, richtiger, ihm erst recht wieder gleichwerden muß, darin sehe ich nicht

einen Schaden, sondern ein Heil. Wenn die Werkgemeinschaft der Gefolgschaft gleicht, aus der in unserer Urzeit Königtum und Adel gleichermaßen hervorwuchsen, so kann dies unserem Wollen nur Weihe geben. Wenn die Werkgemeinschaft dem Meistertum der großen Künstler unserer höchsten Zeit, des fünfzehnten Jahrhunderts, in Alt-Köln und Alt-Nürnberg gleicht, so kann dies nur Segen bringen über unser Streben. Und wenn unser Gewerbe und Großgewerbe die strotzende Kraft wieder erreicht, die das Erbe der Meister vom Handwerk in dem gleichen Zeitalter der höchsten Blüte einer nichtigen Gegenwart zur Scham in unseren alten Städten vor unsere Augen stellt, so wollen wir es preisen.

Dies aber ist die beste Verheißung, die solchem Planen gegeben ist: auch das Gebild des Geistes kann, wird bei solcher Umordnung bessere Stärke gewinnen. Wenn unsere Künstler heute beginnen, der Zierkunst neues Leben einzuhauchen, so ist das gut. Aber sie selber werden mir zustimmen, wenn ich sage: es ist not, daß unsere Schreiner, unsere Schlosser, unsere Eisen- und Goldschmiede wieder selbst ganz Starke werden, wie sie noch in den sinkenden Zeiten, noch im siebzehnten, achtzehnten, ja bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bis in die kleinen Städte, in die Dörfer hinein Schaffende waren. Und unsere Kunst, unsere Wissenschaft, bedarf sie nicht der gleichen Verfassungsänderung? Im Grunde ist eine Akademie eine Fabrik, eine Universität ein Warenhaus, aber eine kleine Schar von Folgern, von Gesellen, die sich in die Werkstatt eines Forschers, eines Künstlers drängen, wird wieder ein Lebendiges, Gewachsenes sein.

So möchten wir alle, Groß- und Kleingewerbetreibende, Grundherren und Bauern, Kaufherren, Krämer, Forscher und Künstler, wieder echte Meister werden, damit wir echte Gesellen haben, ihnen ihr bestes Gut, die Hingabe, erhalten und lohnen können. Und daß aus Meistertum, Gesellenschaft, Werkeseinung das Leben wieder voll und mächtig, strotzend und gedeihend wachse, den Führern, den Meistern zum Stolz und zur Ehre, den Helfern und Gesellen zu Heil und rechtem Glück, dem Werke zum Segen.

Spannungen

Der Liberalismus und die Freiheit

Der heutige Liberalismus ist in einer seltsamen Selbsttäuschung über die Grundvesten seines eigenen Gedankengebäudes befangen. Er, der den Namen von der Freiheit lieh, trachtet heute nach nichts so eifrig, als nach einer Einrichtung des Staates, die uns Alle, vornehmlich aber die Starken, zu Knechten machen wird, zu Knechten des Herrn Omnes, um mit Luther zu reden. Er verschmäht es dagegen völlig, den Weg zu gehen, der zu einem Zustand führen würde, der jenen neuen Despoten, den Selbstherrscher unserer Zeiten allerdings völlig entrechten würde, jedem von uns aber, insonderheit den Starken, ein unvergleichlich viel höheres Maß von Selbstbestimmung und von Unabhängigkeit des Einzel- und des Eigenlebens einräumen würde. Und solchen Zustand nenne ich eine Freiheit, um derentwillen es mir ein Stolz und eine Ehre sein würde, den Namen eines Liberalen zu tragen.

Ich könnte mir vorstellen, daß ich zwanzig Tage über den deutschen Menschen dächte und wie er stärker, schöner, größer zu machen sei, und ich würde nicht mit einem Gedanken auf die Regelung von Wahlrecht und Reichstag kommen. Das ist ja gar nicht, worauf es ankommt. Wir Alle leiden heute unter einer unmäßigen Überschätzung alles Staatlichen und unter einer ebenso unmäßigen Unterschätzung alles Reinmenschlichen. Es ist selbstverständlich, daß ein großes stolzes Volk sein Eigenleben sichert und umschirmt gegen die Welt ringsum, und es ist selbstverständlich, daß im Innern die wirklich gemeinsamen, die wirklich öffentlichen Angelegenheiten dieses Eigenlebens von den Bestgeeigneten mit starker Macht verwaltet werden. Aber dies besitzen wir beides: die nach außen gewandte Kraft in Vollkommenheit, die nach innen gewandte zum mindesten in hohem Grade. Vieles aber gibt es, das wir nicht besitzen, und dem also unser Sinnen und Trachten viel mehr und viel eher gelten sollte als den Staatsdingen: nicht besitzen wir die schöne und starke Gebärde, noch das unzersplitterte und

runde Menschentum, das diese Gebärde allein annehmen kann, wir haben kein Vermögen, Feste zu feiern, nicht heitere, noch ernste feierliche, wir haben uns behängt mit tausenderlei Flitterkram von äußeren Abzeichen der Vornehmheit, die jedem Weisen und jedem Kinde ein Spott sind, wir sind Splittermenschen des Berufs, Splittermenschen der Geselligkeit, „arbeitsteilig", wie die Losung heißt, bis ins Tausendstel. Es fehlt nur wenig noch und wir werden Oberkellner mieten, die für uns mit unserer Maske die Diners und die Bälle besuchen, die wir uns zu langer Weile wie harte Fronden auferlegen. Wir Städter sind dem Boden Entfremdete, Entwurzelte, können nicht mehr mit noch in der Natur leben, und damit doch denen draußen auf Acker und Scholle der Unsinn unseres Städterlebens ganz deutlich vor Augen gestellt werde, führen wir gegen sie einen Krieg wie Indianer gegen einen Nachbarstamm, so gehässig und so unsinnig wie nur ein solcher. Und unsere Erziehung, unser Theater: wahrlich, sie sind ebenso arbeitsteilig wie all unser sonstiges Tun. Und der einzige Bruchteil unseres Volkes, der noch reines, rundes Menschentum als solches in sich und an sich gerettet und bewahrt hat: die Frauen — sie sind wir jetzt am Werke gründlich zu reformieren, ehrlicher gesagt zu deformieren, um sie und uns durch einen Wahn von Intellektualisierung und Politisierung auch noch um dieses Erbe zu bringen.

So klagen, rufen, schreien hundert Mängel unseres äußeren, unseres inneren Menschen nach Heilung, Änderung, Besserung, klagen und verheißen zugleich, verheißen fröhliches, starkes, jugendliches Schaffen. Zu all dem aber ist uns weder allgemeines Stimmrecht noch Parlamentarismus nötig oder auch nur nützlich, sondern im Gegenteil nur hinderlich und schädlich. Wollte Einer versuchen, einer Wählerversammlung oder dem Hohen Reichstag mit diesen Anliegen zu kommen: er würde eitel Schimpf und Spott davon ernten.

Es ist ein Wahn dieser Zeit, daß der Fortschritt nach Seiten der Mehrheits- und der Massenherrschaft liege. Weil hundert Parteiprogramme, zehntausend Versammlungen und Millionen von Zeitungsartikeln dies jahraus, jahrein versichern mit der Ausdauer buddhistischer Gebetsmühlen, glaubt es heute die Menge, wie leider auch die große

Mehrzahl der Gebildeten. Man kann aber Änderung und, wäre dies nicht in sich töricht, man könnte der Spannweite der Forderung nach auch Umsturz wollen, weit von aller Vergangenheit, weit von aller Überlieferung fort, weit in die Zukunft hinein, und das alles nicht nur ohne Wahlrecht und Parlament, sondern schlechthin gegen sie.

Man vergesse doch nur eine Stunde lang die Anschauung, die man heut wie einen Götzen anbetet, weil sie schon seit Jahrzehnten sich der Köpfe bemächtigt hat, und weil gewohnheitsmäßig Jeder, der an ihr auch nur im leisesten zu zweifeln wagt, zu einem Frevler am Heiligsten gestempelt wird: die Anschauung, als ob allgemeines Wahlrecht und Parlamentsherrschaft den Einzelnen frei macht. Und man überlege in dieser Stunde in nüchterner, gleichsam wissenschaftlicher Ruhe, was diese so laut und so anhaltend gepriesenen Güter uns wirklich bedeuten. Sie geben Jedem von uns $^{1}/_{15\,000\,000}$ oder $^{1}/_{10\,000\,000}$ Anrecht an der Regierung des Deutschen Reichs, wobei wir noch nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung fast ebensooft darauf zählen können, auch diese erstaunliche Summe von staatlichem Einfluß zu verlieren, wenn wir so töricht oder so klug sind, für die in der Minderheit bleibende Partei zu stimmen. In Wahrheit üben wir aber auch in dem glücklichen Fall dieses unser Millionstelrecht nicht in irgendeiner noch so großen oder kleinen Sache aus, sondern übertragen es auf unseren Abgeordneten, und dies auch nur zum Schein: denn der wahre neue Besitzer jenes unseres Staatsrechts ist die Partei, der dieser Abgeordnete angehört: also wieder eines der vielen anonymen Ungeheuer, mit denen wir Einzelnen heute zu kämpfen haben.

Nun könnte sich schließlich auch der Fähigste, Stärkste mit diesem Mikrobenrecht zufrieden geben, wäre er der Meinung, daß dadurch dem allgemeinen Wohl am besten gedient sei, daß auf dem Wege dieser Auslese die Geeignetsten an die Spitze des Staates gestellt werden. Aber auch die blindesten Eiferer für die Herrschaft der Mehrheiten und der Parlamente werden dies nicht behaupten. Eine Auslese im Sinne des Züchters findet überhaupt nicht statt, denn jede Auslese im Sinne des Züchters beruht auf Vergleich. Oder legt man dem Worte Auslese die darwinische Bedeutung der natürlichen Aus-

lese zugrunde, so möchte ich aus Achtung vor hohen parlamentarischen Körperschaften nicht ausführen, welche Tugenden hier die Maße setzenden, die Ausschlag gebenden sind. So viel ist sicher, daß, sollten die wirklich und in jedem Betracht ausgezeichnetsten Männer des Reiches den Rat des Volkes bilden, so wären viele andere Formen der Aufsuchung dieser Ersten zweckdienlicher als die der Wahl.

Aber: so wird man einwenden, und der Liberalismus erhebt diesen Einwand in der Tat, wir kämpfen für Wahlrecht und Parlament um der Freiheit willen. Darauf aber ist die Antwort: das eben ist euer Irren. Denn erstlich ist keine Menge, keine Masse, also auch kein Volk frei: wäre eine Masse wirklich frei, so verfiele sie in Torheit und Toben. Nur die erzogene, in Zucht gehaltene, befehligte, geführte Menge ist nützlich, ja nur sie wird davor bewahrt, sich selbst zu schädigen. Frei kann nur der Einzelne sein: und auch er nur nach dem Grade seiner Stärke und seiner Selbstzucht. Zum zweiten: ihr habt tausendmal ein Übermaß von Rechten des Staates bekämpft, und das sehr oft mit allem Fug. Glaubt ihr aber, wenn ihr nun Mehrheit und Masse, Mehrheits- und Massenvertretung zu euren Herrn erhebt, ihr werdet von ihnen besser regiert werden? — Schwerlich! Niemals, das ist unter den Sachkennern ausgemacht, ist so sorgfältig verwaltet worden, ist die Gesetzgebung technisch so vorzüglich gewesen, wie in den letzten Jahrzehnten des absolutistischen Preußens. Daß man damals Demagogenverfolgungen und ähnliche Torheiten betrieb, ist der Zeit, nicht dem System zur Last zu legen: als die große Revolution das Königtum abgeschafft hatte, war eins ihrer ersten Geschäfte, die Todesstrafe festzusetzen für den, der auch nur einen Antrag auf Wiederherstellung des Königtums einbringen würde. Gipfel der Freiheit! Nicht wahr? Und zum dritten: glaubt ihr, ihr werdet unter Mehrheit und Masse, Mehrheits- und Massenvertretung freier leben? Ihr braucht nur einen Blick in die Gedankenwelt des Sozialismus zu tun, und ihr wißt, daß unter seiner Herrschaft Wahlrecht und Parlament Fesseln um Unabhängigkeit und Bewegungsfreiheit des Einzelnen schmieden werden, mit deren Kettenlast verglichen noch Zwang und Druck des Absolutismus zu Zwirnsfäden zusammenschwinden. Denn nicht allein,

daß der Sozialismus noch unvergleichlich viel mehr Vielregiererei betreiben würde als das unumschränkte Königtum, daß er zu dem staatlichen Zwang noch den wirtschaftlichen und geistigen fügen würde, nein, er würde den Seinen, und also uns Allen, einen viel ärgeren Schaden an Eigenkraft und Einzelfähigkeit zufügen, insofern er das Ich selbst zum Genossen herabdrücken, es mit Geist der Menge und des Durchschnitts erfüllen würde.

Man wird die Hoffnung nicht aufgeben dürfen, daß der Liberalismus sich von diesem Massendienst wieder abwendet: nicht die Kräfte, nicht die Menschen, die ihn noch vor kurzem zu einem Teil antisozialistisch, zu einem anderen Teil selbst antidemokratisch fühlen ließen, können schon ausgestorben sein. Eugen Richters Stern strahlt immer heller, gemessen an dem heutigen Dunkel: war er auch gewiß ein Fanatiker der demokratischen Staatsgesinnung, er war im selben Maße doch dem Sozialismus feind und somit ein Gegner der Massenwirtschaft und im Grunde auch der Massenherrschaft. Man fragt billig, wo sind die Erben dieser Gesinnung in der heutigen Fortschrittspartei? Sie sollten unter ihrer älteren Generation doch noch zahlreich vertreten sein. Der alte, zugleich naive und rohe Individualismus der Manchesterschule war unhaltbar: er verstand unter der Freiheit des Starken eine Freiheit, die die anvertrauten Schwachen nicht genügend vor dessen eigener Erwerbslust schützte. Und der Staatssozialismus war hier für dreißig, fünfzig Jahre der notwendige Rückschlag, während wir Heutigen, gerade weil wir seine Wirkung schätzen, mit um so größerer Unbefangenheit seine Schranken und den viel richtigeren Kern jener alten ichmäßigeren Gesellschaftsanschauung erkennen können. Es hat sehr viele Liberalismen gegeben, die alles andere als demokratisch, geschweige denn sozialistisch waren, und sie sind noch heute bei allen Liberalen hoch gepriesen. Aber auf die Vergangenheit kommt es nicht an, viel schwerer fällt der andere Gedanke in die Wagschale: daß nur der wirksam für die Freiheit sorgt, der den kraft- und zuchtvollen Einzelnen stärker, eigener, besonderer macht, der ihn schützt vor Bevormundung jeder Art und Form, ebenso vor der des parlamentarischen wie vor der des Beamtenstaates, ebenso vor der Vergenossenschaftung

der Unteren wie vor der der Führer, und am meisten, der ihm den Reichtum hütet und mehrt, der sein bester, ja sein einziger Besitz ist: die Persönlichkeit.

Imperialismus und Imperatoren außerhalb der Throne

Eine Gesellschaftslehre, die durch keine Vorurteile gebunden wäre, namentlich nicht durch die heute mächtigsten, die demokratischen und die sozialistischen, würde vielleicht dies als Schluß und Ziel ihrer Bemühungen um das werktätige Leben ansehen: eine Ordnung des Volkes zu finden, in der den stärksten Kräften, will sagen den fähigsten Einzelmenschen, die mächtigsten Ämter, das heißt die weitesten Wirkungskreise gesichert wären, und in der nach einer von dieser Höhe abwärts führenden Rangverteilung alle Mittleren den tieferen, alle Schwachen den untersten Staffeln der Stufenleiter der Gesellschaft zugewiesen würden. Ich sage: vielleicht.

Die Gerechtigkeit erfordert dem heut bestehenden Zustand, der so voll von toten Anhäufungen und menschenmordenden Massenhaftigkeiten ist, dieses eine zuzugestehen, daß er in einem, und zwar in einem sehr augenfälligen Stück diese Forderung rücksichtsloser erfüllt als viele früheren Zeitalter. Dies nämlich ist eine der widerspruchlichsten Erscheinungen unserer Gegenwart, daß sie, die die Selbständigkeit und Eigenwüchsigkeit so vieler Führermenschen der zweiten Reihe untergraben hat, den Diktatoren der obersten Spitze eher neue Macht zugelegt als alte genommen hat.

Hier offenbart sich der gleiche tiefinnerliche und doch so gegensätzliche Zusammenhang, der sich im staatlichen Leben unserer Tage in dem zeitlichen Zusammentreffen von Imperialismus und Sozialismus darstellt. Scheinbar sind die beiden Staats- und Gesellschaftsformen einander schlechthin entgegengesetzt, und doch müssen sie in der Mechanik des Gesellschaftslebens irgendwie eines dem andern entsprechen, eines das andere bewirken und unterstützen. In die Verfassung der alten König- und Kaiserreiche nicht nur, nein auch in den tatsächlichen

Zustand der großen Freistaaten hat sich ein imperialistisch-zäsaristischer Zug gestohlen, für den König Edward und Roosevelt vielleicht die bezeichnendsten Träger sind. Und dies bei zunehmender Demokratisierung der Zeit, in Amerika bei längst vorhandener Volksherrschaft.

Die Erklärung dieses Zusammenhangs mag die gleiche sein, die schon im achtzehnten Jahrhundert den aufgeklärten Despotismus als Vorfrucht für die Volksherrschaft der Revolution und des ihr folgenden Zeitalters erkennen läßt: der Anhäufung von Staatsgewalt bei den Herrschern entsprach die Egalisierung, Nivellierung, Pulverisierung und Atomisierung der Beherrschten, und alle diese Eigenschaften der Untertanen bedeuten ebensoviel Vorbedingungen für das Aufkommen des Gedankens der Viel- und Massen- und Mehrheitsherrschaft. Das gleiche Gesetz mag heut wirken.

Die Bedeutung einer ganz allgemeinen Zeiterscheinung des gesellschaftlichen Lebens nimmt dieser an sich nur staatliche Entwicklungsvorgang aber an, sobald sich findet, daß auch in den übrigen Bezirken des handelnden, ja selbst des geistigen Wirkens und Schaffens ein ähnliches Wachstum der Macht einiger weniger Einzelnen nachzuweisen ist. Und das ist in der Tat der Fall. Im Staat selbst findet der Vorgang seine Seitenstücke auch da, wo alle Vorbedingungen für ihn so ungünstig wie möglich zu sein scheinen, wo die Besonderheiten des bestehenden Zustandes jede andere Form der Leitung mehr zu fordern scheinen als die Einzelherrschaft.

Man gedenke der Parteien: sie sind Genossenschaften von Führern, auf noch viel größeren Genossenschaften von Geführten aufgebaut. Und gerade sie bringen immer von neuem wie aus Naturnotwendigkeit eine Führung durch Einzelne hervor, die zuweilen mit schlechthin diktatorischer Gewalt ausgestattet ist. Und Parteien aller Richtungen weisen diese Neigung auf: die Rechte und die Linke sind an ihr gleichmäßig beteiligt: ja man wird sagen dürfen, die Parteien, die für Volksherrschaft und für Massenwirtschaft kämpfen, neigen eher zu so zäsaristischer Verfassung als die Parteien mit überlieferungsmäßigeren Staats- und Gesellschaftsgesinnungen. Eine ähnlich unbedingte Vorherrschaft wie Eugen Richter und Bebel mag nur Windthorst noch

ausgeübt haben, und vielleicht steht damit im Zusammenhang, daß zu seiner Zeit seine Partei in heftiger Opposition zur Staatsregierung und vergleichsweise demokratischer gesinnt und gestimmt war als heute.

Die gleiche oder eine annähernd gleiche Möglichkeit der Anhäufung von Macht, wirklicher wie geistiger, wird man in sehr viel anderen Bezirken des Schaffens finden: vor allem die Volkswirtschaft, die doch wahrlich vom freien Spiel der Kräfte beherrscht ist, weist Belege für diese Beobachtung in großer Zahl auf. Hier liegt der Zusammenhang dieser Erscheinung mit dem Vorgang der wachsenden Massierung, Häufung, Zentralisierung der Betriebe klar am Tage: den Mammutmaßen der heutigen Großbanken und Großindustrien entspricht das Überragen einzelner Diktatoren-Gestalten unter ihren immer noch nach Hunderten zählenden Leitern. Zur letzten Ersichtlichkeit und zu den äußersten Folgerungen steigert zwar noch nicht unsere Volkswirtschaft, wohl aber die noch immer unter der Treibhausatmosphäre der Kolonialzustände jüngster Länder stehende der Vereinigten Staaten diese Erscheinungen: hier stehen beide Vorgänge vollends in Personalunion: das Emporkommen der diktatorischen Unternehmer und das der riesenhaften Unternehmungen, hier sind die Imperialisten der Volkswirtschaft Eigentümer ihrer Imperien. Der Landbau ist nur zu schwerfällig nach der Natur des von ihm bearbeiteten Stoffes, als daß er dieser Entwicklung so leicht folgen könnte. Käme es aber einmal dazu, daß er auch nur annähernd so große Gewinne abwürfe wie die von ihm, wie uns täglich gepredigt wird, grausam übervorteilte Industrie, oder gar der Handel, dann würden wir vermutlich eine neue Form von Latifundienbesitz entstehen sehen, nicht durch Erbe und Adel zusammengebracht, wie der alte, sondern aus wirtschaftlicher Spekulation.

Wer als Sachwalter der Persönlichkeit auftritt, wird hier von vornherein ein zwiespältiges Empfinden haben. Es sind nicht die Starken, es sind die Stärksten, um deren Vordringen, um deren Emporwachsen es sich hier handelt: es sind wahre Siege der Persönlichkeit, die hier erfochten sind. Und es gibt höchste, jedem Jahrhundert öftestens einmal beschiedene Fälle, in denen es wie Frevel erscheinen könnte, an dem Machtbesitz solcher Diktatoren zu rütteln. Wer möchte nicht

Goethe nachträglich den unvergleichlich viel weiter reichenden Einfluß gönnen und wünschen, der ihm zuteil geworden wäre, hätte seine Zeit schon diesen Zug zur Zentralisierung gehabt. Und dennoch: jenes Gesetz, das nicht ohne ein Fragezeichen an die Spitze dieser Erörterung gestellt wurde, darf trotzdem nicht ausgesprochen, darf nicht verfochten werden.

Der Grund ist dieser: hier liegt ein Fall vor, in dem das Grundübel unserer Zeit, die Mechanisierung der Menschen und der Dinge, selbst die große Persönlichkeit zu überwältigen droht, indem sie sie zwar nicht bekämpft, wohl aber, unter dem Vorgeben, ihr zu dienen, sie zum Werkzeug ihres unheilvollen Wirkens macht. Um allen Farbenreichtum und alle Mannigfaltigkeit des Wachstums höherer Menschen zu sichern, ist hier nötig, den Adel der Leistung gegen die Imperatoren der Leistung in Schutz zu nehmen. Was die Stärksten wirken, kann an Sachwert nie Schaden nehmen, wenn auch sie an gewisse Grenzen des Wirkungsbereichs gebunden bleiben: den Starken der zweiten Reihe aber muß Lebensluft und Bewegungsfreiheit erhalten werden, auch wenn sie im freien Kampf mit jenen unterliegen würden. Die Volksgesamtheit hat größeren Nutzen davon, den Hunderten und Tausenden der Führermenschen dieses Adels ihre Eigentümlichkeit zu schützen und zu bewahren, als jenen wenigen Stärksten den Bereich ihres Tuns auf Kosten des Adels der Wirkenden zu vergrößern. Denn die Mannigfaltigkeit und der Eigenwert jener wird so erhalten, diesen aber, den Diktatoren, wird nur die äußere, nicht die innere Geltung beschränkt, und die vorbildliche Macht ihres Wirkens wird durch solche Beschränkung nicht nur nicht gefährdet, sondern bewahrt und erhöht. Denn die Vergrößerung ihres Herrschaftsgebietes bedeutet im Grunde nicht eine Bereicherung, sondern weit eher eine Mechanisierung ihres Tuns. Und eben die Besten von ihnen werden selbst auf sie gern Verzicht leisten, da sie den Rang ihrer Fähigkeit weit nachdrücklicher auf begrenztem Felde werden erweisen können als in einem übermäßig erweiterten Bereich, der für ihr Werk nicht ein neues Wie, sondern nur ein größeres Wieviel in Aussicht stellt, d. h. nicht ein neues Schaffen, sondern nur ein vermehrtes Wiederholen alten Schaffens, nicht ein

inneres Mehr, sondern ein mechanisches Mehr, und das ist im Grunde ein Weniger von Wirkung.

Zwei Beispiele von absichtlich rein wirtschaftlicher Natur: ich hätte es nicht für reaktionäre Staatskunst gehalten, wenn unsere Gesetzgebung die Aufsaugung des angesehenen und tüchtigen Standes der Bankherren, die sich seit den letzten Jahren vor unseren sehenden Augen vollzieht, verhindert hätte und deshalb die Ausdehnung der Großbanken auf den kleinen Geldhandel verhindert hätte, der Großbanken, die nichts als Bureaukratie, Schema, Mechanismus an Stelle eines einst blühend mannigfaltigen und vielgestaltigen Geldhandels kleinerer Maße gesetzt haben und aus einst selbständigen Kaufleuten Buchhalter und Beamte machen. Und ich würde es noch weniger für falsch halten, wenn es in dem soeben als möglich skizzierten Fall gälte, die Rittergüter unseres Landadels gegen den Ankauf durch Aktiengesellschaften zu schützen, dies durch Recht und Gesetz zu tun.

Jedesmal, wird man einwenden, liegt und läge der volkswirtschaftliche Nutzen auf seiten der massierenden und anhäufenden Neuerung. Dagegen aber sage ich: das ist mir gleichgültig. Mir gilt der Mensch, auch der wirtschaftende Mensch, mehr als der von ihm errungene Nutzen. Welch ein Wahn wäre es, dem ersten Landwirt Deutschlands die Leitung von zwanzig statt zwei Großgütern zu verschaffen, auch wenn er dann viele Tausende mehr aus ihnen herauswirtschaften würde. Achtzehn freie Menschen wären dann zu Beamten erniedert, und der eine scheinbar Gewinnende würde in seinem wirklichen Schaffen nicht gefördert, sondern behindert werden durch die Vermehrung seiner mechanischen Arbeit und Gewalt. Ich glaube, die Zeit der nichts-als-ökonomistischen Betrachtungsweise dieser Dinge ist vorüber, und die der reinen Gesellschafts-, will sagen der Persönlichkeitsauffassung beginnt.

Zuletzt klafft hier nur die gleiche Frage auf, die im Staat zu der Entscheidung zwischen Zentralisierung und Dezentralisierung leitet. Sie gilt im selben Sinn der Ordnung, der Verfassung des freien handelnden Lebens, wie schließlich auch des geistigen Schaffens. Ganz wenige Stärkste als übermächtige Alleinherrscher oder eine Kämpfer-

reihe von vielen freien Starken, ein Adel von Wirkenden. Wer für den Reichtum, die Buntheit, die Vielgestaltigkeit des Lebens, d. h. der Lebenden, ficht, kann hier nicht zögern noch zweifeln, sondern muß immer und überall für den Adel der Starken, und ist es not, auch gegen das Imperium der Stärksten kämpfen. Das Geschlecht derer von königlichem Wuchs des Wollens und des Wirkens, das, gering an Zahl, allerdings den unvergleichlich wertvollsten Kern des Adels der Leistenden darstellt, kann durch solche Ordnung der Dinge nie Schaden nehmen, sondern wird von ihr noch inneren Gewinn ziehen: denn ihr Reich wird zum besten Teil auch dann nicht von dieser Welt sein, wenn sie selbst Männer des nüchternen, werktätigen Handelns sind. Sie werden dann gebieten über die freie Nachahmung freier Bewunderer, nicht über die knechtische Unterwürfigkeit entrechteter und hinabgestoßener Kampfgenossen, so wie es in den Bezirken des schaffenden Geistes heute und von je geschieht. Sie werden aber bewahrt werden vor dem schlimmsten Übel, vor der Mechanisierung ihres eigenen Ichs, die aus der Mechanisierung ihres nur im Wieviel sich steigernden Tuns hervorwachsen muß — eine Mechanisierung, die unter den Lenkern des Staates schon längst die Mittelmäßigen dumpf und starr macht, aber selbst die Größten und Freiesten bedroht. Die Stärksten werden dann, wenn sie vor solchem Zuviel der Macht bewahrt werden, nicht schwerer und langsamer, sondern schneller und leichter werden zu dem, was sie sein und bleiben sollen: zu den heimlichen Kaisern unseres Volkes.

Der Adel der Leistenden

Dies ist der stärkste Unterschied zwischen denen, die Menschenantlitz tragen: ob einer ein Schöpferischer sei oder ein Ausführender, will sagen ein Nachahmender. Die Zahl jener, im eigentlichen und stärksten Sinne Schaffenden, ist sehr gering auch in einem geistvollen und großen Volke — manche Völker besitzen zu einer Zeit keinen einzigen, so auch ehemals große, aber abgelebte, wie zuzeiten

wohl heute die Italiener, viele von den Völkern zweiter, dritter Ordnung haben in all ihrem Leben nur wenige hervorgebracht. Was haben die süd- und mittelamerikanischen Romanen der Welt bisher geschenkt? Und ein Jahrhundert angelsächsischer Leistung in Nordamerika ist keinem Jahrzehnt des alten Mutterlandes gleichzustellen. Wenn Deutschland von Männern des staatlichen, von Männern des wirtschaftlichen Handelns, von Künstlern und Forschern dieses Ranges je eine kleine Gruppe von zehn oder zwölf zählt, so mag es viel sein. Für eine so kleine Zahl gibt es keine Gesetze: außer dem einen, daß es die höchste Pflicht der Gesamtheit — hier einmal wirklich eine soziale Pflicht, eine Pflicht gegen das Heil der Gesellschaft — ist, dafür Sorge zu tragen, daß keiner, er sei so tief oder hoch geboren, wie er wolle, der den Samen dieses höchsten fruchtbarsten Gutes in sich trägt, verloren geht. Wobei dann die Gesellschaft im einzelnen vor allem dies wird erstreben müssen, daß sie die also Begünstigten vor sich selber, vor ihrer unüberwindlichen Hinneigung zu Herkommen, Übereinkunft und Selbstverständlichkeit schütze. Denn härter als Untergang im Kampf gegen diese drei Hydraköpfe der öffentlichen Dummheit ist das Kompromisseschließen des Schaffenden mit ihren Forderungen, durch das freilich er und die Gesellschaft gleich sehr sich selber kompromittieren, nur daß es die Gesellschaft nicht einmal bemerkt und er es sich und Anderen immer leugnen wird.

In vielen Staffeln aber steht zunächst unter diesen Feldherren die Schar der Führer — wie der Offizierskörper der heutigen Millionenheere nach Zehntausenden zählend. Diese Gruppe ist umfassend genug, um sie als eine große Schicht des Pyramidenbaus der Gesellschaft anzusehen, sie selber mehrere Klassen umfassend, etwa fünf: Großgrundbesitzer, Großgewerbetreibende, Großkaufleute samt den höheren unter ihren Angestellten, höhere Beamte und Offiziere, alle Angehörigen der freien Berufe, wie Forscher, Künstler, Geistliche, Ärzte, höhere Lehrer, Anwälte und so fort — in Deutschland wohl mehrere hunderttausend Männer umfassend. Diese Schicht ist nicht allein zusammengehalten durch die in nicht allzu viel Schattierungen abgestuften Gewohnheiten ihrer geselligen und geistigen Lebenshal-

tung, sie wird zu einem Körper verschmolzen vorzüglich durch die Führereigenschaft ihrer Angehörigen. Jede von ihren Einzelgruppen umfaßt durch Tat oder Gebild einen weiteren oder engeren Bezirk des Lebens und beherrscht ihn durch irgendwelche lockere, geistige oder enge, handelnde Beeinflussung. Ein Forscher, ein Künstler arbeitet, schreibt für sein Volk als Gesamtheit, in Wahrheit vielleicht nur für tausend oder für hundert oder auf Jahre nur für zehn, die ihm lauschen wollen; ein Landrat beeinflußt das äußere Schicksal einer ganzen Landschaft und von hunderttausend Menschen. Am wichtigsten ist festzustellen, daß alle diese Tätigkeiten, so weit geschieden sie auch sein mögen, die Verwaltung von Macht darstellen, von sei es handelnder, sei es geistiger Macht, allesamt also Ämter sind, im Auftrage der Volksgesamtheit teils in dem groben Sinn einer staatlichen Anstellung, teils in dem feineren freier Selbstbestimmung, Ämter sei es der Leitung eines Teils der wirtschaftlichen oder der geistigen Arbeit des Volkes. Die höchste Stufe nehmen hier wie billig die geistig Schaffenden ein, die im zartesten und feinsten Sinne ihre Sendung vom Geiste ihres Volkes empfangen, eine mittlere, die Erwerbenden, die in Wahrheit Volks-, nicht Eigenwirtschaft treiben, Volks-, nicht Privatwirte sind. Ganz im selben, oft in eindringlicherem Maße wie Beamte leiten Großindustrielle, Großgrundbesitzer und doch auch Großkaufleute Tausende, Hunderte und Dutzende von Menschen: sind also in diesen Grenzen Inhaber einer Gewalt, die nicht von öffentlichem Auftrage stammt, aber von öffentlicher Wirkung und Art ist. Sie sind dem Beamten überlegen, weil sie sich dies ihr Amt entweder erst selbst schufen oder, wenn sie es ererbten, es doch Tag für Tag aus eigener Kraft und unter eigener Verantwortlichkeit ausüben, seinen Bestand verteidigen, seinen Wirkungskreis mehren müssen. Die letzte Stelle, die der gebundenen Arbeit, nehmen alle Angestellten sei es des Staats, sei es jener Freien ein.

Eine der notwendigsten Folgen einer freien Entfaltung von Persönlichkeit und persönlichem Wirken wird sein, daß die seltsame Rangordnung, in der heute der freie Handelnde von den Beamten als ein Untergeordneter und, schlimmer, dieser von jenen als Höherer ange-

sehen wird, ihr Ende findet. Die umgekehrte wäre richtiger und jeden Tag herzustellen — wie sie etwa in großen Handels- und Industriestätten längst Brauch und Rechtens ist — wenn Kaufleute dun Industrielle sich selbst von ihrer törichten Sehnsucht nach Titeln und Orden frei machen wollten. Nur daß wir niemals in den amerikanischen Greuel verfallen, nach dem die Inhaber öffentlicher Ämter mit Recht oder Unrecht als zweifelhaft angesehen werden! Das Rechte ist hier, daß zum Landrat, etwa nach altpreußischer Überlieferung, ein Mann von angesehener Familie ernannt wird und daß er sich Ehre und Schätzung erwirbt, wenn sein Walten es verdient, wenn nicht, nicht. Sein Wirken aber soll, wie es auch heute noch nach gutem Herkommen oft genug geschieht, das eines Ersten unter Gleichen sein. Ihm aber und noch mehr dem Beamten der Haupt-, der Zentralverwaltung des Staates ist zu wünschen, daß er genug Vermögen besitze, um nicht angewiesen zu sein auf Sold und Brot der Machthaber. Mir klingt das stolze Wort eines Berliner Ministerialrats im Ohr: daß kein Geheimer Rat in den Ministerien und Reichsämtern eine andere als die von ihm für recht gehaltene Staatskunst treiben dürfe und jederzeit bereit und imstande sein müsse, seinen Abschied zu nehmen. Wer sollte solcher Losung nicht Anhänger wünschen?

All diesem Fordern aber stellt sich ein Bedenken entgegen, das mehr noch um des Gewichtes der Sache als um der Bedeutung ihrer Verteidiger willen ernsthaft erwogen und gewogen werden muß. Es wird erklärt, und zwar auch von denen, die dabei nicht die heutige massierte Form der Staatsmacht im Auge haben, daß einer so großen Anzahl von Einzelnen, wie der hier verfochtene Begriff eines Adels der Leistenden sie zur Voraussetzung hat, weder das Recht noch die Fähigkeit der Ausformung eines persönlichen Seins zugestanden werden dürfe. Ihr sei vielmehr mit aller Billigkeit der Zwang einer Übereinkunft zuzumuten, der zugleich Stütze und Halt gegen die Außenwelt, Schutz und Schirm aber auch und vorzüglich gegen unzulängliche Versuche der Persönlichkeitsbildung sei.

Man beruft sich dabei, an sich gewiß mit Recht, auf die segens-

reiche Wirkung jeder Standessitte. Und es ist ohne weiteres zuzugeben, daß die Durchsetzung jedes Stiles von Gebärde und Geselligkeit nur durch einen Stand, eine Heerordnung von gleich Durchbildeten erfolgen kann. So weit unsere Blicke rückwärts reichen, ist noch jede Vertiefung der inneren wie der äußeren Form des Lebens durch einen vorauseilenden Stand — zumeist, jedoch nicht immer, einen Adel — durchgesetzt worden. Wie jedes andere, so beruht auch dies persönliche Tun auf dem schöpferischen Bauen von starken Einzelnen, sei es am eigenen Ich, das so zum Bild und Vorbild wird, sei es an dem Werk der Kunst, das Spiegel nicht nur, nein, auch Lehrbild und Muster des Lebens wird. Aber die innere wie die äußere Form der persönlichen Haltung beruht wie jede Sitte so sehr auf dem übereinstimmenden und andauernden Tun einer Mehr- und Vielheit, gewiß nicht einer Masse oder gar Aller, daß aus dem Handeln Einzelner fürs erste die Handlungsweise Vieler geworden sein muß, damit es überhaupt in diesem Sinne Kraft und Dasein gewinnen, zur Übereinkunft und Überlieferung werden kann.

Eben kunsthaft fein empfindende Urteiler, insonderheit Künstler hohen Ranges halten uns die englische Weise als Vorbild vor, die noch die kleinste Handlung des Alltags und der Geselligkeit dem Gesetz der Standessitte unterwirft. Und dennoch darf, so glaube ich, eine solche Regelhaftigkeit niemals grundsätzlich dem Bilde einer starken Zukunft einverleibt werden. Eine viel feiner zusammengesetzte Formel muß hier die Lösung bieten. Es ist zu erwarten, daß ein Sinn, der sich von Grund aus auf Stärkung und Ründung des Lebens richtet, und zwar viel mehr noch des eigenen, engsten, nächsten, persönlichen Lebens, als jenes öffentlichen, von dem heut so unsäglich viel unnützes Gerede gemacht wird, in hundert Zügen der inneren und äußeren Gebärde gleiche oder ähnliche Ausdrucksformen finden wird. Es ist ferner zu erwarten, daß, wenn nur erst eine gewisse Anzahl von Menschen nennenswerter Kraft in diesem Geiste einig sein werden, daß sich dann auch eine Anzahl von neuen, stärker und sicherer geprägten Übereinkünften bilden werden, Übereinkünfte, vielleicht von Kreisen, nicht von Ständen. Aber zu fordern ist, daß eben die Stärke dieser Lebensaus prä-

gung dort auch am stärksten sich bezeuge, wo Quell und Ursprung alles gesteigerten Lebens, alles Schaffens ist, in Ausformung der Persönlichkeit. Und ich fürchte nicht, daß unfruchtbare Bizarrerie oder kleinliches Sonderlingstum so oft das Ergebnis solcher Freiheit sein werden, daß ihr Schaden ihren Nutzen überwuchert. Kommen sie aber hier und da zum Vorschein, so sollte man sie in aller Götter Namen wachsen lassen; sie sind mehr wert als die Friseurkopfgleichheit und Friseurkopfflachheit, die heute von den Oberschichten als Ziel und Maß aller Dinge des äußeren und leider auch des inneren Lebens angesehen werden.

Und da in allen Bezirken des Tuns der Menschen, auch außerhalb ihres persönlichen Seins, im Wirken der Handelnden wie der Geistigen heut die gleichmacherische, einebnende Kraft von Regel, Brauch und Durchschnitt unvergleichlich viel mächtiger sind, so wird es noch auf manches Jahrzehnt hin weit weniger Gefahr, weit mehr Nutzen haben, für die Besonderheit der Einzelnen, als für die Regelhaftigkeit der Massenvorschrift und des Massengebrauchs Sorge zu tragen. Dem Einzelnen innerhalb des Adels der Leistenden werden das Maß an Kraft und die Gefahr des Scheiterns genugsam vorschreiben, wohin er sich in jedem Falle zu stellen habe: ob auf die Seite bewährter Regel oder die kühner Neuerung. Es wird eine seiner schwersten Verantwortlichkeiten bleiben, hier zu wählen und die Menge der Schwachen und der Schwächeren auch unter den Führern, deren Heer in einem großen Volk ja nach vielen Tausenden zählt, wird an sich bewirken, daß eine breite Unterschicht an Herkunft und Gewohnheit bleibt und der allfälligen Neuerungssucht und dem Leichtsinn der Höheren und Stärkeren Zaum und Zügel anlegt.

Und gar nicht fürchte man, daß ein allzu hohes Maß von Einbildung und Eigendünkel nun die mit Glück Besonderen unerträglich widerhaarig und ungefüge machen werde. Denn einmal ist ein viel höherer Grad von Stolz und Selbstbewußtsein, namentlich den Höheren gegenüber, freilich wünschenswert. Sodann aber wird diese Forderung als unerbittlich streng erhoben werden müssen: daß die Herabminderung der Ehrfurcht vor Exzellenzen und grands bonnets, die

dem Deutschen, er sei ein Beamter, beamtenähnlich Angestellter oder ein freier Mann, nur allzu tief eingewurzelt ist, eine ebenso große Verstärkung der freien und so schönen Verehrung vor den wirklichen Meistern entspreche. Wenn ein schlichter Mann der Reihe und der Glieder, der den Stolz seiner Arbeit in die Erfüllung der für gut erkannten Regel setzt, sich dem Schöpferischen nicht gleich dünkt, auch wenn Ratsklasse oder Ordenszahl und die anderen köstlichen Ausdrucksmittel unserer preiswürdigen Rangordnungen ihn neben oder über ihn stellen, sondern ihm frei huldigt, wenn ein Landrichter und Geheimer Justizrat weiß, daß er einem viel jüngeren rechtsgelehrten Anwalt, der das Werk der Gesetzgebung durch seine Schriften zu fördern vermag, nicht ebenbürtig, sondern weit untergeordnet ist, dann ist genug erreicht. Die Meister zu ehren, dieses Vermögen, diese Zucht muß die Gegengabe derer sein, denen eine Auflockerung des gleichmacherischen Zwanges heutiger Regel mehr Möglichkeiten und vornehmlich mehr Kräfte zur Entfaltung eigener Art schaffen will, damit Freie, Starke, Hohe des königsgleichen Ansehens genießen, das ihnen nach dem Maße ihres Wertes und mehr noch ihres Wirkens zukommt.

Der Mittelstand

Die Summe aller Formen und Gattungen von Einfluß oder von Einwirkung, von amtlicher oder wirtschaftlicher Gewalt, die irgend in einem Volke ausgeübt wurden, müßte als eine rechnerische Einheit angesehen werden. Denn wie eine frühere Generation von Beobachtern unseres handelnden Lebens allzu einseitig nur die in staatliche Einrichtungen gekleidete Gewalt im Auge hatte, so mag die Gegenwart vor allem darin fehlen, daß sie alles öffentliche Geschehen zu straff unter den Gesichtswinkel der Wirtschaftslehre spannt. Eine in Wahrheit gesellschaftswissenschaftliche Anschauung dieser Dinge wird beide Sehweisen unter eine höhere Einheit stellen: unter die rein ge-

sellschaftsseelische oder, wenn man lieber will, gesellschaftsmechanische Auffassung. Vor ihr aber schmilzt Amt und Besitz, Staatsgewalt und Reichtum in Eins zusammen: in den Begriff der gesellschaftlichen Macht. Und sie fügt zu dieser Zweiheit noch eine dritte Gattung gesellschaftlichen Einflusses hinzu: Rang und Ansehen, sei es durch Geburt an den Stand, sei es durch Leistung an den Einzelnen gebunden: Ausformung von Macht auch sie. Alle drei Arten von Überlegenheit und Überordnung, zugleich aber auch von Kraftentwicklung, von Tat und Handeln oder Handlungsweise treten gesondert, paarweise oder insgesamt vereinigt auf: aus der Verflechtung und dem Spiel dieser Kräfte setzt sich alles zusammen, was man gesellschaftliches, handelndes Leben, Bezirk der Tat nennen kann. Es wäre vielleicht auch möglich, das Federn und Auf- und Ineinanderwirken der geistigen Kräfte mit jenen allen in eine noch höhere Einheit zu zwingen: auch in Glauben, Bilden, Forschen die Elemente der Macht aufzusuchen, die in ihnen gebunden auftreten, die Gewalt abzumessen, die noch der Denker in der Dachstube auf sein Volk auszuüben vermag. Für die harten Wirklichkeiten des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens wird es zumeist an jener Dreiheit genug sein.

Keine Gesellschaftslehre wird den ehrgeizigen Gedanken fahren lassen wollen, daß ihr gegeben ist, auszumachen, in welchen Maßen und in welchen Formen die Gesamtsumme der gesellschaftlichen Macht zweckmäßig zu verteilen sei. Sie wird dabei übereinkommen oder hart zusammenstoßen mit den Gegebenheiten jeder Gegenwart, je nachdem sie sich kurze oder weite Ziele ihres formenden, umformenden, will sagen ihres werktätigen Strebens setzt. In einem Grundgesetz aber kann sie, wie mich dünkt, mit dem heute bestehenden Zustand sich völlig treffen: in dem Gedanken nämlich, daß die Glieder eines Volkes, die Einzelmenschen, sich immer ungefähr zu drei Schichten zusammenfinden oder doch allenfalls in diese drei Schichten verteilt aufgefaßt werden können; zu einem höheren Stand der Führenden, zu einem Mittelstand und zu der Menge der Niederen. Welche Grundsätze der Verteilung der Einzelnen in diese drei Ebenen obwalten: ob die der Vererbung gesellschaftlicher Vorzüge — d. h. von Rang, Besitz,

Amt — oder die der Abschätzung des Leistens der Einzelnen oder eine der hundert möglichen Arten der Verflechtung beider Grenzformen, dies scheint dabei nicht so sehr in Betracht zu kommen. Jener Dreiklang muß von dem Grundschrittmaß der Tonfolge des Lebens selbst herrühren. Er tritt zu häufig auf: von der Teilung der Urzeitvölker in Häuptlinge und Seher, Freie, Leibeigene bis zu der Dreiheit von Adel, Volk und Sklaven in dem Mittelalter des alten Roms und zu der Gruppierung heutiger Beamtentümer in höhere, Kanzlei- und Unterbeamte, oder der unserer wirtschaftlichen Klassen in Großbetriebsinhaber, Mittelstand und Lohnarbeiter, Großgrundbesitzer, Bauern, Tagelöhner, Großindustrielle, Handwerker, Arbeiter, Großkaufleute, Krämer und Gehilfen.

Daß hierbei wie bei jeder Stufung des Lebens oder der Lehre Willkür unterläuft, daß Übergänge und zahlreiche Zwischenformen vergewaltigt werden, ist selbstverständlich, kann aber eben deswegen nicht irremachen.

Von dem Adel der Leistenden, der Gebietenden, der Führenden aus Beruf und aus Erbe war schon oft die Rede und insonderheit auch von den diktatorischen Gestalten der wenigsten, der obersten Führer, deren Emporkommen die Zentralisierung des heutigen Staats- und Wirtschaftslebens zu ungeheuren Macht- und Leitungseinheiten auffällig begünstigt. Der Mittelstand aber, und dies ist seit einem Jahrhundert ein leises, seit Jahrzehnten ein lautes Weh und Ach, klagt seinerseits über die Gefahr der Überflügelung oder der Aufreibung, die ihm von der höheren Schicht, vom Großbetrieb droht. Nur zuweilen fühlt auch er sich bedroht von jenen Allergrößten: wie etwa der heutige Berliner Krämer von der Mammutform des Kleinhandels, dem Warenhaus höchster Ordnung unmittelbar aufgezehrt wird, sans façon und ohne alle gemütlichen Umwege einer voraufgehenden Einverleibung in die Großbetriebe normaler Größe, etwa die der Großspezialisten.

Daß diese Gefahr besteht, ja daß sie seit Jahrzehnten in wachsendem Maße dem Mittelstand in Handel und Gewerbe Abbruch getan hat, liegt zahlenmäßig klar zutage. Ganze Gewerbe, wie die Müllerei,

sind schreckhaft rasch zu einem großen Teil von dem Großbetrieb aufgesogen worden, die meisten Zweige der Kleinkaufmannschaft sind im Rückgang oder Stillstand begriffen. Man hat zum Trost dagegen geltend gemacht, daß nach Ausweis der Steuerlisten die mittleren Schichten des Einkommens durchaus keine Abnahme zeigen, und man hat daraus den Schluß gezogen, daß man in Wahrheit von einem Verfall des Mittelstandes nicht sprechen darf. Dagegen aber ist einzuwenden, daß auch diese Beweisführung allzu ausschließlich von wirtschaftlicher Anschauung beeinflußt ist. Denn steuertechnisch mag der Werkführer einer Fabrik mit dem Handwerkmeister gleichen Einkommens, der Abteilungsvorsteher eines Warenhauses mit dem ähnlich gestellten Krämer in dieselbe Gruppe fallen: am Gesichtswinkel gesellschaftlicher Seelenkunde gemessen, gehören sie weit unterschiedenen, in gewissem Betracht entgegengesetzten Gruppen an. Die einen, Werkführer und Abteilungsvorsteher, sind Beamte, die andern freie Männer, die einen geleitet, beherrscht in jeder wichtigen Handlung ihres Berufes, die andern unabhängig noch im Kleinsten; die einen umhegt und beschützt von einem großen Unternehmen, das ihnen Auskommen, Aufrücken jede Sicherheit in Wind und Wetter des Lebens gewährt, die andern hart und fest im Kampf des Wettbewerbes stehend, umdroht von Gefahren und ganz und gar auf die eigene Stärke gestellt. Alle Spannungen, alle Kräfte der Seele müssen sich umlagern, umordnen in einem Mann, der von dem einen zum andern Beruf übergeht, und er muß ein von Grund auf anderer werden.

Daran kann kein Zweifel obwalten, daß der Selbständige, Freie ein viel wertvollerer Besitz der Gesellschaft ist als der Angestellte. Sünden der wirtschaftlichen Nachlässigkeit und Untüchtigkeit sind den heut so hart Bedrängten allerdings nachzurechnen. Insonderheit der Krämer, der Kleinhändler, ist oft genug in faulen Schlendrian versunken, die Gefahr des Handwerkers aber war von je, allzu starr an den Überlieferungen seines Gewerbes zu hängen und im wirtschaftlichen Sinne nicht schöpferisch, ja kaum regsam zu sein. Und dennoch wird man sagen: nicht diese Verschuldungen sind es allein, die dem

Mittelstand die Niederlagen der letzten Jahrzehnte gebracht haben sondern weit mehr die wirtschaftlichen Vorzüge, die Großgewerbe und Großkleinhandel vor dem weit kleineren Betrieb des Krämers und Handwerkers voraus haben. Einkaufs- und Verkaufsmöglichkeiten der gut geleiteten Warenhäuser sind so viel vorteilhafter, daß die Zurückdrängung des Kleinkaufmanns vermutlich selbst dann aufgetreten sein würde, wenn er sich immer musterhaft gehalten hätte.

Den Unternehmern von Warenhäusern Vorwürfe aus diesem Hergang zu machen, wäre ganz unangebracht: sie stehen an derselben Stelle wie Latifundienbesitzer und Großindustrielle. Ja, man wird das Warenhaus als neue Form des Ladens, als Erneuerung der uralten Kauf- und Marktplätze bewundern können. Man wird selbst zugeben dürfen, daß das Warenhaus als Durchgangsform und Erziehungsanstalt für spätere Generationen entschlossenerer und umsichtigerer Krämer von Wert für Entwicklung und Zukunft ist. Aber daran wird man festhalten, daß es einmal wieder wird verschwinden müssen.

Sobald man eingesehen haben wird, daß in jedem Volk die Menschen ein wertvollerer Besitz sind als die Güter, wird man die Entwicklung der letzten Jahrzehnte wieder rückgängig machen müssen. Es wird aus dieser Zeit der Prüfung und des halben Unterganges ein tüchtiger und besser geschulter Krämerstand hervorgehen müssen. Und man wird dann gewahr werden, wieviel Gutes, Leben Nährendes die Weise des Kleinkaufmanns vor dem Warenhaus voraus hat. Wie jeder der heutigen Riesenbetriebe zerstört auch das Warenhaus eine Fülle von Nähe und Wärme des wirtschaftlichen Verkehrs. Es schiebt an die Stelle eines Menschen eine Nummer, es durchschneidet die persönlichen überwirtschaftlichen Beziehungen und Berührungen zwischen Käufer und Verkäufer fast ganz, es setzt an die Stelle des Verkaufenden, der seine Ware und seinen Kunden kennt und liebt, einen, dem die eine so gleichgültig ist wie der andere. Es ist doch ein Jammer, zu sehen, mit wie gleichgültig gelangweilten Gesichtern selbst in wohlgeleiteten Warenhäusern Verkäuferinnen — angestellt für drei Jahre bis zu drei Monaten hinunter — ihre Waren vorlegen:

sie wissen kaum, wozu die einzelnen Dinge benutzt werden, noch was sie selbst an Vorrat haben. Auf ihrem Antlitz steht sehr deutlich geschrieben, daß ihnen sehr viel mehr an der Verwendung ihrer Abendstunden gelegen ist als an ihrer Hände Arbeit. Es gibt keinen größeren Unterschied als den zwischen diesen Wesen und den ausgezeichneten Verkäuferinnen eines alten Spezialgeschäftes oder gar dem Inhaber eines kleinstädtischen Materialwarengeschäftes nach alter Väter Weise. Und man wird, da man ja diese Dinge nur mit dem Rechenstift zu schätzen pflegt, vielleicht noch einmal einsehen, daß die Lebenswerte, die hier gewonnen oder verloren werden können, ein wenig auch Wirtschaftswerte sind. Besser aber ist die Hoffnung, daß man endlich einmal diese Rangordnung aufgeben und alle Lebenswerte um ein Vielfaches höher als die Nurwirtschaftswerte einschätzen wird.

Zwischen Groß- und Kleingewerbe, mithin Handwerk und Industrie, lassen sich so klare Grenzen nicht ziehen. Die Massenwirtschaft unserer Zeit bedarf einer großen Anzahl von Massenwaren, die ihrer äußeren Natur nach massenmäßig hergestellt werden müssen: welche Narrheit wäre es, Schienen oder Nägel von Schmieden alter Art herstellen zu lassen. Es gibt sehr komplizierte Dinge, Werkzeugmaschinen, Uhren, optische Gläser und so fort, die nur mit den Mitteln und Kräften der Industrie herzustellen sind. Aber überall, wo die Verteilung und die Spezialisierung der Bedürfnisse die Zerlegung der Betriebe fordert, wird allerdings das Kleingewerbe besser am Platze sein. Am sichersten aber offenbart das ganz edle und ganz auf persönliche Besonderheit gestellte Handwerk die Notwendigkeit der kleinen oder mittleren Formen des Betriebes. Kunstschlosser, Kunstschreiner, Kunst- und Goldschmiede, das alles sind Berufe, in denen die Lebensarmut unserer Zeit sich ganz gleichmäßig in der Verschlechterung der Menschen wie der Erzeugnisse gezeigt hat. Möbelfabriken haben die häßlichen Formen eines Kunstgewerbes heraufbeschworen, das kunstgewerblich viel schlechter war und leider noch ist als das jedes andern Zeitalters deutscher Zierkunst. Nur das Wiedererstehen des alten Meisters wird hier die wirtschaftliche, besser die gesellschaftliche Gesundung ebenso wie die künstlerische hervorrufen. Wir geistig Schaf-

fenden aber haben mit diesen Meistern vom Handwerk eine eigene Sympathie. Sie schaffen frei und unbeamtenmäßig wie wir, und es will im Grunde wenig besagen, ob einer seiner Hände oder seines Geistes Werk vollendet auszuführen versteht, ob er als Schreiner oder als Geschichtsforscher wirkt, nur daß er in seinem Fache Meister sei.

Die Stadt und das Land

Geist und Wettbewerb

Es gibt nichts Beweglicheres, als bei Jacob Burckhardt, der griechische Geschichte als Seher schaute, nicht als Gelehrter mühsam durchsuchte oder gar als Wissenschaftsbeamter betrieb, zu lesen, wie die Stadt entsteht. Leben glüht auf. Wohl hat die Urzeit in den ersten Siedlungen Märchentiefes an geistigem Gebild geschaffen, wohl haben die Könige der Altertumszeiten auf ihren Höfen, die Priester im Schatten ihrer Heiligtümer den Geist der Menschheit zur Größe wachsen lassen. Aber die Stadt bedeutet ein Neues. Der Wirtschaftssinn der Heutigen bemerkt zuerst und zuletzt, daß hier Markt entstand und Gewerb, daß Gewirr und Gewinnst eines unvergleichlich viel stärker erregten Handels sich ergaben. Mit höherem Rechte freut sich unser Bürgertum noch heut des starken Trotzes, mit dem seine ältesten Altvorderen, in die Abhängigkeit von Bischöfen und Grafen hineingeboren, in jahrhundertelangen Kämpfen sich aus Zwang und Bann des geistlichen und weltlichen Hochadels losrangen und sich aus der Hörigkeit, die sie mit den Bauern ringsum teilten, emporhoben. Den entscheidenden Gewinn für Volk und Menschheit stellen doch die geistigen Güter dar, die in und von der Stadt erzeugt werden und von denen wir annehmen müssen, daß sie nur so haben entstehen können. Die größte Hervorbringung der neueuropäischen Kunst, der gotische Dom, ist zwar unter Schutz und Schirm des geistlichen Hochadels entstanden, allein sein Wachstum und Blühen verdankt er dem Wetteifer der städtischen Bürgerschaften, die noch öfter aus prachtvoll weltlichem Stolz, als aus gläubiger Inbrunst strebten, einander durch

Prunk und Größe ihrer hohen Gotteshäuser zu überbieten. Der gotische Häuserbau ist fast rein bürgerlichen Ursprungs. Die Dichtung unseres hohen Mittelalters blieb adlig, ihre Forschung geistlich, aber aus dem wachsenden Getriebe der neuen Gemeinwesen entstand doch ein neuer Nährboden für geistige und seelische Gesittung, von dem auch Fürsten, Edelleute und Priester Vorteil zogen. Die Königs- und Fürstenhöfe des späten Mittelalters und der neuen Zeit sind ohne den Hintergrund der Städte, in deren Mauern sie sich einbetteten, nicht zu denken, die ersten, nicht mehr bürgerlichen Schlösser, die die Fürsten, der Adel sich auf ihren Gütern oder vor den Toren der Städte bauten, nehmen sich aus wie nebeneinandergestellte Bürgerhäuser, gleichviel ob man an Hämelschenburg oder an Heidelberg, an Franz I. verschollenes Schloß Madrid im Bois de Boulogne oder an Chambord denkt. Vorzüglich aber die neue allgemeine gelehrte Bildung und aus ihr weiter wachsend ein neues Schrifttum, eine andere Dichtung sind vom Bürgertum geschaffen worden. Die Universitäten sind Geschöpfe des Bürgertums, und Goethe ist trotz Weimar ein Patriziersohn, die neue Gebärde und das neue Gefühl der Rousseauzeit ist in schroffem Gegensatz zu dem fürstlichen Barock, dem adligen Rokoko, ein Gut der Städte. Der Parlamentarismus des neunzehnten Jahrhunderts eine Notwendigkeit, wenn auch nicht ein Vorzug, ist von den Städten großgezogen.

Es ist nur ein Bedingtes, das sich da ergibt: die starken Taten der schöpferischen Kraft unserer Völker sind zum großen Teil vor, neben und über dem Bürgertum vollbracht worden. Die Kunst wie die Gesittung des Rousseaualters bogen sich tief in den Staub der Wirklichkeit, und als der Stadtjunker Goethe seine Kunst zur Höhe von Stil und gewollter Schönheit hob, wurde er der Freund und Hofmann eines Fürsten. Die große Forschung des neuen Jahrhunderts ist von Bürgern gemacht worden, aber sie ist in der Stille klosterhafter Landeinsamkeit ebensowohl, ja besser gedeihend zu denken. Die hohe Kunst unserer Tage empfindet sich den Bürgern ganz unverwandt, braucht den Namen bürgerlich als Scheltwort, ohne doch irgend mit Fürstentum und Adel einen Bund eingegangen zu sein.

Vor allem aber, und hier hat sich die Entwicklung der Städte aus Gunst und Ungunst, aus Vorzug zu Nachteil gewandt, aus der Stadt wuchs die Großstadt. Die Großstadt hat nur noch Zivilisation, auf deutsch: Verbürgerlichung, kaum noch Kultur hervorgebracht, und sie hat hundert Schäden erzeugt, die schlimmsten, die ganz große, die sogenannte Weltstadt: in Deutschland also Berlin allein. Sie bedeutet in jedem Betracht Pulverisierung, Massenanhäufung, Mengen-, nicht Eigenschaftssteigerung.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Das Zeitalter der Großstadt in der deutschen Geschichte, die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, hat eine Kunst und eine Gebärde hervorgebracht, unbedeutender, nichtiger, öder und ärmer als jede andere Zeit, Bau- und Zierkunst zu jammervoller, abhängiger Geschichtlichkeit erniedert, ohne alles Vermögen die angeblich geliebten Vorbilder zu erreichen, noch ein starkes Neues dieser Nachahmung einzugießen. Die Muse der Geschichte wird in aller Zukunft ihr Haupt verhüllen, wenn sie an dem Gebild dieser Jahrzehnte vorübergeht. Eine Dichtkunst, die immer tiefer in leere Beschreibung der Wirklichkeit versinkt, auf Stil und eigenen Willen zur Form verzichtet, oder ein unsäglich wohlgesinntes und unsäglich kraftloses Epigonentum, dem Wildenbruch als Schauspieldichter, Geibel oder Greif als Liedkünstler gilt, ist das Erzeugnis dieses Zeitalters. Und wenn in den Bezirken der Wissenschaft auch eine Anzahl Starker das Werk der großen Forschung fortsetzten, so ist doch viel lahmer Deskriptivismus von den Höhen Wilhelm Humboldts, Jakob Grimms immer tiefer talwärts zu den Niederungen eifriger und genauer, aber kleinlicher und leerer Beschreibung herabgestiegen. Dieser wissenschaftliche Deskriptivismus, der Zwillingsbruder des ebenso leer-beschreibungslustigen Realismus und Naturalismus in der Kunst hat allen großen Ehrgeiz bauender Forschung vergessen, wie jener allen Ehrgeiz der großen Form vergaß; der eine hat Nietzsche in dumpfer Verständnislosigkeit zuerst verschwiegen, dann begeifert, der andere hat Böcklin zuerst verschwiegen, dann verhöhnt und endlich auf das leidenschaftlichste verunglimpft.

Und so sinkt auch die gesellschaftliche Bildung: die Gebärde wird flach, mechanisch, massenhaft und kümmerlich; der Typus der Gesichter immer leerer. Die letzte Zeit, in der noch Haltung und Schönheit die Berliner Geselligkeit beherrschten, sind die Jahrzehnte, auf die der dumme Dünkel unserer heutigen Demokratie mit derselben nichtigen Verachtung als vormärzliche blickt; was in ihrem Munde so viel heißt als vor dem unsäglichen Glück des heutigen Parlamentarismus, mit einem Wort vor dem Fortschritt. Man muß die Männer, die, einsam geworden in einer tief unter sie gesunkenen Zeit, noch Weise und Würde des Alters der Humboldt und der Grimm an sich trugen, wie Herman Grimm, über die Berliner Gesellschaft von 1840 gehört haben, um den Unterschied der Jahrzehnte ganz zu ermessen.

Den Mittleren und den Massen ist es im Grunde fast ebenso schlimm ergangen. Die Hunderttausende von Proletariern, die das mit der Hand arbeitende Berlin ausmachen, um wie viel Gutes sind sie nicht gebracht worden. Entwurzelt vom Boden, von Wald und Feld, in dunkle Höfe, in vierte Stockwerke gebannt sind sie von dem Heilquell unseres Volkes, von der Natur, fortgerissen, sie haben die alten einfachen Freuden der Lieder und der Bräuche verloren, um dafür das Gesudel großstädtischer Zotenkomik und das eintönige Gerede sozialistischer Versammlungsreden einzutauschen. Wahrlich, man muß Kern und Tüchtigkeit unseres Arbeiterstandes bewundern, daß er in dieser dürren und trüben Umwelt noch so viel von alter Zucht bewahrt hat. Und das um so mehr, als die Entwurzelung des Einzelnen ja die Niedersten, die nach Millionen Zählenden am härtesten trifft. Aus dem einzig rechten und guten Lebensverband, der Werkgemeinschaft, wird der großstädtische Arbeiter halb oder ganz losgelöst, er wechselt die Stätte seiner Arbeit gleichgültig wie einen Rock oder er geht unbemerkt und kühl und teilnahmslos zur Nummer herabgedrückt in den Hunderten und Tausenden der Großbetriebe unter.

Alle, Alle aber, die Niederen, die Mittleren wie die Hochgestellten werden zu Kieselsteinen geschliffen, glatt, gleichgültig, nützlich für Massenzwecke, gewandt aneinander vorübergleitend, aber nichtig und

ohne alle auszeichnende Linie, jeder dem andern zum Verwechseln ähnlich, der Arbeiter wie der Handlungsgehilfe, der Reserveleutnant wie der Referendar, eine vertretbare Menschenware, ein Massenartikel. Es ist dahin gekommen, daß die einzige Menschenform, die in Berlin noch eigene Linie hat, der Handwerker und Krämer ist, der viel gescholtene Weißbierphilister, der wenigstens noch wagt, er selbst zu sein. Berlin tut sich viel darauf zugute, daß es ein Fünftel allen Einkommens im preußischen Staat versteuert, und sieht mit tiefer Verachtung auf Hinterpommern oder Ostpreußen herab. Wenn das Schicksal aber die einzige vor dem Richterstuhl der Geschichte gültige Probe auf Tüchtigkeit und Festigkeit anstellte, wenn Berlin als letzter Rest eines Staates sich selbst verteidigen sollte gegen einen äußeren Feind oder der Regierungsbezirk Gumbinnen: man würde den Unterschied bald gewahr werden: die Berliner Herrlichkeit würde in ebenso viel Wochen zusammenbrechen, wie die Männer der Ostmark sich Jahre würden verteidigen können. Ich für mein Teil lebe der Überzeugung, daß die heutige Großstadt ein Übermaß und einen unsäglich schädlichen Quell von Menschenzerreibung und Menschenschwächung darstellt, der einmal wieder eingedämmt werden muß. Ich vermute, man wird in irgendeiner Zukunft noch die Abnahme der größten Städte mit demselben Hochgefühl buchen, wie heute ihre lawinengleiche Zunahme. Daß dabei die wirtschaftliche Arbeitsleistung, die den einzigen unbestreitbaren Ruhmestitel des heutigen großstädtischen Bürgertums ausmacht — wenngleich bei ganz falscher Verfassung der wirtschaftenden Verbände und bei noch schieferer Lagerung der Lebenswerte im Einzelmenschen — in Ehren bleiben muß, ist selbstverständlich.

Was aber bedeutet nun heut das Land der Stadt gegenüber. Es wäre verkehrt, es auf Kosten der Stadt zu rühmen und zu preisen, wo dazu nicht Ursache ist. Auch der Bauer ist vielfach verstädtert, der Adel, der Großgrundbesitzerstand ist zuweilen in die allgemeine Verwaschenheit und Linienlosigkeit hineingerissen. Aber man gehe in die Landschaften großen, starken Bauerntums, nach Oberbaiern oder Schleswig, so wird man gewahr werden, wie viel Stärke hier noch als

wohlbewahrtes Erbe lebt. Auch hier noch die äußeren, untrüglichen Anzeichen der inneren Sicherheit: eine Bau- und Zierkunst, Haus und Hausrat, die meist in geringer Entwicklung begriffen sind, aber von unverächtlicher alter Herbheit und Schönheit zeugen, sicher und keck in dem Tiefsten, Zartesten und deshalb Schwierigsten und Seltensten, das es in diesen Künsten gibt: in der Musik der Maße und Verhältnisse. Schaut herab von den Buchenbergen um Tautenburg, ein Dorf in Thüringen und deshalb nicht so stark vielleicht wie in den großen Bauernländern, aber jedes Haus in vollkommener Sicherheit der Form, in seinem zierlichen, braunen Balkennetz über dem weißen Putz und seinen kurz abgeschnittenen Dachhängen — ausgenommen die sechs, sieben herrlichen Werke der Weimarischen Bau- und Maurermeister, die sich gräulich genug in das Bild drängen. Was ist schlecht auf Alsen? Die steilen, hohen Strohdächer der alten Hausform, die die List der Bauern durch sogenannte Reparaturen der durchaus zeitgemäßen Amtsweisheit einer hohen Regierung zum Trotz erhält? O nein, sondern was die Sonderburger Maurermeister, die Flensburger oder Kieler Baumeister dort gebaut haben (vor Berliner Bauräten blieb das beneidenswerte Eiland noch verschont), es sieht zum Speien übel neben der alten herben Schönheit aus. Und nun geht in der Mark durch die Dörfer, da hat das gebenedeite Berlin und all seine Unkunst alles gute Alte vernichtet und den Jammer eines unsäglich kümmerlichen Neuen zum Ersatz gegeben!

Und unser Landadel? Wüßte man von ihm nichts anderes, als daß er der heutigen Gassendemokratie im Innersten verhaßt ist und daß der wahrlich stärkere Sozialismus ihn als seinen gefährlichsten Feind ebenso nach außen schilt und beschimpft wie innerlich achtet und fürchtet, so wäre zu seinem Ruhme genug gesagt. Und noch eines: wo gibt es denn Männerstolz vor Königsthronen? Etwa in dem freisinnigen Bürgertum, das nach Orden und Titeln heißer schmachtet als Ministerialräte und Kanzleibeamte, das allerhöchste Fußtritte in Ehrfurcht und Stillschweigen hinzunehmen gewohnt ist? Durchaus nicht, sondern bei den vielgescholtenen Junkern, die die ererbte Gewohnheit und das Blutgefühl der Unabhängigkeit instand setzen, den

Fürsten gegenüber die Haltung sicherer zu bewahren, als zumeist den emporgestiegenen Beamten oder Gelehrten gelingt.

Kein Zweifel: das Land hält auf, verzögert, macht starr und träge. Es ist lange her, daß Adel oder Bauerntum als Stand eine breite Wirkung auf die Schaffung neuer geistiger Werte ausgeübt hätten. Und sie sind beide fast immerdar am Werke, die geistige Entwickelung, sie mag gesund oder ungesund sein, zu verzögern oder ihr völlig Einhalt zu tun. Aber zugleich erhält das Land das Kernholz des Menschen, sein Bestes, seinen Willen, seine Festigkeit, seine Kraft, seine Eigenheit viel besser als die Stadt, und die kleine Stadt — um auch zu ihrem Ruhme etwas zu sagen — besser als die große, die große als die größte. Festhalten, erhalten, das ist die Kraft des Landes, und sie kommt notwendig dem Willen mehr zugut als dem Verstand oder gar der Phantasie. Pagani, Heiden heißt wörtlich Bauern; kein Wunder, daß heut Bauer und Edelmann ebensogut an der alten Rechtgläubigkeit festhalten, wie die Landbewohner des spätkaiserlichen Rom am Kult ihrer Väter. Und dennoch ist zu hoffen, daß unser Adel einmal noch wieder Kulturträger wird, und daß unsere Bauern wieder eine starke eigene Standesbildung schaffen, an Stelle der abgelegten Städterkleider — das Wort zugleich als Bild wie buchstäblich verstanden — die sie heut zu tragen leider lieben. Eines aber ist sicher: auf das Land, noch eher freilich in die erstarkende Einsamkeit des Einzelhofes, als in die bedrückende Enge der Dörfer werden noch einmal alle starken Schaffenden auswandern, aus der zerreibenden, verglättenden Massen- und Fabrik- und Warenhauskultur der heutigen Städte.

Kampf und Wirtschaft

Der Gegensatz zwischen Stadt und Land, der wahrlich durch die Vorbedingungen geistiger und seelischer Art schon scharf und tief genug betont geworden ist, ist seit etwa zwei Jahrzehnten in Deutschland durch eine Umwandlung der öffentlichen Meinung aus einem viel geringeren Grunde, nämlich einem wirtschaftlichen, noch viel schroffer geworden. Für den geübten Zeitungsleser das Selbstverständlichste

von der Welt — da er ja alles für selbstverständlich hält, was er Tag für Tag in seinem Blatte liest — ist diese Erscheinung für den Unvoreingenommenen von großer Seltsamkeit und bis zur Unbegreiflichkeit verwunderlich. Nur weil die Völker hinter hohen Zäunen leben, ist sie überhaupt möglich. Fast alle die gleichen Vorgänge, die in Deutschland zu einer so leidenschaftlichen und hitzigen Bewegung gegen das Land und die Landbesitzer geführt haben, tragen sich seit langem in Frankreich ganz ebenso zu, haben aber dort nicht die leiseste Spur der in Deutschland für berechtigt und natürlich angesehenen Wirkungen hervorgebracht. Schutzzölle und leise Anspannung der Nahrungspreise auch dort, aber keinerlei Schelten und Hetzen gegen die Landwirte und die Grundbesitzer, nicht einmal eine Beeinflussung der Parteibildung durch diese Erscheinungen, obwohl es doch wahrlich auch dort an Radikalen und Sozialisten nicht fehlt. Vor unseren Augen richtet sich der Zorn französischer Arbeitermassen meist gegen den mit dem Korn befaßten Zwischenhandel und das Gewerbe, gegen das der Bäcker insbesondere, aber nicht gegen die Landwirte. Hieraus wird man nicht mit Unrecht schließen dürfen, daß gar nicht wirkliche oder auch nur eingebildete wirtschaftliche Vorgänge die wahre Ursache jener über alles Maß leidenschaftlichen, ja hetzerischen Bewegung sind, sondern ihre kluge und gefährliche Ausnutzung durch diejenigen Parteien, die Grund haben, den mittleren Grundbesitz der Bauern und den großen der Gutsherren anzufeinden, oder vielmehr die Parteien, die deren Vertreter in den Parlamenten sind. Es macht sich hier, wie auch sonst oft genug, geltend, daß die den bestehenden Zustand angreifenden Politiker weit hurtiger und betriebsamer in der Umdeutung und Ausbeutung wahrer oder vermeintlicher Schäden sind, als die Verteidiger dieses Zustandes, daß aber vollends eifernde Radikale unter allen Umständen das Blaue vom Himmel herabzulügen verstehen.

Die Einführung höherer Getreidezölle hat höchstens insofern etwas Anstößiges, als sie auch den Latifundienbesitzern Vorteile in den Schoß wirft, auf die sie jedenfalls nicht aus wirtschaftlicher Not, wie schon der mittlere Rittergutsbesitzer Anspruch haben. Aber dies spräche

nur gegen den Nutzen dieser Besitzform überhaupt, hat nichts mit der Frage der Gerechtigkeit solcher Zölle zu tun. Im übrigen aber fällt dem unbefangenen Beobachter dieses Wirtschafts-, Klassen- und Parteikampfes auf, wie wenig die Gründe, die die Feinde des Landes und der Landwirtschaft ins Feld zu führen pflegen, mit ihrer eigenen Lebens- und Wirtschaftsführung übereinstimmen. Viele Wortführer der öffentlichen Meinung des Radikalismus, der sich selbst mit bescheidener Gebärde als den Fortschritt — wohin? — bezeichnet, sprechen am lautesten und gehässigsten von Kornwucher. Landwirte und Grundbesitzer erklären sie Tag für Tag für Ausbeuter des Volkes. Aber, eben die so schreiben sind Leute, denen wirklich kaum ihre eigenen Anhänger für ihr kleinstes wie ihr größtes Handeln einen anderen Beweggrund als die unverhüllte Gewinnsucht zutrauen, und gerade sie erschöpfen sich in inbrünstigen Versicherungen ihrer eigenen Idealität und noch viel leidenschaftlicheren Anklagen des Materialismus der abgefeimten und geldgierigen Landbesitzer. Dreister und gröblicher kann man der Wahrheit nicht ins Gesicht schlagen, aber da dem heutigen Menschen nur ein Ding hundertmal im Jahr gesagt zu werden braucht, damit er daran fest und sicher glaubt, so steht der Erfolg bei ihrem eigenen Leser- und Parteikreise durchaus auf ihrer Seite. Und während Kaufleute und Industrielle, das heißt die Wirtschaftsschichten, die den heute ganz städtischen Liberalismus stützen, ihren Geschäftsgewinn von jeher am ausschließlichsten als das einzige Ziel ihres Arbeitens ansehen, behauptet die öffentliche Meinung dieser selben Schichten, ein Abgrund von niederträchtiger Selbstsucht und Gemeinheit tue sich auf, da die Landwirte notgedrungen mit Folgerichtigkeit denselben Weg einschlagen und dabei dann auch das einzige Werkzeug, das sie besser zu handhaben vermögen als die Anderen, ihren Einfluß im Staate, nützen.

Warum nur wird denn nicht vom Lande gegen die Stadt die Gegenrechnung aufgestellt! Wir alle sind seit Jahrzehnten alle zu Fronknechten etwa der Kohlenbergwerkbesitzer gemacht worden; uns allen diktierten Dutzende von Industrien die ihnen, nicht uns gemäßen Preise, und zwar ebenfalls auf Schutzzölle gestützt. In Wahrheit

aber würde dabei dann freilich dieselbe Torheit begangen, wie da man die Landwirtschaft verklagt. Recht und billig ist, daß in diesem Wettbewerb der Wirtschaftsstände eben das einst vom Liberalismus so hoch gepriesene laisser faire gelte. Niemals hat man davon gehört, daß etwa Großgrundbesitz und Junkertum von dem liberalen Städtertum in jenen langen Jahrzehnten, da sie leidenschaftliche Anhänger des Freihandels waren, sonderlich geliebt worden wären. Auch dies war kein Verbrechen, aber warum jetzt dieser heuchlerische Haß?

Einmal wird ja diese Orgie von politischer und wirtschaftlicher Hypokrisie zu Ende gehen, aber schmerzlich ist, daß sie einen Spalt gebracht hat in eine Schicht, die heute alle Ursache hat, zusammenzuhalten. Reeder und Großkaufleute, Großgewerbetreibende und Großlandwirte bilden ganz gleichmäßig eine, gesellschafts-wissenschaftlich gesehen, einheitliche Schicht: die Schar der Führer, Lenker, der geistigen Schöpfer und Erhalter aller wirtschaftlichen Tätigkeit großen Zuges. Sie uneins zu machen, heißt in Wahrheit den größten Fehler begehen, der in dem heutigen gesellschaftlichen Kulturkampf begangen werden kann, denn das Heer der heranschreitenden Massen, die, in diesem Stück völlig irrend, zu ihrem eigenen Unheil Massenwirtschaft und Massenherrschaft täglich drohender fordern, sollte wenigstens bei den Führern des Wirtschaftslebens auf geschlossenen und einheitlichen Widerstand stoßen, die Großkaufleute und insbesondere die Großgewerbetreibenden, die sich von der Wald- und Wiesendemokratie heutiger halbsozialistischer Prägung in diesem unsinnigen Kampf gegen ihre — nicht Klassen- — nein Amts- und Sendungsgenossen von der Landwirtschaft haben hineinziehen lassen, begehen einen um so törichteren Fehler, als sie dem Angriffe der Feinde viel mehr und viel schneller ausgesetzt sein werden als die Grundherren. Denn von diesen können sich die großen und mittleren, die Gutsbesitzer und Großbauern auf ein viel gesünderes, weil viel älteres, viel weniger modernes, viel stetigeres Verhältnis zu ihren Werk- und Arbeitsgenossen, den von ihnen geführten Tagelöhnern und Insten stützen.

Hierin sollten ihnen Großkaufleute und Großgewerbetreibende nacheifern, nicht aber ihnen einen in Wahrheit kulturfeindlichen Krieg machen.

Von den Zwistigkeiten des Tages fort wendet sich der Blick zurück zu den Lebenswerten der Tiefe. Auch sie werden von jenen vielleicht in etwas bedingt und bestimmt: die Welle von Haß und Kampf, die von Stadt und Städtern her in den letzten Jahrzehnten das Land getroffen hat, mag nicht spurlos an dem Wesen unserer Landbesitzer vorübergegangen sein. Man hat ihm einen Zug von agitatorischer Bitterkeit eingeprägt, der ihm an sich fremd ist, wie der Stille der Wälder und der Felder haßvoller Lärm fremd ist und wie dem Bauern und dem eingewurzelten Landjunker wohl nahe ist, in hartem Haß gegen den Landesfeind aufzuflammen, aber nicht sich in ein immerwährendes stichelndes Politisieren einzulassen. Die Grundstimmung und Grundrichtung ländlichen Lebens und seine innerste Verschiedenheit vom städtischen können dadurch aber nicht berührt werden.

Und seltsam, der Gedanke kehrt wieder und wieder: der Landbewohner hat in sich und um sich in vielem Betracht mehr Voraussetzungen für den höheren Grad von Ichzucht und Eigenbildung, den wir Zukunftliebenden wünschen und herbeizuführen bemüht sind. Um ihn ist Stille, die Stille, in der alle Stärke und alle Besonderheit so viel besser wachsen können, als in der unzureichenden Bewegtheit der kleinen, in der zerstreuenden Erregung der großen Städte. Ein Landwirt höheren Ranges, der auf eigener Scholle ohne Sorge sitzt, könnte der vollkommenste Genießer, Empfänger, Verwalter geistiger Güter sein. Es ließe sich ein ganzer Stand von Landbesitzern denken, der nicht sich selbst nur, nein auch den geistig Schaffenden Werte schüfe. Es würde eine unvergleichlich viel unabhängigere, an geistiger und persönlicher Anlage viel willkommenere Schar von Aufnehmenden und Fördernden künstlerischer, forscherlicher Leistung sein, als die schwankende, wankende, allzu bewegliche Händlermenge der Städte, die jetzt diese Stellung einnimmt.

Daß der heutige Zustand nicht so ist, ist nur allzu wohlbekannt. Aber, so wird man einwenden: es liegt in den Dingen, daß es nicht so ist. Den Landbewohnern, den vielvermögenden wie den geringen, wird immer Pferd und Jagdflinte lieber sein als Buch und Bild, und

ein rechter Grundherr wird, wenn er jung ist, die Militärrangliste, wenn er alt ist, das Gesangbuch von allem Gedruckten am höchsten schätzen. Es mag sein, daß die guten und glänzenden Ausnahmen, die jedem von uns vorschweben mögen, diese Regel an sich nicht widerlegen, sondern nur bestätigen. Aber die Vergangenheit war anders; eine vielleicht nicht im einzelnen, auch nicht in der Verwertung, wohl aber im ganzen und großen unanfechtbare Zählung, die ein Forscher unserer Tage angestellt hat, erweist, daß in den Jahrhunderten der Neuzeit, in denen der französische Geist seine eigensten und stärksten Werke schuf, eben der Adel sein bevorzugtes Werkzeug war. Der französische Adel hat in einem halben Jahrtausend dreiundzwanzigmal mehr gens de lettres von Bedeutung hervorgebracht als das hohe und mittlere Bürgertum. So federbereit ist der deutsche Adel sicherlich nie gewesen, am wenigsten der preußische, und vielleicht tat er recht daran, da er gleichzeitig, wenigstens im Nordosten, im Gegensatz zum französischen Adel, auf seiner Scholle verharrte, seinem Beruf und seinen Anvertrauten treu blieb und so viel besser auf sein Schwertamt für den Streit vorbereitet wurde als der höfisch und städtisch gewordene Adel Frankreichs. Und so ist noch nicht zu fürchten, daß der Adel, wie der Landbesitzerstand überhaupt, dessen Kern er noch heute ausmacht, seiner Kraft entfremdet und verweichlicht werde, wenn er sich eine bessere geistige Zucht als bisher auferlegt, ein tieferes Wissen, Denken und Bilden sich zu eigen macht. Die fröhlichen Jahre, die der junge Landwirt höheren Ranges, großen Besitzes, heut in dem blauen oder weißen Reiterrock verlebt, sollen ihm nicht ganz mißgönnt werden, aber ein Dreijahreslauf durch die Lehrstätten der Landwirtschaft sollte ihm unerläßlich, weil selbstverständlich sein. Von ihnen pflegen die hohen Schulen von Wissenschaft und Kunst nicht fern zu sein, deren eine oder andere zu besuchen ihm dienlicher ist als noch ein viertes oder fünftes Kavalleristenjahr, nicht um dort ein Künstler oder Forscher zu werden, sondern um sich das Maß von Können und Erkennen anzueignen, ohne das auch ein Empfangen tiefer Werte nicht möglich wird. Und würden Einzelne von ihnen in ruhigen Winterstunden Teilnehmer auch an Werk

und Wirken beider Formen geistigen Schaffens werden, so würden sie nur das erfreulichste Bindeglied zwischen dem Zeugen der Schöpferischen und dem Empfangen der Schauenden darstellen. Die Voraussetzung für dies alles ist, daß wer als Pfleger des Bodens, als Wirt seines Landes zu hohen Leistungen gelangt, das Recht haben würde, sein Werk als volle Lebensarbeit anerkannt zu sehen. Doch auch die Starken unter ihnen — denn Starke werden am ehesten so tun — wird vielleicht ihre größere Leidenschaft, auch im Genießen, ähnliche Wege führen, mag auch die Zahl ihrer Mußestunden sehr viel geringer sein, als die jener, die nur gewissenhaft und behaglich ihr Erbe wahren wollen, und an die sich solche Regel zunächst wendet.

Über den Nutzen hinaus, den eine tiefere Durchbildung der Landbesitzer für sie selbst und für die Schaffenden bedeuten würde, die bei ihnen frohen und bestärkenden Widerhall ihres Leistens finden würden, möchte sie für die Formung des Lebens selbst die höchste Bedeutung haben. Unsere heutige Bildung ist viel zu städtisch, d. h. zerstreut, zerfasert, geschwächt, und im schlimmen, aber durchaus nicht seltenen Fall nervenschwach. Die charakteristischen Seiten dieser Städterkultur sind alle gleich bunt, flatterhaft und letzlich wertlos: Presse, Theater, Parlament: welche Fülle von aufgeblasener und zerfahrener Nichtigkeit umspannen nicht allein diese bezeichnendsten drei Ausdrucksformen einer reinen Stadt- und Großstadtgesittung.

Die heute von hohen Festen großer Schaukunst träumen, verlegen sie wahrlich nicht in die Stätten heutigen Theaterwesens, auch in die besten nicht, an denen eine doch im Grunde haltlose Kunstgesinnung unruhig heute diese, morgen jene neue Form des alten Breies für die überreizten und übersättigten Gaumen- und Magennerven gehetzter Großstädter anrichtet, sondern auf die weiten Plane draußen im Land, auf denen einst an Tagen seltener Feier sich die Erlesenen als Richter, die Mittleren und Niederen als gelenkte Zuschauer versammeln werden, um das Werk reiner und tiefer Kunstbegeisterter zu empfangen, die sicher öfter aus den von Meisterhand geleiteten und strenger Zucht unterworfenen Spielern aus Neigung, als aus den

durch siebzehn Überlieferungen und Übereinkünfte ausgelaugten und um alle Kraft gebrachten Spielern von Beruf bestehen werden.

Es mag noch manches Jahrzehnt dauern, bis das neue Wesen auch nur bei diesem Punkt, der nicht Ziel, sondern Anfang einer langen Bahn bedeuten soll, angelangt sein wird. Aber damit das Land und die es innehaben, an ihm den Anteil gewinnen, der ihnen um ihret-, um unsert- und um der Gesamtheit willen beizumessen ist, ist notwendig, daß mit den heutigen, noch unzulänglichen Mitteln doch schon ein Aufschwung vorbereitet werde.

Die heutige Verteilung der Rollen, daß die Stadt zwar Kultur besitzt, aber eine im tiefsten in die Irre gehende, daß das Land zwar Charakter, aber keine Kultur hat, nicht im Sinne genießerischer, geschweige denn schöpferischer Anteilnahme, ist unmöglich. Sie gereicht unserm Volk zum Unheil. Und es fördert wenig, wenn das Land, verharrend in dem Besitze alter, ehemals bewährter, aber vorlängst allzu einfach gewordener Geistesgüter, kräftig auf die Stadt und ihre Torheit und Verderbnis schilt, dabei die verkehrtesten und die gerechtesten Vorwürfe mischend. Es ist nötig, daß es selbst sich aufrüttelt. Dazu aber ist heute die Stunde gekommen, denn es bereitet sich in denen, die die neuen geistigen Werte erzeugen, eine Umwälzung vor, die solchem Beginnen günstiger ist als die Stimmung manchen Jahrzehntes der letzten Vergangenheit. Auf die Zeiten der liberalen, der demokratischen, der sozialistischen und der halbsozialistischen Strömung setzt jetzt eine andere ein, die mit den Lebenswerten der Persönlichkeit auch die von Erbe und Blut wieder anzuerkennen sich anschickt, die die alleinseligmachende Kraft der politischen und der Parteiphrase belächelt, die den rein kaufmännischen Maßstab des Erwerbes und Erwerbenkönnens für alle Leistenden, Handelnden weit von sich ablehnt und die in der stillen Kraft, die allein Acker und Einsamkeit schaffen können, ein durch Wahl Verwandtes grüßt, so weit auch die Entfernung der Weltanschauung zwischen den beiden klaffen mag.

Als Bild und Zeichen dieser Annäherung mag die Auswanderung der Geistigen aus den großen Städten, insonderheit aus den größten,

gelten. Sie erscheint gering und ist es doch nicht, weil sie tief im Seelischen wurzelt. Nicht bei den Trefflichen, denen ihr Geldbeutel erlaubt, dieser wie jeder anderen Mode zu folgen, wohl aber in den Herzen derer, die leidenschaftlich aus dem unrastigen, häßlichen Getümmel der Städte strebten und die in Nähe von Wald und Feld die Ruhe und Gefaßtheit des Daseins suchten, die sonst nur dem Landbesitzer seine Scholle schenkt. Gewiß kann, wer mit Werk und Sein dennoch halb oder ganz noch der Stadt angehört, wer nicht um Saat und Ernte sorgt, nicht zu dem Lager der Landbewohner oder Landbebauer gezählt werden; aber daß seine Neigung ihn hinauszieht in Wald und Feld, das bedeutet nicht nichts. Wer so tut und mit Wucht und Leidenschaft so tut, führt in seinem doppelten Dasein ein volleres Leben als der in Häusermeer und Straßenschwall Eingeschlossene. Er hat optiert für das Land, und er wird sein natürlicher Bote und Fürsprech sein in der ihm verfeindeten Stadt.

Unserem Volk und seinem Heil kann nur wahrhaft dienen, wer dieser Feindschaft feind ist und wer danach trachtet, diese Mißgeburt, die aus Torheit gezeugt ist und die nur Verderben zeugen kann, gänzlich auszurotten. Dies ist notwendig, dem Land und die es innehaben, das Beste, Feinste, Dauerndste von dem Geist, den Stadt und Bürgertum erzeugt haben, zu bringen, mehr: sie ganz dieser Güter teilhaftig zu machen, aber noch notwendiger ist, der allzu städtisch gewordenen Gesittung und Bildung unseres Volkes die Stille, Stetigkeit und Gefaßtheit wiederzugeben, die nur der hat, der sich fernhält von dem wirren und verwirrenden, zerstreuten und zerstreuenden, aufregungslüsternen, stets nach Neuem begierigen Handel und Wandel der Städte. Nicht Stadt oder Land, nur Stadt und Land dürfen Teilhaber und Träger unserer Kultur — wie ganz selbstverständlich auch unserer Wirtschaft — sein: ebenbürtige Teilhaber und Träger.

Nicht in dem gleichen Sinn und Maß, aber zu halbem Wege ähnlich ist das Verhältnis der kleinen Stadt und ihrer Bewohner zu der neuen Lebenswertung. Zwischen den Großstädten, insonderheit der größten, und den kleinen Städten hat sich im letzten halben Jahrhundert eine so starke Spannung im Schrittmaß des Lebens heraus-

gestellt, daß auch sie sich wie zwei feindliche Lager gegenüberstehen. In den Bezeugungen, die dieser Gegensatz findet, läuft Weises und Närrisches, Ernst und Torheit bunt durcheinander. Dies sind einfache und unumstößliche Tatsachen, daß in der Hauptstadt des Reiches eine besonders große, auch im Vergleich zu ihrer Einwohnerzahl unverhältnismäßig große Zahl von stark und leidenschaftlich Vorwärtsstrebenden aller Berufe sich zusammenfindet, daß hier neben einem übergroßen Bruchteil von beweglichem Besitz auch so viel Kulturgüter aufgespeichert sind und daß, von ihnen angelockt, selbst von Amt und Fessel Freie sich hier zusammenfinden. Und so erscheint der Bewohner der mittleren, ja schon der großen Städte außerhalb der Hauptstadt als überflügelt und dahintengelassen, wieviel mehr noch der der kleinen. Und es ist gewiß nicht allein der Jargon der Bänkel- und Gassensänger, noch die übliche — übrigens nicht nur Berlin eigentümliche — billige Überhebung hauptstädtischer Mundfertigkeit, die so urteilt. Es hat sich hier wirklich eine Übermacht von Menschen und von Dingen aufgehäuft.

Aber ebenso gewiß ist, daß einer Anschauung, die den Inbegriff heut marktgängiger Modernität ablehnt, in den mittleren, noch eher aber in den kleinen Städten die Voraussetzungen eines in sich geschlossenen starken und vornehmen Lebens weit mehr gegeben erscheinen müssen als in den großen und größten. Noch eine, nach berlinischen Vorstellungen fast unbedeutende Kreisstadt der Mark wirkt mit ihren breiten ruhevollen Straßen und Plätzen, ihren vielen stilechten, alten Häusern wesentlich edler als das grellbunte und marktschreierisch aufgeputzte Gelärm und Getümmel in Berliner Citystraßen. Ein gutes Kleinstadthaus alten Schnittes ist an Geräumigkeit und Haltung ein unvergleichlich viel würdevollerer Wohnsitz als die seltsamen, halb ruhmredig prunkhaften, halb kümmerlich engen Stockwerke, in die sich der Großstädter mit der Geduld einer Kieler Sprotte reihenweis wie in einem Pökelfaß übereinander schichten läßt. Kein Zweifel, wollte man diesen Rahmen mit vollkommener geistiger und seelischer Freiheit ausfüllen, so wäre die hier gegebene Grundlage nicht unzulänglicher, sondern geeigneter für ein ichstarkes Dasein als die Großstadt.

Allerdings, und hierüber tönt aus den kleinen Städten selbst die Klage sehr beweglich her, an dieser Freiheit fehlt es. Zu eng reihen sich hier die Schicksale von Eltern und Kindern, von Geschwistern und Vettern und selbst noch von Nachbarn und Nachbarn nebeneinander, als daß nicht immerfort im Sinne einer wohlgemeinten, aber notwendig durchschnittlichen Überlieferung und Übereinkunft Fesseln und Bande um den Einzelnen, sein Wollen und Wachsen geschlagen würden. Altväterlicher Bürgersinn erklärt, dies geschehe nur, um den Schwachen, den Wankenden zu stützen und auf dem Wege des Rechten zu halten. Eben die Großstadt verschlinge genug Opfer ihrer Zuchtlosigkeit. Aber die Guten, aus denen solche Sorge spricht, vergessen zum ersten — was für Ausnahmen gilt —, daß ihre Einsicht nicht weit genug reicht, um diese Rute überall mit Recht zu schwingen, und zum zweiten — was für die Regel zu sagen ist —, daß für die sehr oft sicher nützliche Wirkung nachbarlichen Rügerechtes zumeist schon ein Hundertstel der aufgewandten Bemühung genügt. Mit anderen Worten: man muß eine im seelischen, im geistigen Sinn freiere Luft in den kleinen Städten schaffen, so werden sie ihre alte, ja noch größere Bedeutung im Gesittungshaushalt unseres Volkes wiedergewinnen.

Für den Einzelnen mag als beste Schutzwehr gelten, daß er in den Jahren junger Empfänglichkeit dort sammle und speichere, wo er reife Frucht findet, damit er als Mann im vollen Reichtum des Geistes und der Sinne sitze. Denn daran ist wenig gelegen, daß ein innerlich Durchbildeter jeden Monat oder gar jede Woche in sich aufnehme, was in den Schaubuden des hauptstädtischen Eitelkeitsmarktes eben wieder mit laut anpreisendem Gerühme als letzter Schrei ausgerufen wird. In der Zukunft, in der unsere Träume reifen werden, wird man ohnehin zu Fest und Feier sich Zeit nehmen und sich Zeiten setzen; man wird Weile haben, sich zu ihnen zu versammeln und wird Kunst und Schau nicht zu einem Nervenkitzel des Augenblicks erniedern. Ganz notwendig aber ist schon jetzt, daß gerade dort, wo Stille und Gefaßtheit den Wirkenden im Grunde viel besser fördern, bei guter Zeit ein reicher Eigenbesitz von ihm aufgesammelt werde, damit er die

große Gunst seiner Lage recht ausnutzen, den kleinen Nachteil von ihr leicht ausgleichen kann.

Für beide aber, für die Landbesitzer wie die Bewohner der ruhevollen kleinen und der minder beunruhigten mittleren Städte gilt dieses: glüht uns Glücklichen, Gegenwärtigen, einer Zukunft Entgegenwartenden, Entgegenstrebenden einmal erst das Leben in röteren Farben, heißeren Flammen wieder auf, so wird es nicht rückständig, nicht zurückgeblieben mehr heißen, sondern vornehm und fördernd zu ihnen zu gehören. Denn nur die toten Mechanismen von heute, die Ämterordnungen, die Berufszwänge und tausend falsche und schiefe Wertungen, die von ihnen stammen, lassen heute uns noch nicht zu uns selber kommen und zu dem hohen und leuchtenden Leben, das alle diese Rangstufen und Wachstumsschranken gar nicht kennt, sondern Wert und Unwert nur nach sich selbst bemißt, nach der Leidenschaft und Stärke, mit der wir ihm dienen, ihm: dem hohen und leuchtenden Leben.

Lösungen

Persönlichkeit

Dies ist Adel und dies ist Zweifel, dies ist Wucht und dies ist Wanken der großen Ziel- und Losungsworte, daß sie so unbegrenzte Sachbezirke umspannen, daß sie Inbegriffe ganzer Schichten, ganzer Ebenen des Lebens, endlich voller Weltanschauungen sein wollen und zuletzt auch sein können. Denn eben weil das Reich der Dinge, das sie überschatten, übergroß ist, sind sie so vieler, so weit auseinander klaffender und schließlich so ganz entgegengesetzter Deutungen fähig. Und da wir sie nie werden missen wollen, sind wir genötigt, dem Sturmlauf dieser brausenden Losungen, so wohl oder übel es uns gelingen mag, an der Krücke begrifflicher Feststellungen nachzueilen.

Persönlichkeit ist eines der Zauberworte dieses königlichen Ranges, so stark und so rätselvoll zugleich, daß wir der kindlichen Einfalt und Frömmigkeit der Morgenzeiten der Menschheit gedenken, die noch an Kraft und Gewicht des Wortklanges selbst im tiefsten glaubten, mit ihm das fliehende Wild zu bannen, den heranstürmenden Feind zu lähmen gedachten. Und unentbehrlich ist es uns heute als Banner und Feldgeschrei gegen eine ganze Zeit und ihren Wahn von dem alleinigen Recht und der alleinigen Kraft von Masse und Genossenschaft. Nie werden wir vermögen, es eindeutig und einfach zu machen, aber dies sind wir unserem Kampfe, unserem Siege schuldig, daß wir die ärgerlichsten Mißdeutungen und die häßlichsten Nebenvorstellungen, die sich dieser Losung angeheftet haben, von ihr mit scharfem Schnitte trennen.

Rat, Auskunft sucht, wer dem Sinne dieses proteischen Wortes nachforscht, zuerst bei der Wissenschaft, die sich, nicht lange freilich, dieser Dinge und Begriffe bemächtigt hat, bei der Gesellschaftslehre, die sich ihren Zielen und ihren Ausgangspunkten nach fast mit dem gleichen Recht Persönlichkeitslehre nennen könnte. Aber gerade sie wird ihm nicht nur mit leeren Händen, nein, auch mit neuen Zweifeln

entgegenkommen. So seltsam es anmutet: alle unsere Vorstellungen von den an sich weit zusammengesetzteren Gesellschaftsgebilden, von Familie, Stand, Klasse und allen Körperschaften sind begrifflich klarer und fester als die von der Persönlichkeit, die doch die Einheit, das Atom für alle jene Gebilde darstellt. Das ist nur möglich, weil jene den Begriff Persönlichkeit als einen vorläufig gegebenen handhaben. Er selbst bleibt im Dunkel. So sicher gestellt er durch die physiologische Einheit des Körpers erscheint, so schwankend wird er, sobald der Bezirk der seelischen und insonderheit der gesellschaftsseelischen Erscheinungen, auf den es doch allein ankommt, in Betracht gezogen wird. Unser ungreifbares Ich ist nicht entfernt so bestimmt in eine Haut, die es von aller Außenwelt trennt, eingenäht wie unser Leib. Dieses zweite Ich ist von seinen ersten Anfängen an von so vielen, so mächtigen Strömen der leisesten und der gewaltigsten Einwirkungen durchflossen, daß uns um die Möglichkeit, es abzugrenzen gegen Um- und Außenwelt, desto banger wird, je tiefer wir dieser Abgrenzbarkeit nachforschen, ja daß wir zuletzt Gefahr laufen, an der Fürsichheit dieses Ichs in irgendeinem festen Sinne irre zu werden.

Hier ist noch unsäglich viel Arbeit zu tun, nach meinen Begriffen vorzüglich viel geschichtliche, seelengeschichtliche Arbeit: ich glaube, daß erst aus der Erkenntnis des Entstehens der Persönlichkeit, denn auch sie und gerade sie ist ein geschichtlich Gewachsenes, Gewordenes, ihr rechter Begriff emporwachsen wird. Schon damit aber ist gesagt, daß die andere Wissenschaft, die der Rat Suchende etwa angehen könnte, die Geschichtsforschung, noch fast ebensowenig imstande ist, ihn zu erteilen. Wohl trachtet sie heute schon hier und da danach, gerade das Verhältnis zwischen Persönlichkeit und Gemeinschaft zum Mittel- und Brennpunkt ihrer letzten Fragen zu machen, ja sie versucht die Lebensalter der Völker, der Menschheit nach den Graden und Stufen dieses Verhältnisses einzuteilen und abzugrenzen, aber sie kann für heute doch nicht anders, als hier roh erfahrungswissenschaftlich zu verfahren. Sie bemißt den Einfluß, den der Einzelne auf die Genossenschaft, die Gesamtheit auf den Einzelnen ausgeströmt hat, aber eine feste Gesamtanschauung des Verhältnisses zwischen

dem Einzelnen und der Menge wird immer nur das Ziel, nie den Ausgangspunkt ihres Forschens bilden dürfen. Nur das wird heute schon gesagt werden dürfen, daß die plump-eindeutigen Behauptungen, die alle Materialismen und alle Kollektivismen in diesem Betracht aufgestellt haben, sich schon durch ihr gewalttätiges Zustandekommen als das Gegenteil freier und besonnener Wissenschaft kennzeichnen. Ebenso zweckwidrig aber wäre es, ihnen ein ähnlich einseitiges Dogma von der Alleinherrschaft des Einzelnen in der Geschichte entgegenzustellen, wie etwa Treitschkes nur in seinem Munde richtige Losung: Männer machen die Geschichte. Denn so viel läßt sich schon heute auch bei aller Vorsicht sagen: die Formeln, zu denen man hier vielleicht einmal gelangen wird als zu einem Endergebnis, werden von unsäglicher Zusammengesetztheit, Bedingtheit und — für die einzelnen Bezirke des handelnden, wie des geistigens Schaffens — Verschiedenheit sein.

Aber was fragt das rotwangige, bluterfüllte Leben nach der Reife oder Unreife der Früchte am Baum der Erkenntnis? Es will von unserem Geschlecht, daß es sich wieder auf Recht und Zucht und Pflege des Einzelnen besinne. Und da ruft es nach raschen Losungen und, wenn es sein muß, gewaltsamen Losungen. Was ist euch Persönlichkeit? so fragt es uns dringend, nicht: Was ist für irgendeine angeblich ewige, in Wahrheit endliche Erkenntnis zukünftiger Forscher Persönlichkeit?

Drei Worte seien zur Antwort gesagt: Persönlichkeit ist Kraft, Persönlichkeit ist Zucht, Persönlichkeit ist Adel.

Wenn Persönlichkeit Kraft ist, so soll damit eine Forderung erhoben, aber auch eine Schranke errichtet werdeu. Kein Zweifel, an sich schließt nicht Wort, nicht Begriff diese Schranke in sich ein. Persönlichkeit im weiteren Sinne muß schon dem Tier zuerkannt werden. Das Fürsichsein eines lebendigen Wesens genügt dieser lockersten Begrenzung des Begriffs. Aber das gleiche Wort muß als Losung einen sehr viel engeren Sinn erhalten. In den Stufungen der Geschichte und noch heute in den Stufungen der Befähigung und Ausrüstung des Einzelnen führt eine lange Reihe von Staffeln von dem untersten Grade unausgeprägter, gattungsmäßiger, vertretbarer

Beschaffenheit des Einzelmenschen bis zu den Höhen letzter, feinster und schlechthin einzigartiger Ausbildung der Persönlichkeit.

Die volle Wahrheit ist, daß diese Staffeln in unendlicher, nie unterbrochener, fort und fort ineinander übergreifender Folge sich aufwärts stufen, und daß, ob sie gleich mit ihrer Reihe hilflose Armut und blendenden Reichtum, kümmerliche Schwäche und höchste Kraft des Menschentums verbinden, sie nirgends eine Kluft unüberbrückt lassen, die eine unmißverständliche, unzweideutige Teilung erforderte. Aber solche Teilung lehrmäßig festzustellen, dem Leben vorwegzunehmen, ist auch an sich ebenso überflüssig, wie es kaum möglich sein würde. Die tausend Forderungen, die tausend mal tausend Wirkungsweisen des Lebens werden diese Scheidung auf eine sehr bunte, sehr mannigfaltige und zum Glück sehr ungleiche Art vollziehen. Sie werden Übergänge, Zwischenstufen bestehen lassen, sie werden bedingte und noch bedrohte Anfänge der Stärke den Reigen der Formen der wahren Persönlichkeit eröffnen, sie werden mittlere, aber noch enge folgen, die kraftvollsten erst den Beschluß machen lassen.

Aber alles dies kann niemals in Frage stellen, daß nur die Starken im Vollbesitz dessen sind, was im hohen, betonten Sinn Persönlichkeit bedeutet. Und es heißt einen Mißbrauch mit diesem Losungs- und Schicksalswort treiben, wenn die Demokratie oder gar der Sozialismus es für die zahllosen Schwachen in Anspruch nimmt, wie heut schon oft geschieht und wie mit steigender Erkenntnis von dem Werte dieses Lebensgutes noch viel öfter geschehen wird. Viele wohlmeinende und dennoch irrige Meinungen laufen hier mit unter: Persönlichkeit ist nicht gleich Willensbildung und Willenszucht, in ihr können auch die geistig Armen hohe Grade erlangen, Persönlichkeit kann immer nur den Gesamtbesitz des Einzelmenschen umfassen und also Reichtum des Willens und des Fühlens und der Vorstellungskraft und des Verstandes bedeuten. Nach tausend verschiedenen Richtungen und sehr einseitig kann sich dieser Gesamtbesitz an Kräften des höheren Menschentums entfalten und auswirken, er kann die eine von ihnen unvergleichlich viel mehr heraustreiben als die andere, er kann die eine bevorzugte auch nur für eine von ihren sehr zahlreichen verschiedenen Anwendungs-

möglichkeiten und Anwendungsformen ausbilden, aber ein Mindestmaß von Reichtum an allen diesen Kräften ist die Voraussetzung für jede dieser Entwicklungen und damit für Besitz und Auswirkung dessen, was im Sinne unserer Gesellschaftsordnung allein Persönlichkeit heißen soll und heißen darf.

Wie unser aller Königin, das Leben, herrscherlich über uns und diesen unseren Besitz verfügt, das steht in seiner, steht zu einem kleinen Teil in unserer Hand. Ob von einem Manne harte Tat oder zartes Gebild strahlt, ob eine Frau ihren Nahen zum quillenden, nährenden Garten der Kraft wird oder ob sie nach Mannes Art eigene Werte schafft, dies alles ist ein Zweites, Späteres. Aber nur der, von dem großes Wirken, größere Kraft strömt, hat Anspruch auf diesen höchsten, diesen menschlichsten der Ehrentitel: auf das, was mehr noch Amt und Sendung ist, denn Eigenschaft und Möglichkeit, was immer nur nach Wirkung und Erfolg, nie nach vorhandenen, aber unentfalteten und unbewährten Fähigkeiten und Gaben abgeschätzt werden kann: auf unser reichstes, unser unzerstörbarstes Gut: Persönlichkeit.

Persönlichkeit als Kraft

Persönlichkeit soll Kraft und kann deshalb nie Gut der Schwachen und der Mittleren sein. Aber auch Kraft ist ein viel zu weit gespanntes und zugleich ein allzu einseitiges Wort, als daß es nicht noch der genauesten Deutung bedürfte. Kraft hat einen Beiklang von Plumpheit, von nur brüsker Gewalt. Stark aber ist nur die treibende Kraft, die Feder im Uhrwerk: die Werkzeuge jedoch können, unsäglich mannigfaltig wie sie sind, von letzter Feinheit und Biegsamkeit ebensowohl wie von äußerster Stoßkraft sein.

Nie wollen, so oft auch meine Gedanken diese Bahnen laufen, sie von dem einen Gleichnis lassen: alle nehmenden, alle gebenden, alle schauenden, alle formenden, alle spaltenden, alle bauenden Fähigkeiten der Menschen, so gut wie all ihr Herrschen und Befehlen, ihr Überreden und Verführen ist das hundertförmig, tausendfältig Ge-

wirkte einer einzigen Grundkraft. Und wenn Stärke die erste Bedingung der Persönlichkeit genannt sein soll, so ist es nur die Stärke dieser Grundkraft, die das Wort meint. Ein elektrischer Beweger treibt heute eine Überzahl von Maschinen und Maschinenteilen in einer Werkzeugfabrik: er verteilt sich in unübersehbar viele Gestalten und Kraftwirkungen: aber daß sie alle drehen und stoßen, feilen und höhlen, bohren und hobeln, glätten und raspeln, schneiden und hämmern, glühen und löten, dies und hunderterlei anderes Tun geht nur von der einen, einzigen Kraft aus. Aber dies Gleichnis verblaßt, verschwindet neben dem, was alles die Kraft des lebendigen Lebens in uns, aus uns wirkt.

Stark genug ist der Gegensatz der Formen, die die Kraft im Menschen annimmt, schon innerhalb der Grenzen eines Tätigkeitsbezirks. In dem hallenden Befehlsschrei des Führers wird sie laut, der das Knattern der Salven, das Dröhnen der Geschütze im Lärm der Schlacht übertönt, der eine stürmende Schar von Kriegern vorwärts reißt, dorthin, wo Tod und Jammer der Verwundung ihrer wartet. Aber sie ist ebensosehr, ja vielleicht noch gewisser mächtig in dem weisenden Finger des Feldherrn, der, fern vom Gewühl des Kampfes, die Heersäulen hierhin und dorthin richtet, in dem leidenschaftslosen, mit halber Stimme erteilten kurzen Befehl des Lenkers der Schlacht, in dem stummen Strich seines Stiftes, der eine Linie in ein Kartenblatt setzt und mit ihr das Schicksal von tausend Menschenleben und das Glück eines Reiches entscheidet. In den Verhandlungen der Staatsmänner kann Kraft sein, gilt es, den Gegner mit Drohung und grobem Anherrschen irre zu machen, zu schwächen; größer ist die Stärke dessen, der mit ruhevoller Stimme seine Gründe einen nach dem anderen entwickelt, und am stärksten vielleicht der, der unter einem Lächeln und wie spielerisch in einem Nebensatz das entscheidende Wort einer langen Unterredung fallen läßt. Verhaltene Kraft ist größer als entbundene Kraft, denn einen Teil von Anspannung verbraucht sie schon auf die eigene Zügelung. Um eine Mandel Eier auf dem Wochenmarkt, um einen getragenen Rock beim Trödler wird mit Jammer und Geschrei eine halbe Stunde gehandelt, und in den Konferenzzimmern der Großbanken vollziehen sich Verhandlungen über Werte, die den Einkünften

eines Herzogtums entsprechen, in wenigen Minuten und nach wenigen leisen höflichen Reden und Gegenreden. Ein stumm erstaunter voller Blick, das Zehntel einer Sekunde füllend, kann die Entscheidung herbeiführen: in diesem Blick ist die Kraft, jene eine, letzte Kraft.

Jene unvergleichlich braven und unvergleichlich lähmenden Frauen, die den Geistigen unter den Männern die großen wie die kleinen Werte des Lebens mit ihren siebzehntausend, laut und dröhnend vorgetragenen Selbstverständlichkeiten schmälen und verringern, erklären wohl, wenn sie dem abgewogenen Redestreit geistig reicher und geistig beherrschter Männer zugehört haben: ich war sehr ungeduldig, denn das einzig Richtige, das so nahe lag, habt ihr nie gesagt, und ich sah es doch nach fünf Minuten. Die Guten wissen wenig davon, daß auch geistiger Adel verpflichtet und daß es unmöglich ist, die elf einfachsten Lösungen einer Frage zu erörtern, wenn erst die zwölfte einen Reiz gewährt. Deshalb breitet sich über Rede und Gegenrede der Geistigen das Schimmerspiel der karg bemessenen, streng begrenzten Wirkungen, und sie, die freilich nicht nach Weise der handelnden Männer unserer Zeit am Worte sparen, da sie in seinem wogenden Überfluß zu schwimmen lieben, verhalten doch gerade hier, wo sie einmal wirken, nicht nur formen wollen, die starken Betonungen, meiden die grellen Farben, die allzu hellen Lichter. Und gerade dann geht von ihnen Kraft aus.

Gegen das Dichten und Trachten der Werktätigen, der Männer von Staat und Gewerbe, hebt sich ohnehin alles Forschen, alles Bilden durch seine Leisheit, sein stilles Warten, seine unvergleichlich zartere Vielgliedrigkeit ab. Ein Bild, ein Gedicht spricht kaum: komm, sondern nur: ich warte, bis es dir gefällt, dich von mir beschenken zu lassen. So wenigstens tun die Meister, und man wird sagen dürfen: es ist ein Kennzeichen der Besten, daß sie noch Schleier und Maske nehmen, um auch diesen Ruf zu dämpfen, ihn nur den feinen Gehören vernehmbar zu machen. Die Forschung aber ist an sich noch keuscher als die Kunst, sie will nicht einmal gefallen, sie will nur die stillste Gabe reichen, die Frucht vom Baum der Erkenntnis, die herbste und vielleicht doch die, die allein unserem Gaumen durch alle Dauer

unserer Tage nie schal, nie unschmackhaft wird. Auch liegt noch ein größerer Stolz der Selbstgenügsamkeit im Werk des Forschers als in dem des Bildners. Das denkende Ich hat an sich nicht die Gebärde des Lehrenden. Es will zu seinem Ziele kommen, gleichviel ob andere ihm folgen oder nicht. Der echte Forscher schreibt alle seine Werke im Grunde für sich selbst. Der Künstler aber? Er ist nicht zu denken, ohne daß er ladend und lockend auf die Anderen schaut.

Eines aber ist Allen gemein: den Denkenden und Dichtenden, den Schauenden wie den Handelnden, daß Kraft von ihnen geht. Und man denke nicht, daß sie allein sich in der Meisterschaft ihres Wirkens hier, ihres Werkes dort ausgebe. Gewiß, das ist die eine tausendfältige Form, die sie annimmt: Kraft gewandt auf die Vollendung des Trachtens, sei es Tat gegen das Leben gewandt, sei es Gebild, im Geist geboren. Kraft, die als Wille, als Verstand, als Einbildung wirkt. Aber sie bleibt auch Kraft im engeren Wortverstand: immer will sie zwingen, herrschen, unterwerfen. In allen Männern des Handelns, des Lehrens will sie es laut und unverhohlen: im Krieger, im Staatsmann, im Erzieher, und noch im Landwirt, im Kaufmann, im Herrn des Gewerbes. In allen will die Kraft zu Macht gelangen: zu Macht als Zwang, zu Macht als Gewalt, zu Macht als Reichtum. Aber so still und leis ihr auch dahinfahrt, ihr Schauenden, ihr Geistigen: auch ihr wollt herrschen, ihr Priester, die ihr unter eurer Demut nur mühsam und unvollkommen euren gebietenden Sinn versteckt, ihr Künstler, die ihr den Andern das Gesetz eurer Schönheit auferlegen wollt, und die ihr, wenn euer Ehrgeiz hoch strebt, dem Leben und den Lebenden selbst diese eure Schönheit aufprägen, einverleiben wollt, die ihr die Menschen nicht zu Bewunderern eurer Werke nur, nein, zu Nachahmern eurer Gebärde machen wollt. Und endlich ihr Stillsten selbst, ihr Meister des Gedankens, eben weil ihr so selbstgenügsam nur eure eigenen Wege zu gehen scheint, zwingt ihr am stärksten die von ferne schauen in eure Bahn. Ihr macht sie zuerst zu Schülern eurer Lehre nur, aber indem ihr sie noch zu unterrichten scheint, flüstert ihr ihnen in das Ohr, nein tiefer, in die Seele, wohin sie ihren Weg zu richten haben und welchen Zielen

ihr Fuß entgegenlaufen soll. Ein Bild der Welt, die war, die ist, wollt ihr geben, so sagtet ihr noch eben, und schon entwerft ihr ein neues, höheres Bild der Welt, die sein wird, und ruft den Anderen das Wort zu, das euren Herrscherwillen unverhüllt ausruft: Ihr sollt! Und wer euch zutiefst in das Herz schaut, weiß, daß immer schon, auch da ihr noch zu schildern dachtet, dieser Wille euch, ohne daß ihr es wußtet, lenkte.

Die Zahl der Unterschiede zwischen Tat und Gebild, zwischen Handelndem und Schauendem, ist Legion, vornehmlich das Schrittmaß der Tat ist anders als das des Gebildes: es ist ungestümer, in jedem Sinne rascher. Aber so auch die Wirkung: das Gebild bedeutet an sich Dauer, Verewigung des geistigen Wirkens. Das Gebild ist ein zweites Ich, ein neues Wesen, das der Schauende aus sich heraussetzt: stärker als er selbst, insofern es ihn selbst zwingt, es, das Werk, ihn, den Wirkenden, hurtiger noch als er, insofern es tausend Füße hat, zu Anderen zu eilen, eiserner als er, denn es kann ihn um Jahrzehnte, Jahrhunderte, Jahrtausende überdauern. Die Tat aber ist unermeßlich viel jäher, lauter, stärker im Augenblick, sie vermag auch sich selbst zu überleben, insofern sie das Leben, ja die Menschen selbst für die Dauer ummodelt, aber ihr Wesen ist unvergleichlich viel dahineilender, augenblicklicher und also vergänglicher als das Werk des Geistes.

In diesen tausend Formen und über allen Abgrund zwischen Tat und Geist hinweg ist eines Sinn und Gepräg des Wirkenden, daß er Kraft ausschickt, Kraft, die ihr Tun gestalten, und Kraft, die das Gebot ihres Tuns mächtig machen will. Und noch war von einem stillsten, tiefsten Tun nicht die Rede: das doch erst das Bild rund und voll macht: vom Tun der Frau. Nicht der Frau, die den Mann nachahmt, sondern von der Frau, die ihres Geschlechtes rechter Sendung nicht die Treue versagt und ihr keinen Bruchteil ihres Seins entfremdet: von der Frau, die dem Manne, der seines Wirkens, seines Wesens Baum in sie gepflanzt hat, Garten und nährender, quillender Boden ist, die neue Schößlinge trägt und die ihres Schoßes Sprossen nährt und baut und baut, bis auch sie zu Bäumen gewachsen sind.

Alle Tat, alles Gebild der Schaffenden ist gewirkt von Kraft, von der Kraft, die allein Besitz, Geheimnis, Vermögen der Persönlichkeit ist. Denn alles, was wir Sache, Entwicklung, Erbgut des Geistes oder der Menschenbildung nennen, ist auch nur wieder zu Ding gefrorene, erstarrte Kraft, Ichtum, Persönlichkeit. Und nur einen Gradmesser kann es hier geben: das Maß des Neuen, das dem Werke des Schöpferischen, das seinem Urheber zukommt. Die Tat der Frauen aber am Gatten und am Kind, so wird man einwenden, sei nicht in diesem Sinne schöpferisch, könne es nicht sein. Ich leugne das. Genau wie für den schaffenden Mann und die seltenen Frauen, die ihm hierin nachzuahmen vermögen, so gilt auch hier das Wort: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Wird noch einmal, nach Jahrzehnten, möglich sein, die Geschichte der Frau zu schreiben, so wird sie vorzüglich eine Geschichte der großen Mütter, der großen Gattinnen sein müssen. Und dies heißt zumeist nichts anderes als die Geschichte der Mütter, der Frauen von großen Menschen. Oder winken sie nicht heute schon, die Gestalten um unseren höchsten Menschen: jene edle süße Verlassene, die im Himmel seiner Dichtung Gretchen hieß und auf Erden Friederike genannt wurde, die Gattin sein wollte und nicht werden konnte, und Charlotte, die nicht Gattin heißen durfte und es doch im Geist eine selige Zeit lang war, viel mehr als die Andere, die es nur den Sinnen und dem Namen nach war, und vor allem die Eine, Ungebrochene, die Namen, Amt und Sendung in sich vereinte, Frau Aja, die immer ein frohes Kind und doch aller Mütter Mutter war. Ihr Rang und Wert der Persönlichkeit absprechen, das hieße wahrlich Goethes selber spotten. Diese Würde kommt ihr und allen Frauen zu, die ihr gleich und nahe waren. Von den Gattinnen der Hohen aber gilt zu Recht das Bekenntnis, das ein Dichter dieser Tage seinem Weibe zusang, als nicht ihre Leiber, nein, ihre Geister miteinander Brautnacht feierten:

Stunde höhrer Weihe hat geschlagen,
Macht von Mächten, Kräfte von der Kraft
Fließen in mich, Kind, das ich getragen,
Heller glüht es, heißer ich, der schafft.

Persönlichkeit als Zucht

Schon wer erklärt, daß Persönlichkeit Kraft sei, sagt damit, daß Persönlichkeit auch Zucht sein müsse. Denn wohl ist Kraft zuerst und zuletzt das Strömen aus den unteren Tiefen, aber diesem Quell ist auferlegt, was keinem anderen Borne zugemutet wird, daß er sich Bord und Fassung und schließlich das Brunnenhaus selber baue. Und dies ist wörtlich zu verstehen; denn eben das höhere Sein der Persönlichkeit bedingt ihre Ausnahmestellung nicht allein in Absicht auf ihr Tun und ihr Recht, sondern mehr noch im Hinblick auf ihre Gefahr. Mit anderen Worten, die Persönlichkeit bedroht sich, bedroht Andere, so wie jede Naturkraft sich, Andere bedroht, und das eben, weil Persönlichkeit zuerst Naturkraft ist.

Kein Zweifel, ein Überstarker wird überstarker Zügelungen bedürfen, wird einen übergroßen Bruchteil seiner Kraft gegen sein Selbst wenden müssen, damit er es erhalte, mehr, damit er sein Schaffen ermögliche. Wie das geschehen soll, dafür halten die meisten berufsmäßigen Sittenlehrer, geistliche und weltliche, das lange, schon für die Regelmenschen viel zu lange Register ihrer üblichen Vorschriften bereit: gleich ausgezeichnet durch die Selbstverständlichkeit wie durch die Unwirksamkeit ihrer Weisungen. Ich kenne Lehrgebäude der Sittlichkeit, deren Verfasser den Typus eines Dorfpredigers im Lande Bütow und aller seiner Welterfahrenheit darstellen, und deren Gebote etwa die Geisteshöhe und die tiefbohrende Differenziertheit des Spruches „Tue Recht und scheue niemand" innehalten.

Es bleibe ungeleugnet, daß auch mit diesen Hilfsmitteln die Einfachen unter den Starken weite Wege gut durchlaufen haben. Aber man wird jenen Trefflichen nicht unrecht tun, wenn man ihre Erziehungskunst ununterschieden und nicht unterscheidend schilt.

Auch die Sittlichkeit, freilich nicht nur die unserer Tage, leidet an dem Wahn, daß Gleichheit, hier Gleichheit der Vorschrift, Gerechtigkeit bedeute, da sie doch viel öfter härteste Ungerechtigkeit ist. Es ist nicht einmal vernünftig, geschweige denn lebensrichtig, daß man einem stürmenden, stürzenden Wildbach zwar gestatten will, mit seiner Ur-

kraft die Räder eines schaffenden Triebwerks zu bewegen, zugleich ihm aber gebietet, da, wo er nicht in diesen seinen Beruf eingespannt ist, in seinem Eigenleben also, fein säuberlich daherzufließen wie ein Kanal zum Zuidersee, ohne auch nur einem Wanderer den Fuß zu netzen. Das letzte Ziel kann nur sein, daß der Starke auch hierin seine Stärke bewähre, und daß er über sein Leben die Tafel seines eigenen Gesetzes hänge. Nur daß dabei zwei Mißverständnissen entgegengetreten werde, mögen sie sich in feinem oder grobem Gewande geben. Das erste ist dieses, dem man am häufigsten begegnen wird: eigenes Gesetz sei Gesetzwidrigkeit. Dem ist nicht so. Es wird in der überwiegenden Masse seines Gehalts nicht Bruch mit der Überlieferung und mit den Übereinkünften der allgemeinen Sittenlehre bedeuten. Denn da der Starke, auch hierin bevorrechtigt, mit viel tieferen und viel saugkräftigeren Wurzeln in dem Boden seiner Um- und Vorwelt steht, so fließen ihm aus ihr auch reichere Säfte, vollere Kräfte zu. Er wird sich ihr trotz aller Herrscherlichkeit seines Wollens in vielen, in den meisten Stücken rückhaltloser hingeben als viele unsicher schwankende Schwächere. Er wird, schon aus der Sparsamkeit haushälterischer Lebenskunst nur da Abtrünniger, Rebell werden, wo sein Tiefstes in Gefahr ist: sein Schaffen und sein Ich.

Und gegen den zweiten hier möglichen Irrtum: eigenes Gesetz ist nicht Gesetzlosigkeit. Das eigene Gesetz kann strenger, herber sein als das des Herkommens und der Übereinkunft. Wohl ist es freier, biegsamer als das seit Jahrtausenden für die Tausende geschriebene. Der wenigstens würde zum Pedanten und Schädiger an sich selber, der es aufzeichnen oder auch nur in feste unabänderliche Regeln bringen wollte. Kann denn in Wahrheit ein Dreißiger oder gar ein Zwanziger bestimmen, was für ihn, den Vierziger, gültig sein soll? (Woraus man die innere Schwierigkeit aller Versprechungen, die ein zukünftiges Handeln, Verhalten oder gar Gesinntsein in sich schließen, z. B. aller Eheversprechen, abzuleiten vermöchte.) Es können vielmehr nur die stets im Flusse befindlichen Summen seiner erlebten Erfahrungen und sein ebenso stetig sich wandelndes Gesamtich es sein, die sein Entschließen bestimmen, richten, regeln. Aber eben der Stärkste wird aus

diesen beiden Quellen nicht die laxesten, die dehn- und deutbarsten, sondern die bestimmtesten, die schärfsten Ratschläge schöpfen.

Denn dies ist das Zeichen, unter das alles Tun und Trachten des Starken, das ist des Schöpferischen, gestellt ist: er ist der Träger, und das heißt nichts anderes als der Diener seiner Sendung. Und sie wird ihm vielleicht mehr lässiges Gelüst und fieberschwüle Leidenschaft versagen, als irgendein noch so hartes Gebot überlieferter Sittlichkeiten. Nur daß ihren Verboten nichts anklebt von den mühsamen und erniedrigenden Nebenbegriffen von Pflicht, Versagung und Arbeit, die Worte immer in ihrem dumpfen Knechtsinn verstanden. In Freude das Tagwerk seiner Hände tun: es mag kein besseres Geleit, keinen sichereren Schutz gegen die lauernden Mächte zerstörerischer Lust geben. Doch freilich es tritt als Anwalt des Lebens, das immerdar danach trachtet, seiner selbst im Spiegel seiner Lust zu genießen, gegen das Ich des Schaffenden sein nur-menschliches Ich (für ihn fast nur das andere, das zweite Ich) in die Schranken und kämpft mit jenem ersten den immer neuen Kampf zwischen dem Werk und dem Wirkenden.

Was für den Spießbürger, den ungebildeten wie noch mehr den gebildeten, zu einem höchst subalternen Zwist zwischen Arbeit und Begehrlichkeit, Pflicht und Gelüst wird, kann in der Seele des großen Starken zum innersten und wichtigsten Zwiespalt, zu tragischer Verwirrung und zum Keim schmerzhaften Verfehlens höchster Ämter, letzter Befehle werden, kann die Abmessungen eines heldischen Kampfes annehmen und wird jenem doch immer unbegreiflich bleiben, weil er das Große stets mit dem Stab der eigenen angeblich ähnlichen Kleinheit mißt. Wieviel das Sein wert ist gegen das Werk, das gelebte Leben gegen die getane Tat: das ist hier der Kern der Frage. Und schlimmer noch, wenn sie der Große sich selbst nicht stellt. Er handelt dann noch ärger als jene Braven, die sich von der Laune ihres zufälligen Erlebens das Beste, was sie besitzen, Zeit und Kraft, nehmen lassen, die als Künstler etwa heute diesen, morgen jenen Gelegenheitsauftrag, als Forscher heute eine Gedenkschrift, morgen ein unnützes Gelegenheitswerk und übermorgen ein noch unnützeres Verlegerbuch sich auftragen lassen, und vor allen Aufgaben nie zu einer Aufgabe,

einer eigenen selbstgewählten nämlich, kommen. Der Stärkste, und gerade er, muß am leidvollsten Wahl und Kampf zwischen Ichgestaltung und Ichauswirkung, zwischen Leben und Wirken ausfechten, genau wie er am hingegebensten die Wahlen zwischen seinen Möglichkeiten wird austragen, ausleben und oft ausleiden müssen. Selbst der von Göttern und Menschen Beneidete findet hier das Ende seiner Leichtigkeit, selbst Goethe hat diese Kämpfe kämpfen müssen — und ob selbst er immer den Sieg der rechten Partei zugesprochen hat, wer will, wer darf es sagen.

Schon um dieser Zwiste, Kämpfe, Fährden willen ist die königliche Freiheit, die dem Stärksten als Gesetzgeber seiner selbst zugesprochen werden muß, das Gegenteil der lustbaren Zügellosigkeit, als die sie dem Kleinen und dem Mittleren leicht erscheinen mag. Überhaupt der Gegensatz zwischen Ich und Sache, zwischen den Einzelnen und der Gesamtheit, an den sich die Anhänger absoluter Sittlichkeit immer klammern werden, ist in dieser letzten Ausgipfelung des Ausmaßes und Ranges einzelmenschlicher Kraft fast aufgehoben. Nur nicht, wie unsere guten Altruisten — recht eigentlich die Sozialisten und Demokraten im Reiche der Moral — wähnen, zugunsten von Sache und Gesamtheit. Das Entscheiden des sehr großen Menschen über sein persönlichstes Erleben — man denke etwa Shakespeares über eine zu schließende Ehe oder auch, tiefer in den Alltag des Lebens gegriffen, der hier kein Alltag ist, über eine lustige Nacht, von der ja abhängen konnte, ob das Selbstgespräch Hamlets so groß wurde wie es geworden ist — ist etwas so Schicksalhaftes, für ein Volk, für die Menschheit so Verhängnisschweres, daß es zu einer Sache von allgemeiner Wichtigkeit, also gewiß zur Sache überhaupt wird. Und dennoch ist hier nun nicht die Folgerung, wie unsere neunmalweisen Sozialethiker meinen würden, daß ein so schicksalsschwangeres Leben eben unter die schärfsten Gebote allgemeiner Sittlichkeit gestellt werden müsse, sondern ganz im Gegenteil, daß der Herr über das Königreich, das Kaisertum Shakespeare allein, er der Speerschüttler selbst, er und kein Anderer ein Recht hat, diesem Reich Gesetze oder Gebote zu geben. Vielleicht daß auch er das Rechte verfehlt, aber jeder Ge-

ringere und erst recht jede Gesamtheit würde weit eher die Wahrscheinlichkeit, die Gesamtheit vermutlich die Sicherheit des Fehlens für sich haben. Wo also die heute so überaus hilfs- und sprechbereiten Anwälte aller Massenkultur und aller Massensittlichkeit mit polizistenhaftem Ernst am ehesten von der Notwendigkeit des Einschreitens der allgemeinen Sittlichkeit, also von einem Sieg der Sache über das Ich fabeln würden, da feiert in Wahrheit der Einzelne seinen höchsten Triumph über die Gesamtheit und alle ihre Sitten- und Massenlehren. Sein Willkürlichstes, Menschlichstes wird so unermeßlich wichtig für Volk, Menschheit, Alle, daß er durch sein Entscheiden in Wahrheit nicht nur sich sondern auch ihr, der Menschheit, das Gesetz auflegt. Während, wenn das Unmögliche möglich gemacht würde, wenn er dem allgemeinen Sittengesetz unterworfen werden sollte, sein Handeln in einem Grade gefesselt werden müßte, den sich noch der nichtigste Bierbürger nicht auferlegen lassen würde. Ob ein Gedicht entstand, das durch tausend Jahre tausendmaltausenden von Menschen Freude bringen oder, tiefer, ihnen das Leben umbiegen kann, war doch in Wahrheit davon abhängig, ob eine Stunde Goethes einer verliebten Laune untertan blieb oder nicht!

Nie werden die Kärrner es dahin bringen, den Königen das Gesetz aufzuerlegen. Sie Alle würden zusammenbrechen unter der Last von Zucht, die diese Könige sich selbst abnötigen, abnötigen müssen, da sie die Krone ja verlieren müßten ohne diese Zucht, die freilich nur die ihre sein darf und kann.

Dies ist das Selbstverständliche, daß von der Höhe dieser Menschheitsthrone eine lange tausendstufige Leiter von immer neuen Mischungen von freier und gesetzter Zucht herableiten muß. Für sie kann hier nur die allgemeine Regel angegeben werden: je geringer der Grad an Eigenkraft, desto nützlicher, desto notwendiger wird es dem Einzelnen von immer noch einiger Stärke sein, das Gesetz, das er sich zu finden und sich zu setzen nicht mehr Kraft genug hat, zu leihen von der allgemeinen Sittlichkeit. Und der gute Instinkt des Lebens wird die tausendfache Mischung tausendfach richtig treffen: wo nicht, fällt der zum Opfer, der seinem Ich oder seinem Werk zu viel oder zu wenig

nahm, den allgemeinen Gesetzen zu wenig oder zu viel gab. Den Niederen aber, will sagen den Schwächsten, wird die völlige Unterwerfung unter die allgemeine Zucht immer zufallen müssen. Denn eben die Freiheit, sich Zucht aufzuerlegen, die Freiheit also, sich nach eigenem Ermessen Freiheit zu versagen, wird man ihnen nie gewähren dürfen.

Und noch eines, ihr trefflichen Altruisten, sei zu eurer Beruhigung in euer ängstliches Ohr geflüstert, da ihr sonst in Sorge vergehen könntet, es möchte der Menschheit zu wenig und dem Menschen zu viel gegeben werden. Zwei ungeschriebene Sittengesetze sind, welche ich für die obersten halte: sie wird auch der Größte, Stärkste, Wildeste achten oder unter ihrem Bruche leiden, selbst zerbrechen müssen. Das eine lautet, und es wird euch stets mißfallen: du sollst dein eigenes Sein und Wachsen hüten, pflegen, fördern, soviel du nur weißt und vermagst. Das andere aber wird bessere Gnade vor euch finden: du sollst nicht fremdes Sein und Wachsen stören noch zerstören. Diese beiden Gebote aber, auch das zweite, hat kein Gesetzgeber und kein Gottesdiener ausgesprochen, sondern die Stimme unseres höchsten Richters, Königs und Erdengottes, des Lebens, ruft sie uns täglich, stündlich zu, einmal flüsternd leise in den Entschließungen unserer stillsten Stunden, dann im Donnerhall des schwersten Schicksals. Und der beiden Gebote letzter Grund und letzter Ursache ist die gleiche: das höchste Gesetz des Lebens ist das Leben selbst.

Persönlichkeit als Adel

Kraft der Persönlichkeit: ihr Vermögen; Zucht der Persönlichkeit: ihre Pflicht; Adel der Persönlichkeit: ihr Recht. Was heißt Adel? Führer sein. Was heißt vornehm sein? Das Vorrecht haben, für sich zu sein. Nur wer die Kraft hat, vermag Führer zu sein, und nur wer ein Vorrecht hat, darf sich in sich, auf sich zurückziehen. Nichts kennzeichnet diese Zeit, die von Herrschaft der Menge träumt, die sie das Volk nennt, und die eine Wirtschaft der Menge fordert, die sie die Gesellschaft nennt, besser, als daß ihr kein Wort

so verhaßt ist als aristokratisch. Herrschaft der Besten fordert dies Wort, und die Besten können keine anderen sein als die Stärksten, die Fähigsten. Jedes Gesellschafts-, jedes Staatsbild aber ist irr und wirr von Grund auf, das nicht diese Herrschaft der Besten zum obersten Gesetz seines Aufbaus macht.

Der Adel, den Persönlichkeit verleiht, ist zu scheiden von dem Adel, den Erbe schenkt. Von diesem war schon die Rede: er ist jenem zur Ergänzung nötig wie das Weib dem Mann. Erbadel als Hüter des schönen Lebens, des mißachtetsten Gutes unserer Zeit, ist unentbehrlich: er wird vieler Rauheit und Undurchbildetheit der Menschen des männischen Schaffens sein frauenhaft lindes Vorbild geben. Mag auch der heutige Adel, hierin ganz ebenso wie unsere Fürsten selbst die Senkung der Linie unserer Zeit teilend, unzeugerisch geworden sein, vergessen haben, daß es nicht genug ist, altererbten Schmuck zu wahren, und daß er erst dann aller seiner Vorrechte sich recht würdig machen würde, wenn er zu der alten Zier neue schüfe: er muß gleichwohl Tag für Tag verteidigt werden gegen den Sturmlauf einer Gesinnung, die nichts von Schönheit und nichts von Leben weiß, sondern nur zwei Dinge kennt: Geld und Gleichheit. Denn er weiß um den Wert der Linie, die dem einen Ich gegeben, dem anderen versagt ist. Und wo es sich um die Kunst des Herrschens handelt, die seltener als die Gebärde, aber noch oft Erbgut ist, da bedarf der Erbadel keines Schutzes, da hat er, den Göttern sei Dank, noch heut Hörner und Zähne, um zu halten, was sein ist, und was er, wie nur der Neid verkennen kann, ebenso uns wie sich selber zu Nutz und Frommen verwaltet.

Aber ebenso wahnvoll wäre es, die Schichtungen von Rang oder Entgelt der Gesellschaft nur oder auch nur überwiegend auf Erbe und Geburt zu stellen. Und Adel der Geburt, den der Gläubige Adel von Gottes Gnaden nennt, und Adel der Persönlichkeit, der auf diesen Namen viel unmittelbareren Anspruch hätte, da er selbst, nicht der seines Ahnen aus der Hand der Schicksal setzenden Gewalten hervorging, werden immer von neuem miteinander zusammenstoßen und ringen. Dies aber ist kein Mißstand, und uns Bürgern steht dabei

ein Wehklagen ebenso übel an wie den Edelleuten, die heut sich über den Verlust alter Vorrechte zugunsten des Adels der Persönlichkeit beschweren. Uns, den Bürgerlichen, sind in diesem Betracht durch alte Erfahrung zwei goldene Regeln gegeben: die eine im Guten heißt: nie kommen, immer kommen lassen, die andere im Bösen: auf einen Schelmen anderthalben. Einen ernsten Schaden wird man auch dann kaum zu befürchten haben, wenn hier die eine, dort die andere Partei zu viel Boden gewinnt. Adel der Kraft wird heut nicht mehr seiner spotten lassen, und die Beihilfe, die die Anwälte von Massenherrschaft, Massenwirtschaft den Adligen der Leistung gegen die von Blut und Erbe anzubieten pflegen, werden sie frohgemut ablehnen.

Viel brennender ist die andere Frage, ob es recht sei, die Vielvermögenden, die Starken, durch Rang und Gut zu locken und zu lohnen. Der Sozialismus hat in diesem Betracht seine Verkehrung aller Wesenheiten bis auf den Gipfel getrieben: er erkärt zuweilen, wenn er in seinem Eifer für die Vielen und die Niederen zu letzter Hitze entbrennt, oder wenn es ihm darum zu tun ist, sich zutiefst vor der Herrscherin Menge zu neigen, daß eben die Schwachen und Schwächsten die Höchstbelohnten sein müßten, ja daß ihnen im Grunde noch ein Vorzugsrecht in Sachen der Staatsherrschaft zukomme. Die Armen im Geist, die Armen in der Kraft als die eigentlich Herrschaftsberechtigten ausrufen: weiter kann man Natur nicht in ihren Widersinn verkehren.

Hier hilft nur ein scharfer Schnitt, der den Kerngedanken aller Gesellschaftsordnung von jedem Mißgebilde trennt. Er kann das Werkzeug dazu dem obersten Leitsatz aller sozialistischen und altruistischen Gesellschaftsanschauung entnehmen, der das Heil der Gattung selbst zum ausschlaggebenden Beweggrund für Annahme oder Verwerfung aller Ordnungen macht. Es darf behauptet werden, daß dies Heil, will sagen das Höchstmaß von schöpferischer Kraft und starkem, schönem Sein dann erreicht wird, wenn zur Führung und zu ruhiger, gesicherter Auswirkung die Stärksten berufen werden. Alle Mechanik des gesellschaftlichen Körpers hängt ab von der richtigen Lagerung der Urbestandteile, der Atome. Und jedes Beförderungsmittel ist ge-

recht, das dazu hilft, die zur Tat Bereiten und zur Tat Starken an die Spitze der Pyramide zu bringen, die Unteren aber, die nur zu helfen, zu dienen vermögen, an den Grund dieses Bauwerks.

In einem Walddorf von elenden Hauswebern erscheint ein Mann von kaufmännischer und technischer Fähigkeit. Er schafft eine Fabrik, gibt allen Bewohnern des Dorfes und noch vielen Zuzüglingen ein Einkommen, das dreifach größer und zehnfach sicherer ist, als sie und ihre Väter seit Jahrhunderten gehabt haben, aber er behält sich das Hundertfache und seinen Ingenieuren und Buchhaltern das Fünf-, Zehn- und Zwanzigfache des Einkommens ihrer Arbeit vor. Der Sozialismus nennt den ganzen Vorgang Ausbeutung: aber was wäre geschehen, wenn der Ausbeuter nicht erschienen wäre? Dies Dorf wäre weiter in altem Elend verblieben, und zwar auch bei der köstlichsten genossenschaftlichen Verfassung.

Der Sozialismus würde hier einwenden: wir wollen schließlich einige Stufungen zulassen (wenngleich gegen den leitenden Satz unserer Forderungen, daß die Gesellschaft der Zukunft jeden nach seinem Bedürfnis werde entlohnen müssen), nur muß für Gerechtigkeit und Volksherrschaft gesorgt werden. Und man würde eine siebenfache Siebung vermittelst immer neuer Wahlen vorschlagen. Davon aber schweige man besser: denn diese Formen von Auslese sind schlimmer als gar keine: sie bemessen die Begünstigung oder Benachteiligung der Auszulesenden nach Gunst und Urteil der Menge und der Mehrheit, und sie werden noch ihre Begünstigten im Kern verderben, indem sie sie zwingen oder noch schlimmer verlocken, auf ihr Bestes, nämlich auf ihr Eigenes, Abweichendes zu verzichten oder Maß und Geist des Durchschnitts erst vorzutäuschen, dann anzunehmen.

Ist nun aber, so wird weiter gefragt werden müssen, Rang und Gut edel genug, als Lohn zu dienen? Darauf ist zu antworten: der eigentliche, tiefe Lohn, den der Leistende erhält, ist seine Leistung selbst: dem Vogel ist Lohn genug, sich in den Lüften wiegen zu dürfen. Aber einige begleitende Bevorzugungen der Lebensführung, die nur durch Rang und Gut zu ermöglichen sind, sind dennoch von Gewicht und Ausschlag. Der Gebietende bedarf einer gänzlichen Freiheit von

äußerer Sorge, der Schöpfer geistiger Werte bedarf der Stille um sich her, beide aber um der Rundheit ihres Wirkens willen eines gegewissen Maßes von Überfluß. Und da von beiden, den Führern des handelnden wie des geistigen Lebens, ein schönes Sein zu fordern ist, so bedürfen sie auch dafür eines gewissen Maßes von Reichtum. Noch dem Niedersten der Handarbeiter soll das einfache Bedürfen seines äußeren und inneren Lebens gedeckt werden, aber eine Fülle von Vorkehrungen der häuslichen Kultur, die dem Menschen höherer und zarterer Beschaffenheit Gewohnheit und Notdurft sind, sind ihm fremd, viele andere, insonderheit die auf Abschließung und Fürsichsein gerichteten, würden seinen Wünschen schlechthin entgegengesetzt sein. Und eine natürliche Stufenleiter von tausend Formen der seelischen und körperlichen Bedürftigkeiten führt hier aufwärts, und es ist einer der verworrensten Gedanken heutiger Sozialisten, den ihr Romanschreiber Bellamy mit so breiter bürgerlicher Behaglichkeit ausspinnt, daß eine völlig gleichmäßige Ausbreitung desselben Grades von Wohlstand der Gesellschaft nützen werde. Gleichheit tötet an sich, und Stufung, Entfernung belebt, treibt Ehrgeiz und Wettbewerb heraus.

Und auch die wirtschaftliche Möglichkeit wird hier gleichen Schritt halten mit der Entfaltung neuer innerer und äußerer Bedürfnisse. Der Hüttenbewohner von heut verfügt über Erleichterungen des Lebens, die im dreizehnten Jahrhundert noch den Königen abgingen. Ein deutscher Arbeiter lebt behaglicher als ein portugiesischer Großbauer. Aber immer wird die Vorhut der Wenigsten weit vor der Schlachtordnung der Vielen und gar dem Heerhaufen der Meisten schreiten müssen. Immer werden die neuen Verfeinerungen des Bedürfnisses der inneren und der äußeren Lebenshaltung von Wenigen ausgeprobt werden und eine Zeitlang ihr Vorrecht bleiben müssen. Die Mechanik der gesellschaftlichen Entwicklung verlangt dies.

Gar nicht verwerfe man auch Geld und Gut als eine zu plumpe und niedere Form von Preis und Lohn der Aufwärtsstrebenden, denn sie decken ja eine unsägliche Fülle von seelischen und geistigen Werten ebenso wie von sinnlichen, unter denen die höheren und feineren auch

ihrerseits unverächtliche Mittel der Förderung von Sein und Schaffen der zarter Gearteten sein können. Gewisse Nebenwirkungen von Besitz nähren noch die tiefsten Gründe und Wurzeln der Persönlichkeit: Stolz und freudige Unbekümmertheit, Sicherheit und die Freiheit eines eigenen, von Urteil und Beifall der Anderen unabhängigen Seins.

Und niemals, man merke wohl, niemals gehen alle diese Darlegungen von Genuß und Ichsucht des Einzelnen aus. Sie erwägen immer nur, wie notwendig Förderung und Bevorzugung der Starken für den Vorteil der Gattung sind. Die Persönlichkeit der Kraft-, der Zuchtvollen bedarf eines Adelsranges in der Gesellschaft nicht als Endzweck, sondern als Mittel zur Förderung der Gattung und jeder Gesamtheit. Die Würfel, die über Leistung, Wert und Schicksal eines Volkes, ja der Menschheit selbst, entscheiden, ruhen in dem Becher, den die Starken und Stärksten in Händen halten. Sie sollen schütteln, nicht die Unberufenen: die Schwachen.

Die Mechanisierung der Seele in unserer Zeit

Als ich vor fünf Jahren*) zum ersten Mal versuchte, einen Winter hindurch strebender Jugend den Sinn unserer Zeit zu deuten, mühte ich mich vorzüglich darum, eine einigende Formel für alles das zu finden, was ich für das besondere Gepräge und in vielem Betracht für den besonderen Mangel der inneren Form des heutigen Menschen halte. Nicht um unter solches Grundwort zürnende Strafpredigten zu stellen, wie heute zuweilen die Jüngsten am nötigsten finden, denn ich glaube, daß der Einzelne für nichts so wenig verantwortlich gemacht werden darf wie für Hauch und Atem seiner Zeit, sondern um in der Maske des gewissen Nein das freilich noch erst unsicherer umrissene Ja zu zeigen, das zu erfüllen Amt und Sendung der Zukunft und unser der Zukunftfrohen, Zukunftliebenden sein muß. So geriet

*) In einer öffentlichen Vorlesung des Winterhalbjahres 1906 auf 7. Der hier folgende Aufsatz wurde veröffentlicht im Tag am 18. Juni 1911.

ich auf den Begriff der Mechanisierung der Seele, wobei ich doch unter Seele die Gesamtform des Ichs verstand: Denken, Einbildungskraft und Fühlen in eins gefaßt.

Es ist im Grunde die gleiche Anklage, die schon so oft auf diesen Blättern gegen den Wandel der Zeiten erhoben wurde und die in diesem Wort nur ihre letzte und äußerste Zuspitzung finden will. Mechanisierung: das ist Einförmigkeit, Zerspaltenheit, Unterwürfigkeit, Schwäche, Abgestumpftheit, Nüchternheit dessen, was unser freiester Besitz sein soll, unseres Ichs selber.

Die Einförmigkeit der heutigen Menschen, ich rede nur immer von denen, die Führer sein sollen, doch nicht ohne einen leisen Beiklang der Klage, daß auch den Mittleren und Niederen so oft, nicht immer, der gleiche Mangel anhaftet, wird durch alle unsere Einrichtungen, alle unsere Bräuche gleich sehr gefördert. Die Abmessungen unseres Staatswesens, unserer Volkswirtschaft sind so ungeheure geworden, daß in allen Lenkerstellungen unseres handelnden Lebens nicht Hunderte, nein Tausende Raum und Reich für ihr Tun finden. Dies wäre wahrlich nicht zu beklagen, denn es beweist nur eine Weitung, ein Wachstum unseres Volkskörpers, das uns dann zu Stolz und Segen werden könnte, wenn es nicht eine Vermehrung der Zahl nur, nein auch der Menschenbildungs-, Menschengestaltungsmöglichkeiten darstellte. Aber eben dies steht in Frage. Vor unseren sehenden Augen werden die Menschen, die wenn nicht Feldherren, so doch Führer sein sollen, immer gleicher, immer einförmiger. Und man ist zu schmerzlichem Spott aufgelegt, wenn man noch heute, wie zuweilen an sehr autoritären Stellen geschieht, von dem alten Erbfehler der Deutschen, ihrem rechthaberischen Individualismus, oder, mit zwei gleich preiswürdig geschmackvollen Worten, von ihrem Einspänner- und Eigenbrötlertum reden hört. Es ist, wie wenn vom Ufer her jemand, der ertrinkt, vor Feuersgefahr gewarnt wird.

Verfolgt man den Hergang bis zu seinen ersten Gründen, so geht alles mit rechten, ach nur mit allzu rechten Dingen zu und die Gewalt der diesem Verlauf innewohnenden Seelenkräfte ist so ungeheuer, daß es niemandem wird beikommen können, irgendeinen und sei es noch so

mächtigen Einzelnen für ihn verantwortlich zu machen. Soll ein Staatswesen von so gewaltigem Umfang wie das unsere zu letzter Stoß- und Schlagkraft der äußeren und der inneren Macht gebracht werden, so müssen die Zehntausende seiner Beamten, Richter, Offiziere zu letzter Gleichförmigkeit gebracht werden; je mehr sie den gleich gerundeten, gleich gezahnten Rädern einer Maschine ähneln, desto tauglicher sind sie für diesen Dienst. Daher denn die letzte Einförmigkeit erst des Schul-, allmählich des Hochschulunterrichts; dann der Prüfungen, die recht eigentlich die verfeinertsten Werkzeuge zur Sicherstellung einer mechanischen Gleichheit der Vorbildung sind, schließlich der nach Paragraphen-Zehntausenden zählenden Dienstvorschriften. Noch niemals in der Geschichte der Menschheit hat man Drill und Zucht und eine dressurartige Abrichtung der Menschen auf so verfeinerte und gegliederte Tätigkeiten und auf so hohe Ränge der Persönlichkeit erstreckt wie heute.

Unsere Volkswirtschaft aber, voran das Großgewerbe, der Geldhandel, die Reederei und allmählich schon der Kleinhandel, verfolgen die gleiche Bahn, indem sie zu immer ungeheureren Maßen des Großbetriebs übergehen. Irrtum und Naivität zugleich ist es, die Maschine und die Technik für dies alles verantwortlich zu machen: wir haben schon heute Maschinen, die uns den heutigen Menschen wieder zu entmechanisieren helfen werden, so den Kraftwagen und für später das Flugzeug, und wir werden noch mehr dergleichen erhalten. Ebenso verkehrt ist es, die Technik als solche wie einen Landschaden zu bekämpfen: das heißt, die wunderreichen Kämpfe des Menschen mit der störrischen Macht des Elements und die stille Magie der Einung von werktätigem und denkendem Schaffen im Erfinder gar verkennen: nur die an sich begreifliche und nützliche Einseitigkeit eines in Traum und Vergangenheit versponnenen Einsiedlertums kann zu einer so lebensengen und zuletzt lebensarmen Anschauung führen. Die Maschinen, die uns in Wahrheit quälen und quetschen, das sind die großen Ämter-, Staats- und Gewerbemaschinen, in denen der Mensch selbst zum Rad gemacht, von denen er gerädert, abgeschliffen, platt und einförmig gewalzt wird.

Denn natürlich bleibt es nicht bei der Eingleichung und Abgepaßtheit der dem Beruf dienlichen Fähigkeiten und Eigenschaften des Menschen. Standessitte, Standesehre, zuletzt gar eine standesmäßige Weltanschauung vollenden erst diesen Umwandlungsverlauf. Man vergleiche doch nur die Köpfe der Männer unserer Gegenwart mit denen älterer Zeiten: wieviel gleichmäßiger, uneigentümlicher und also flacher sich die heutigen ausnehmen. Es ist, als ob der Meißel des sechzehnten und gar der des fünfzehnten Jahrhunderts oder auch noch der des siebzehnten, des achtzehnten und selbst der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts sich tiefer in das Holz der Köpfe drückte, um ihnen wuchtigere Runen, talhaftere Furchen einzugraben als unserem Geschlecht.

Einförmigkeit ist nicht allein Verlust an Eigentümlichkeit und also Tiefe (denn sehr selten ist eine Standes-, eine Körperschaftsbildung tiefer als eine persönliche: ein Jesuit etwa mag an Tiefe durch seine Ordenszucht gewinnen, nicht verlieren), sondern sie bedeutet in der Regel auch Zerspaltung, Ernüchterung, Unterwerfung und damit Schwächung des Ichs. Der heutige Berufsmensch ist erzogen zu einem Spaltdasein: er sieht nicht eine Schande, sondern Ehre und Ruhm darin, daß er von nichts anderem auf der Welt weiß, als von seinem Beruf.

Dieser Beruf ist, wogegen nicht das mindeste zu sagen ist, ein Quell seiner tiefsten Freuden, seiner dauerhaftesten Glücksempfindungen, aber er läßt ihm, und dies heißt Schaden und Unheil, wenig übrig von reinem Menschentum. Der heutige Mann, der seinem Erwerb, seinem Ehrgeiz nachgeht, kümmert sich nicht mehr um Haus noch Hausrat, nur halb noch um Kind und Frau, und seine sogenannten Freuden leistet er ebenso gewerbsmäßig wie seine Arbeit, nur mit viel weniger Liebe und Genuß. Er läßt sich von seiner Standessitte das Kleinste und das Größte seines Lebens vorschreiben: ob er um 7 oder 8 Uhr abends zu Mittag lädt, ob er den Verführer seiner Frau im Duell zu töten hat oder nicht, wieviel von Nietzsches Weltanschauung noch allenfalls zu tolerieren ist, welches Schauspiel er gesehen, welches Buch er zwar nicht gelesen haben, aber dem gröbsten Inhalt nach

kennen muß, ein wie großes oder kleines Maß von Christentum heute noch für einen Gentleman wohlanständig und nötig oder nützlich ist, dies alles weiß nicht er, sondern man. Man weiß es im Grunde auch nicht ganz genau, aber man weiß, was man gestern dachte und falls nicht irgendeine autoritäre oder allgemeine Kursschwankung an der Meinungsbörse eingetreten ist, so sagt man, was man gestern sagte. Und einen Vorzug hat dieses Man jedenfalls für den Bedrängten: es schreibt ihm in allen Fährden oder Schwierigkeiten des Lebens auch deutlich vor, was er zu tun hat: sei es durch den Mund eines ergrauten Lohndieners oder durch den eines Ehrenrats.

Diese Dinge vollziehen sich gleichsam in aller Unschuld und man braucht den Gesichtswinkel, den man an sie legt, nur um wenig Linien zu verschieben, so stellt sich ein Regelhaftes, fast Selbstverständliches des Lebens dar. Man kann Bände reden über den Nutzen aller Übereinkünfte, aller Sitten- und sittlichen Maßstäbe, über den Halt, den sie den Schwachen und Lenkungsbedürftigen verschaffen, über die Einheitlichkeit, die sie einer Körperschaft geben, über die Macht, die sie den stärksten Bewegern eines Volkes leihen, seinen höchsten stärksten Einzelnen, weil sie allein Kraft genug haben, diese Gesetze und Gesetzbücher zu ändern. Die Klassen, die so leben, zu schelten, ist kaum ein Grund vorhanden, noch weniger die Einzelnen. Am wenigsten haben die Wortführer des Sozialismus, dessen Glaubensknebel von schiffstauhafter Stärke sind, verglichen mit den Zwirnsfäden dieses Bändigers, ein Recht, hierüber Ach und Weh zu rufen und ihre Leierkastenweisen vom Verfall des verkommenen Bürgertums anzustimmen. Aber wir, wir selbst, sollten freilich ernsthaft beschließen, Hand an Bau und Bildung unseres Ich zu legen.

Denn wer gewinnt eigentlich bei sotanem Zustand? Man sagt: die Gesamtheit. Aber sollte nicht die Kräftesumme des Volkes sich zuerst zusammensetzen aus der Summe der Kräfte der Einzelnen? Und daß wir die Tag für Tag herabsetzen, daran sollte doch kein Zweifel aufkommen. Der Einzelne wird auf diesem Wege immer schwächer, immer stützbedürftiger, immer teilhafter, immer weniger imstande, sich zu einem ganzen in sich ruhenden Rund zu schließen.

Kann irgendein aus lebenloser Einförmigkeit aufsteigendes Gesamtgefühl, das allenfalls als Gewinst anzusetzen wäre, schließlich einen für das Volk zureichenden Ersatz gewähren? Ich glaube nicht.

Zuletzt läuft diese Entscheidung auf die zwischen Sache und Mensch, zwischen Gut und Ich hinaus. Eine Fülle von Werten im niedersten, im wirtschaftlichen Sinn wird freilich in immer steigendem Maße bei dem jetzigen Zustand erworben und da man für weise hält, die Kopfzahl sich jährlich so stark vermehren zu lassen (für welchen Zuwachs man freilich folgerichtigerweise eher Land als Geld erringen sollte), so läßt sich die Notwendigkeit dieser fieberhaften Jagd von dem Standpunkt aus fast rechnerisch nachweisen. Aber was ist wertvoller, der Mensch oder die Güter?

Und jetzt kommt der Mensch zu Schaden. Welch ein Schauspiel! Die fähigsten Führer in atemloser Hast dahineilend, von Arbeit zu Arbeit, die sie nicht in ruhevollem Schaffen, sondern überbürdet, dahingepeitscht tun, oft alle Dauer ihrer Tage vorbeieilend am Leben, an aller Zier und Lust der Stunde, an Haus und Boden, an Kind und Weib und dem stillen Fest von eigener Prägung. Eine Geselligkeit zum Lohn, die, aus Langeweile und Arbeit gemischt, das Vorbild der alten höfischen Gesellschaft nachahmt ohne deren Anmut und Hingabe. Theater, das nicht von festbereiten Scharen als Teil des Lebens empfangen wird, sondern von handwerksmäßigen Berufsmenschen einer zufällig zusammengelaufenen Menge übermüdeter und abgespannter Ruhebedürftiger vorgespiegelt wird und um zu bestehen, sie nicht in Stille erfreuen, sondern durch Erregungen künstlerischer oder sehr unkünstlerischer Art aufpeitschen muß. Und endlich die schwüle Sinnlichkeit der großen Städte, der leerste und vergänglichste und doch fast beliebteste Lohn der Abgejagten.

Dazu die schreckhafte Menge der Zeichen gleichläufiger Mechanisierung im geistigen Leben: von dem jammervollen Hausrat der Fabriken, von Tausenden für Tausende, hergestellt zu einem Häuserbau, der Schablone braucht oder, wo er sie verläßt, ins Bodenlose fällt: dies Beides nach jahrzehntelangem unaussprechlichem Verfall heut in etwas berührt von einer wenn nicht starken, so doch lauten

Bewegung, hier und dort auch schon gebessert, aber noch immer, im großen und weiten gesehen übel genug. Man suche doch einmal in unseren Läden nach einem guten Teller, einem leise wachsenden Glase. Man sehe den Gräuel der Schaufenster unserer Goldschmiede, der nichts als schreienden Prunk und Unform kennt, gleich als sei er von den fürchterlichen Frauen der Reichgewordenen vorgeschrieben, die ihn am öftesten begehren. Und in der Kunstliebe der Masse der Gebildeten der alte, schlimme Farbendruck noch nicht ausgerottet, die Surrogate der Photographie, Photogravüre, Gipsabgüsse vorherrschend, da doch die unvollkommenste Zeichnung lebensvoller wäre, und während nichts gilt die einzige unter den Vervielfältigungen, die für die Wohnungen unserer Mittelklassen geeignet ist: der farbige Steindruck, von Künstlern für diesen Zweck des Lebens gemacht. Dazu neuer Jammer: der reiche Kaufherr lauschend vor der Tonmaschine sitzend, dem Grammophon, und sich dadurch auf die Ebene des Kunstverständnisses seines Portiers herabdrückend. Und eine Hochflut von volkstümlicher Wissenschaft, ähnlich zurückgeführt auf billiges Kennertum, billige Preise: eine Bildung von Verlegers Gnaden. Sammlungen einförmig geordneter, auf Bestellung gearbeiteter, in sechs Monaten hergestellter Einzelschriften oder Sammelwerke, die schamhaft maskierte Konversationslexika sind. Lieber Zeitung als Zeitschrift, lieber Zeitschrift als Buch, lieber kurzes als eingängiges Buch, das ist die Losung: sehr rasch, sehr viel und in wirrem Durcheinander aufzunehmen gilt es. Überall das gleiche Bild: Mechanisierung des handelnden wie des geistigen Lebens, der Menschen wie der Dinge. Das Leben steht in Gefahr, zum Großbetrieb zu werden, zur Fabrik, zum Warenhaus.

Die Heilung

Man kann im tiefsten davon überzeugt sein, daß alles Heil der Zukunft nur von der stärkeren Geltung der Persönlichkeit kommen kann, daß der starke Einzelne mehr Freiheit vom, und mehr Macht

im Staate erringen muß, daß die Niederen und Schwachen das falsche Ziel ihrer Massen- und Genossenschaftsordnungen aufgeben müssen und sich mit vollem freudigen Willen in den rechten und freien Bund der Gefolgschaft unter der Lenkung eines Führers einfügen müssen. Aber man wird darüber nicht vergessen dürfen, daß alle Ordnungen nur Auswirkung und Folge eines Geistes sein können, den zu wecken und zu züchten wichtiger ist als alle Wandlung staatlicher und gesellschaftlicher Verfassungen. Vornehmlich um dessentwillen, weil alle Umordnungen uns wenig nütze wären, wenn sie nicht erfüllt werden von dem Wirken größerer und häufigerer Stärke der Führermenschen, die nur aus dem Schwunge einer größeren Lebensspannung hervorgehen kann. Eben von unserer Gegenwart wäre sonst zu befahren, daß sie Maske und Gebärde einer neuen Menschen- und Zeitgestalt schnell und schlecht nachahmte, ohne sie doch mit Geist und Kraft gefüllt darstellen zu können. Denn eines der erschreckendsten Anzeichen der Schwäche dieser Generation ist ihre fast häßliche Behendigkeit im Abwerfen altüberkommenen Gutes und im Annehmen neuer Errungenschaften. An diesem Gesichtswinkel gemessen ist noch der hartnäckige Konservativismus unserer sogenannten rückständigen Schichten, des Landadels, unseres Beamtentums und gar, den Göttern sei gedankt, auch unserer Bauern in geistigen Dingen erfreulicher, als die in Wahrheit affenmäßige Schnelligkeit mit der die Oberschicht der Großstädte jedem neuen Vorstoß der Schaffenden nachgibt. Jene halten dafür zumeist an der Hinterlassenschaft einer ganz wertlosen Vergangenheit, nämlich der letzten Jahrhunderthälfte, mit ihrer schlaff geschichtelnden Bau- und Zierkunst, ihrer süß unkräftigen Liedkunst, der mittelmäßigen geist- und blutleeren Trompetendramatik Wildenbruchs fest, diese unterstützen neben dem Neuen um jeden Preis, neben dem Schwachen, das sich durch Vorspiegelung von Unerhörtheit als stark ausgiebt, viel Gutes, Starkes. Und dennoch wäre besser: die Schaffenden müßten in etwas längerer Reibung, in etwas zäherem Kampfe den Widerstand jener überwinden, als daß jedem ihrer Versuche, auch den mißlungenen oder noch unzulänglichen, von der allzu beifallbereiten Menge eine Heerfolge geleistet würde, die ihnen selbst

nur verderblich werden kann, weil es ihre Richterkraft dem eigenen Werke gegenüber schwächt. Und schlimm genug ist der Dutzendgräuel, der sich an die Fersen der wenigen starken und kühnen Neuerer heutiger Bau- und Zierkunst heftet: schlimmer der Jugendstil — das Wort so töricht wie die Sache — als die abgestandenste Mittelmäßigkeit der alten Überlieferung, weil diese sich doch bewußtermaßen an das Vorbild irgendeiner wenn auch noch so fernen Stärke anklammert.

So gilt es denn Festigkeit und Sicherheit des Stammbaus zu schonen, wo sie noch vorhanden sind und nur langsam neue Säfte in die schießenden Blutbahnen des Baumes unseres Volkes zu leiten. Dieser Saft aber kann kein anderer sein, als das nährende Blut einer anderen neuen Lebensgesinnung.

Die neuen und die alten Meister

Wo sind die Führer aus diesem Wirrsal? Die Meister der Wissenschaft sind es seit langem nicht mehr. Einst haben sie es sein wollen und sind es zuweilen, zuletzt zu den Zeiten unserer höchsten Daseinsforscher von Kant bis zu Schelling, auch gewesen. Um Fichtes schönes edles Haupt leuchtet der Glorienschein seines Hochschulplanes, der wie er mit königlicher Stärke alle Wissenschaften dem Herrenwort seiner Begriffskunst unterwerfen, so auch Forschung und Leben zur Einung zwingen wollte. Aber die Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts hat ganz andere Wege eingeschlagen. Sie hat das Ganze ihres Werkes in immer neue Teile gespalten, die Zweigwissenschaften sind nicht, wie Fichte wollte, näher aneinander, sondern immer weiter auseinander gerückt. Jede einzelne von ihnen setzt ihren ganzen Stolz und alle ihre Kraft daran, den einen Bezirk des Lebens, den sie erwählt hat, zu erforschen, aber keine von ihnen hat im mindesten die Absicht eine Wissenschaft vom Leben zu werden. Die Aufgaben, die sich die Forscher aller dieser Jahrzehnte gestellt und oft mit so großem Ruhm gelöst haben, ließen eine andere Entwicklung nicht zu. Dennoch wird die Hoffnung unseres Jahrhunderts sein müssen, nicht die Vorteile, wohl aber die Schädigungen dieser Werkteilung wieder auszumerzen. Es wird gewißlich in keinem anderen als in dem heut von

den Einzelwissenschaften geschmähten oder vernachlässigten Sinne Fichtes geschehen können: im Sinn einer tieferen Zucht der Erfahrung durch den Begriff und im Geist einer Einheitlichkeit der einzelnen Wissenschaften, die heut völlig verloren gegangen ist. Mit der Kraft aber, die solcher Zusammenschluß erfordert, wird der Wissenschaft auch die begriffliche Stärke wieder kommen. Am ehesten möchte, wer sich heute Beirat suchen wollte, versucht sein, sich an die Gesellschaftslehre zu wenden. Aber diese Wissenschaft ist zu jung: wo sie ein Ganzes darzubieten verspricht, steckt sie noch tief in den Anfängen tastenden Liebhabertums; gerade dort aber, wo sich ihrer starke Könner angenommen haben, da hat sie sich entweder blasser Begriffsspaltung zugewandt oder sie schwebt in anmutigem Denkerspiel über den Dingen, sie von dort oder von dort bespiegelnd, ohne die leiseste Absicht Regeln zu setzen oder auch nur ein starkbalkiges feste Urteile zulassendes Gefüge der gesellschaftlichen Gebilde zu geben, so unschätzbaren Einzelstoff, unschätzbarere Anregung und Erregung bereitend für spätere Wissenschaft und auch für die begriffliche Zergliederung der heutigen Gesellschaft, aber weit entfernt von dem Plan eine Lehrmeisterin der Lebensführung zu werden.

So steht das Leben selbst frierend und verlassen vor dem hohen Areopag der Wissenschaften, wie ein Bettelmädchen, dem es nur verlohnt Almosen zuzuwerfen, aber das man einer eigentlichen Beachtung nicht für wert hält. Der Vorgang selbst ein Bild und Gleichnis der seltsamen Zerteiltheit und Spalthaftigkeit des heutigen Zustandes: der Mensch als Geist, als Gesellschaftswesen ist auf dem Seziertisch der Wissenschaft in hundert einzelne Teile zerlegt und gilt in jedem dieser Teile als ein Gegenstand achtbaren gelehrten Bemühens; ihn selbst als Ganzes zu begreifen oder gar ihn lenkend an der Hand zu nehmen, verschmäht die Forschung.

Wo die Wissenschaft sich spröde und stolz abwendet, steht mit lockender Gebärde der Glaube, die Glaubens- und Glaubenssittenlehre. Aber sie hat für zu viele und vielleicht für die tiefsten und fragedurstigsten Grübler über das Leben das einst unbedingte Ansehen verloren; man zollt ihr viele alte Ehren, aber gegen sie ist das uralte

Mißtrauen stärker als je geworden, daß sie die irdischen Dinge in Abhängigkeit von den überirdischen Gewalten setzt, deren Willen als unbedingt entscheidende Auslegerin sie zugleich selbst festzusetzen in Anspruch nimmt. Man beanstandet, daß nicht Leben, nicht Menschentum um ihrer selbst willen und aus sich selbst beurteilt, mit ihnen selbst abgeliehenen Maßstäben gemessen werden. Und das gleiche Mißtrauen regt sich gegen die Lehrgebäude einer sich philosophisch nennenden, in vielem Betracht aber noch von den Glaubensüberlieferungen abhängigen Sittenkunde.

Im tiefen bezeichnend für eine der innersten Bewegungen der Zeit aber ist, daß die Kunst des also in vielem Betracht verwaisten oder doch verwaist erscheinenden Amts sich angenommen hat. Von den Nazarenern, den deutschen Präraffaeliten, und ihren englischen Nachfolgern an Sendung und Namen ab bis auf Böcklin und Hodler, haben Meister der bildenden Künste, von denen der redenden ganz zu geschweigen, dem Jahrhundert in dem Spiegel eines höheren von ihnen abgeschilderten Seins ein Ur- und Vorbild dessen vorgehalten, das als ein höherer Grad des Menschentums ihnen des Nachstrebens würdig schien. Inwiefern dies möglich ist, und inwiefern es den Starken unter den Bildnern und Dichtern gelungen sei oder noch gelingen könne, das zu erörtern, ist nicht heute noch hier schon möglich, kann vielmehr nur auf dem Grunde einer Bemessung der so wirkenden Kräfte in ihrer geistigen Gesamterscheinung versucht werden.

Wie immer solche Prüfung aber auch ausfallen möchte, die eine Behauptung läßt sich in schlüssigem Beweis erhärten, daß aller dieser auch des stärksten von ihnen, Böcklins, Werk überschattet wird von dem des Einen, der um Vieles stärker als sie Alle in unsere Seele griff, und der alle Jüngeren, nach ihm geborenen unter ihnen zuerst ein gut Stück ihres eigenen Weges vorwärts führen mußte: von dem Werke Nietzsches. Er, der alle Bildnerkraft des Künstlers mit einem der scheidelustigsten und scheidekräftigsten Verstandesvermögen, die je einem Denker beschieden waren, verband, er, der Dichter und Künstler sein konnte und doch nicht sein wollte, sondern wahrer Forscher blieb, er, der die Meere des Wissens umspannte und doch dem guten Vogelflug seiner

vorwärts eilenden Vorstellungskraft tiefer vertraute, er, der ein Meister derer, welche wissen, welche denken, war, und doch das Leben so glühend umfaßte, wie keiner, der vor ihm Philosoph hieß, er wurde das Werkzeug des Geistes der Höhe, der nur den Wenigsten sonst sich eröffnete, und der dem Zeitalter als einem Ganzen sich ganz versagte. Er war der erste unter allen Denkern von Königsrang, der das Leben selbst zum Gegenstand und Ziele seiner Weisheit machte und der deshalb nicht allein sein Erforscher, sein Schilderer, sein Nachbildner, nein auch sein Lenker und Leiter sein wollte. Er wollte den Menschen nicht allein begreifen, nicht allein vorstellen, nein umbilden, neu bilden, höher bilden.

Seltsame Versuche finden heute bei denen, deren eigenes Tun sie dem Namen und dem Werke Nietzsches zu immerwährender Schuld und täglich sich erneuender Dankbarkeit verpflichten sollte, statt, diese Schuld zu verringern und das Gedächtnis Nietzsches zu verdunkeln. Dagegen ist dieses zu sagen. Es kommt gar nicht darauf an, daß jeder von denen, die heut eine starke Zukunft wollen, in tausend Einzelheiten und in mehr als einer Forderung der Tiefe anderes wollen und dies andere auch anders denken mag, als Nietzsche, sondern dies allein hat Gewicht, daß Nietzsche zuerst die furchtbare Gefahr erkannte, die der Form, der Art des deutschen Menschen von der gepriesenen Herrlichkeit der neuen Kultur seiner Jahre drohte, daß er die Donnerstimme seines Titanenzornes und seines halbgöttlichen Menschheitehrgeizes wider alle nationale oder liberale, religiöse oder irreligiöse, sozialistische oder staatserhaltende Mittelmäßigkeit richtete und daß er unserem und allen zukünftigen Jahrhunderten die Losung der steigenden Aufhöhung des Einzelmenschen gab. Hierneben erscheint alles, was an Köstlichem und Vorwärtsleitendem uns inzwischen gegeben ist, wie Ausführung und Verwirklichung der Pläne des Gewaltigen, der in Wahrheit uns und einem neuen Weltalter der Prometheus wurde.

Nietzsches Wirkung hat heut freiere Bahn zu uns als noch zur Zeit seines Todes: sie beginnt heute von dem Pesthauch der Modernität befreit zu werden, der damals sich noch mit dem reinen Odem

seines weithallenden Wortes übel vermischte. Für die Scharwerker deutschen Schrifttums, die damals noch jede Woche einmal über Nietzsche sprachen und ihn durch ihr Lob — als den angeblichen Sachwalter all ihrer kleinen und großen Zügellosigkeiten — viel mehr besudelten, als förderten, ist er jetzt tot. Schon quakt in diesem Sumpf zuweilen ein Frosch beweglich, wie veraltet Nietzsche doch sei (den wir ja alle zu bewundern einst Jugendeselei genug hatten!). Welch ein Glück für Nietzsche von Menschen vergessen zu sein, die gestern ihn, heut Chamberlain, morgen Bölsche, übermorgen Bergson loben.

Er ist es, der uns wieder zur Stärke gewiesen hat, er ist es, der uns wieder den Stolz der inneren und der äußeren Haltung zur Pflicht gemacht hat, er ist es, der zuerst dem Leben Weihe und Würde ohne die Stütze des Glaubens gab, er ist es, der uns ein strengeres Gebot der Selbstzucht auferlegte, als je der Glaube es gewagt hat und ohne dessen seltsam kindhaft-eudämonistische Dies- und Jenseitsversprechungen, irdische und überirdische Seelenlohnverheißungen.

Heut erst wird wahr, was Nietzsche eben von denen, die er am reichsten zu beschenken gedachte, von seinen Folgern, am eifersüchtigsten forderte: daß sie einen Stand gewinnen könnten nur im Ringen mit ihm, dem Starken, nie in noch so treuem Annehmen seiner Gaben. Wie lang ist doch die Reihe der großen Sätze seines Lehrgebäudes, deren Geltung wir, die Nachlebenden, anfechten: die Romantik seiner Cesar-Borgia-Verehrung oder seines Kraft- und Gewaltmenschenkultus, die Verachtung derer, die er Sklaven nannte, die Auffassung des Urchristentums, die Stellung zu Gotik und Mystik, die Vorstellung von der ewigen Wiederkunft und noch die Auffassung des Höhenmenschen als einer neu zu züchtenden Rasse, ganz zu geschweigen der Einwände und Angriffe, die wir gegen Hunderte seiner Aufstellungen zweiter, dritter Ordnung richten müssen. Aber wie dies nur geschieht in dem Sinn, daß auch dieser Kampf die Kraft neuer Wahrheit spenden kann und so unsere Ehrfurcht nicht schwächt, sondern mehrt, so verändern jene tieferen Widerstände nichts an unserem Glauben, daß Friedrich Nietzsche uns und noch fernen Geschlechtern Führer und Fanal sein könne auf den weitesten Meeren, in den tückischsten Gefahren.

Nietzsche hat nichts so stark betont, als die weltbürgerliche Weise seines Sehens: wie er in seinem leidenschaftlichen Kampf wider Gottesgedanken und Christentum die Möglichkeit verlor, Mittelalter und Mystik und Gotik zu fühlen, wie er in seinem Neuheidentum dem alten Zauber der Antike verfiel und wieder wie Winckelmann und Carstens in dem Hellenen den Menschen, das zeitlose Maß und Urbild allen reinen Menschentums sah, so könnte er einem betont deutschen Empfinden als ein nicht hinlänglich sicherer Führer erscheinen. Ich halte solches Bedenken nicht für gerechtfertigt: schon Nietzsches Verhältnis zu unserer Sprache widerlegt es. Er hat ihr zu großes Gut geschenkt, ein reicherer Spender als je einer nach Luther und Goethe. Denn über beide hinaus gab er ihrer Prosa die Möglichkeit in großer Feier stolz einherzuschreiten in einem Festgewand, das mehr noch mit der Sicherheit seiner Linien als mit dem Reichtum seines Schmuckes prangt.

Völlig ohne Belang für die Frage seines Deutschtums ist vollends sein eigenes Schelten auf das Volk, das doch seines war. Es hat sich an ihm in Wahrheit schwer versündigt: diejenigen unter seinen Führern, bei denen die Schuld des Totschweigens und Totschmähens ist, werden von der Geschichte noch einst um dieser unvergoltenen Sünde willen vor ihren Richterstuhl gezogen werden. Daß Nietzsche darauf, weit über das Ziel hinaus und den Geist seines eigenen Volkstums verleugnend, herabsetzend, antwortete, das war in seiner Natur begründet. Man kann vom Dynamit nicht verlangen, daß es hier Felsen sprengt und Berge versetzt, dort aber zu milderndem weißen Schminkpuder werde, das noch das häßlichste Tun sanft verbirgt und verklebt. Wer Ohren hat zu hören, der vernimmt aus Nietzsches Eiferworten gegen deutsche Art nur die leidenschaftliche, aber furchtbar verletzte Liebe eines geschmähten und gepeinigten Großen zu seinem Volk.

Dennoch fehlt es uns auch dann nicht an Führern zu besserer Stärke, zu herberer Wucht, wenn wir nur solche Stimmen vernehmen wollen, die mit dem Urlaut unseres Volkstums zu uns sprechen.

Der Geist unseres Volkes hat nur einmal, in einem glückseligen

Alter, vermocht, sich ganz rein und ohne alle fremde, insonderheit ohne alle antikische oder südländische Verbiegung und Verfälschung in Bild und Gestalt auszuformen. Dies ist in den Jahrhunderten geschehen, die uns die hohen Dome unserer geliebten alten Städte, die uns die einzige schöpferische Hervorbringung germanischen Glaubensgeistes, die Werke der großen Mystiker — nicht die des Hellenisten Luther — die uns die herbsten, stärksten, wuchtigsten Werke unserer Maler-, unserer Bildnerkunst geschenkt haben. Sie und sie allein sind lautere und silberklare Spiegel deutschen Wesens: will unsere Zeit ihre eigene ganze Nichtigkeit und Flachheit erkennen, so mag sie sich in ihnen beschauen.

Höchst bezeichnend ist Rang und Stellung, den diese Zeiten — es sind die, die von der Höhe des zwölften bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts reichen, bis dahin, wo Albrecht Dürer ein halber Italiener wurde, wo Martin Luther die germanische Mystik verleugnete, die germanische Scholastik bekämpfte und das augustinische, will sagen hellenistische Christentum wieder herstellte. Es ist die jammervoll kurze Zeit, wenig mehr als ein Vierteljahrtausend, die dem Germanentum vergönnt war, sich selbst, sein Selbst zu leben, nachdem es sich mühsam von dem aufgedrungenen Erbe seiner Kindheit, von der ihm nie abgenommenen Fessel der Antike freigemacht hatte und bis es wieder unter ihre neu auftauchende, zu dem alten Glanz noch mit dem Schimmer einer Romantik umkleidete Herrschaft fiel. Dieser Rückfall in alte Abhängigkeit, den unsere Geschichtsschreibung eine Wiedergeburt zu nennen pflegt, die in Wahrheit aber ein Widersterben des germanischen Geistes war, wird mit einer von wenig Unterscheidungskraft zeugenden Begeisterung gepriesen. Das voraufgehende Zeitalter des gotisch-germanischen Geistes wird von dem Geschichtsunterricht unserer mittleren wie hohen Schulen gleichmäßig als eine Zeit üblen Niedergangs geschildert. Das dunkle Mittelalter, das noch einen unantastbaren Bestandteil Schillerischer Geschichtsphilosophie darstellte, geht heut allerdings nicht mehr im Schwange oder höchstens noch in den dumpfen Niederungen sozialistisch-materialistischer Geschichtsklitterung. Dafür aber ist noch von des seligen Giesebrecht

pedantisch-dürrer Romantik her die Zeit der Sachsen, Franken, Staufen der einzige Träger alten Ruhmes und Glanzes der also wieder zu einigem sozialen Ansehen rehabilitierten Zeit. Die Jahrhunderte nach dem Interregnum aber sind die Erben der alten Mißachtung geworden: sie gelten als Zeiten kläglichen Niederganges oder lediglich materiellen Gedeihens. Diese Jahrhunderte sind freilich unfruchtbar genug für den deutschen Staat im Sinne seiner späteren Zusammenfassung und es ist die — als Lebenserscheinung im gleichen Grade berechtigte, wie im wissenschaftlichen Sinne irrtümliche — preußische Geschichtslegende, welche diesen Jahrhunderten übel mitgespielt hat. Darüber aber ist ganz vergessen worden, daß doch auch das handelnde Leben eines Zeitalters nicht ungesund gewesen sein kann, das uns die deutscheste und zugleich stärkste Kunst unserer Geschichte geschenkt hat.

Wer mit Augen, geschult an dem herben Reiz der alten, der geschichtlichen Städte, die heutigen Großstädte betritt, der muß erschrecken über ihre gänzliche Leere und Öde. Stadtviertel von Berlin, die Hunderttausende von Einwohnern beherbergen, geben außer dem Eindruck ihrer Massenhaftigkeit, ihrer Straßenlänge, kaum einen Anblick her, an dem sich der Beschauer laben könnte. Unzählige kleine und große Städte des alten Kulturbodens von Deutschland aber gibt es, die ganze Reihen solcher Blicke gewähren: nicht allein in dem gewiß bevorzugten Ober- und Westdeutschland des alten Reichs, sondern auch in unserem Osten, auf den unsere lieben Landsleute von jenseits der Elbe etwas zu hochmütig herabzublicken pflegen. Man besuche nur die alten märkischen oder die alten mecklenburgischen Städte und man wird erstaunen über ihren Reichtum an alten Gottes- und Ratshäusern, an Tortürmen und Stadtmauern. In Berlin aber und in jeder Großstadt kann man viele Meilen durch Straßenzüge wandern, die so ausschauen, als hätte der Teufel Oberster sie ausgeheckt, als er beschloß die Menschen so glatt-nüchtern, gleichmäßig-unbeträchtlich, öde und alltäglich zu machen, als ihm zu ihrem Verderben möglich sei.

Und damit deutlich werde, daß es wirklich das Zeitalter ist, das so Starkes wirkte, so sei gesagt, daß dies gleiche Schauspiel sich auch in

den anderen Ländern wiederholt. Eine große französische Handels- und Landeshauptstadt wie Bordeaux, ist nach Abzug einiger weniger Reste von alter Kultur, ein Haufen von gähnender Öde; die Pariser Nutzstraßen haben nicht so viel Geschmacklosigkeiten, wie die Berliner gleichen Ranges, sind aber noch um mehrere Grade nüchterner und langweiliger, weil ihr ästhetisches Verdienst mehr im Nichts- als im Bessersagen besteht. Madrid und namentlich Lissabon mit seinen lieblich himmelblau und rosa gestrichenen Mietskasernen sind Berlin an Kulturgreueln noch weit überlegen. Die Kirche, die der italienische Klerus dem Papste Leo XIII. in Trastevere gestiftet hat, schreit im wahren Sinne des Wortes gen Himmel. Und wiederum sind die romanischen Reiche auch außerhalb Italiens voll von Pracht und Strenge der sichtbaren Überreste des hohen Mittelalters, gewiß nicht so voll wie unser Land, aber auch dort sind sie Zeugen der gotischen, d. h. der germanischen Zeit dieser Völker, der Jahrhunderte, in denen noch Blut oder Geist des Germanentums in ihnen vorherrschte.

Für Augen, die zu deuten verstehen, müßte dieser Vergleich zwischen einer großen Vergangenheit und einer kleinen Gegenwart fast genügen: denn in den Bauten spiegelt sich Sinn und Art derer, die sie bewohnen. So glatt, so gleichförmig wie die Städte, die Häuser, so nichtig wie die Dome, so ist auch das Geschlecht dieser Zeit, so stark, so steil, so herrisch, so in Herbe schön, wie seine Burgen, seine Kathedralen, seine hochgiebeligen Häuser, war der Mensch jener Tage. Aber die Werke der Bildner, der Maler haben ihn auch in leibhafter Gestalt bewahrt und wir können ihm durch sie noch heut in die Augen sehen.

Auch hier ist die allgemeine Stellung der heutigen Gebildeten bezeichnend. Für eine Auslese von Kennern und Genießern ist längst ausgemacht, daß die spätmittelalterliche Bildnerei und Malerei uns die köstlichsten, weil herbsten Reize spendet. Sehr anderer Meinung ist der Museums-, der Ausstellungsbesucher von älterem Durchschnittsgeschmack. Will er sein grund- und haltloses Gerede gegen die heutige in irgendeinem Sinn der Zukunft zugewandte Kunst begründen — er spricht gemeinhin gleich salzlos von dem Naturalismus, wie von der neuen Stilkunst unserer Tage, welche ihm als Symbolismus, wie er

es nennt, noch unverständlicher und darum noch verhaßter ist, als jener — so pflegt er mit frommem Augenaufschlag von den alten Meistern zu reden, mit einer vagen Vorstellung, als sei damit eine Art von Rafael-Dürerischer Universalkunst gemeint. Wahrlich wenn Maler und Bildner Ehre und Namen solcher Art verdienen, so sind es die Großen, Starken unserer herben Zeit: die Bildner von Bamberg und Naumburg bis Gries und Sankt Wolfgang und die Maler von Franken und Niedersachsen, von Schwaben und vom Oberrhein bis zu den Tagen Zeitbloms und Grünewalds. Fühlt man aber nach, wie es um das Verständnis jener Kunstliebenden von der Knaus- und Anton-von-Werner-Weis für diese alten Meister bestellt ist, so ergibt sich das graue Nichts. Sie wissen nichts, sie wollen nichts von dieser Kunst und sie können auch nichts von ihr empfangen. Denn sollten sie die Wahrheit sagen, so würde sich herausstellen, daß sie noch immer im Grunde ihres Herzens eine Kunst wie die von Guido Reni oder dem Meister Luca Fa-Presto — sprich Kiesel oder Nathanael Sichel — am meisten lieben. Und wie soll ein Gaumen, der an Mandelmilch und Marzipan gewöhnt ist, Freude haben an den starken und herben Tränken der wahrhaft alten Meister.

Und so wenig sie von der harten Kantigkeit dieser Kunst wissen wollen, so wenig möchte ihnen auch die rissige, knorren- und knubbenhafte Kunst der Menschen, deren Spiegelbild uns aus dieser Kunst anschaut, vorbildlich erscheinen. Schaut sie an die Tafelwerke der Altäre: wie trotzig stark springen alle Profile vorwärts, wie fest stechen ihre Bärte in die Luft, wie sicher sind ihre Backenknochen, ihre Stirnen umrissen. Gewiß, wir können nicht werden wie sie: all' die harte Gefahr des Leibes und Lebens in ihrem Sein, auch all die vor Blut und Dreinschlagen sich nicht scheuende Plumpheit und Triebhaftigkeit ihrer Stärke, die nicht unterscheidende Ununterschiedenheit ihrer Art, die ungegliederte und unausgeformte Weise ihres Seelischen — dies alles, was auch aus diesen Werken spricht, dürften und könnten wir uns nicht wieder aneignen. Aber daß das Leben in ihren Leibern, in ihren Seelen feuriger loderte, daß sie sprungbereiter waren, das Gut von Tag und Stunde zu erfassen, daß sie selbstgewisser ihr Ich durchsetzten,

daß all ihr Sein saftiger, strotzender war als das unsere, das können uns diese Werke weisen und hier können sie unsere Wege richten.

Man wende nicht ein, das sei allzu geschichtlich oder gar allzu wissenschaftlich, allzu lehrhaft gedacht. Hier kommt für uns die Lebenden gar nicht in Betracht, daß dies Werke, Menschen einer Vergangenheit sind, sondern nur, daß sie uns Vorbilder des Lebens sein können, und daß sie uns, da sie unseres eigenen Blutes sind, eher als andere ihres gleichen Zuchtmeister zu unserer Stärke sein können. Schon einmal sind sie so betrachtet worden, aus Antrieben nicht der Wissenschaft, sondern der Kunst, ja vielmehr noch des Lebens. So haben die Nazarener die vorrafaelischen Zeiten mit der Seele gesucht. Sie wollten ihrem Beispiel nicht im Werk allein, nein auch in Wandel, Sinn und Gebärde nachtrachten. Man hat auch dies und gerade dies Romantik gescholten. Aber vielleicht hatten sie davon nur in einem Sinn zuviel — insofern sie nämlich allzu geschichtlich Kostüm und Äußeres der alten Zeiten nachahmten — in einem andern aber zu wenig, weil sie eben dies, was uns heut vor anderem begehrenswert erscheint, am allerwenigsten oder doch nur sehr selten nachzubilden vermochten: nämlich die herbe Kraft der alten Meister, der alten Menschen. Sie waren zu übel durch die Blutleere und Formenseichtheit der wurzellosen Antikennachbetung des voraufgehenden Klassizismus gelähmt. Vielleicht daß uns das Schlammbad des Naturalismus, durch das unsere Kunst gegangen ist und das ihr manche notwendige Heilwirkung gegeben haben mag, besser hilft.

Doch das sei ferne, daß wir uns über das Geschlecht der Romantiker an sich, ich meine über die Persönlichkeitsform ihres wahrlich reichen Zeitalters erheben. Man vergleiche doch nur die Köpfe der damaligen Menschen mit denen der heutigen: man wird keinen Augenblick zweifeln, auf welcher Seite die ausdrucksreicheren, die formgefüllteren Antlitze zu suchen sind. Und so steht es in Wahrheit mit jedem früheren Zeitalter der Deutschen bis rückwärts zu den Jahrhunderten der Gotik. Gleichviel ob uns die weltmännische Anmut des Rokoko, der schwere Ernst des Barock, die sichere Gemächlichkeit der Gegenreformation oder der lodernde Glaubenseifer der Lutherzeit aus den Bildnissen

anschaut, immer sind die Runen tiefer in die Gesichter geschrieben, immer spricht aus ihnen ein feurigeres Leben, immer hegen sie ein reicheres Gut aus unserem besten Hort, aus dem Schatz germanischer Leidenschaft, als die Köpfe unseres eigenen Geschlechts.

Drei Regeln. Die erste: das Leben zu ehren

Aber freilich kein Aufblicken zu starken Ahnen, kein Werk der starken Kunst unserer Zeit kann uns deutlich genug die Richtung weisen, die Wege zeichnen. Ja, auch Nietzsches große Symbole, ferne Fanale ziehen uns wohl vorwärts, aufwärts, aber sie stecken zu weite Ziele, als daß sie uns nicht oft genug im Ungewissen ließen, wohin wir denn unsern Fuß setzen sollen. Er hat zu sehr — darin dennoch dem schwersten Führer-Irrtum verfallend, den es gibt — die Bedürfnisse seines Ich, d. h. die der höchsten Menschen, zum alleinigen Maßstab gemacht: er hat fast alles, was er dachte und sagte, ihnen zugedacht und zugeschrieben und nur selten einmal von dieser Tafel der Götter den Mittleren und den Minderen einen Trank gereicht. So müssen wir Geringeren selbst Hand anlegen an ein Planen dessen, was uns not tut und werden dabei oft genug mit ihm in Gegensatz geraten.

Ich will versuchen aufzuschreiben, was mir an Geboten einer solchen Gesinnung der Nacheiferung wert und würdig scheinen will. Andere mögen andere Sätze finden und verteidigen.

Wir sollen das Leben ehren: dies sei unser erstes und höchstes Gebot. Das soll heißen: wir sollen das blühende, wachsende, Frucht tragende Sein an uns, in uns und um uns lieben und achten und heilig halten, das Leben um des Lebens willen. Wir sollen unser Werk nicht allein, nein auch unser Sein tief und wichtig nehmen, nicht sauer sehend und schwerfällig, sondern heiteren Sinnes und, wenn es sein kann, gar lachend. Wir sollen die Stunde ehren, das ist: wir sollen keinen Tropfen des uns zugeteilten Maßes von dem herrlichen Saft vergeuden durch ein gleichgültiges, ein nichtiges oder gar ein quälerisches Tun oder Sein. Und wir sollen nicht mit der beschwerlichen und lächerlich ernsthaften Amtsmiene von Magistrats-

personen oder Würdenträgern, aber mit dem Bewußtsein eines ernsten Sollens unter der heiteren Miene, all unser Sein gleichwie all unser Wirken so glutvoll feurig, so blutvoll warm werden machen wie nur irgend in unserer Kraft steht.

Mit mancherlei unwürdigen Formen, sich gegen das Leben zu stellen, werden wir ohnehin nicht in Versuchung geraten etwas gemein zu haben. Wir wollen englischen Lords überlassen es zu beklagen und Berliner Fondsmaklern es zu bewitzeln. Viel eher werden sich unsere Blicke auf die uns unverwandte und in manchem Betracht doch neidenswerte Höhung und Heiligung richten, die das Leben durch die überlieferten Formen alten Glaubens erfährt. Ihren Anhängern, von vielerlei Art und Bekenntnis, kam und kommt der Antrieb zu solchem Ernst vom Jenseits und er hat eine letzte Tiefschätzung von Erde und Menschen zur Folge, die wir Heutigen uns keineswegs zu eigen zu machen gedenken. Aber mir scheint niemand, der die irdischen Früchte dieses Ursprungs vor Augen hat, der der hohen Feier unserer Dome, der edlen Ruhe und der Schönheit des Dienstes insonderheit der alten Kirche gedenkt, dürfte die Kraft dieses Quells von hohem Ernst und hohem Fest des Lebens bezweifeln. Und die von Nietzsche so hart angegriffene Schwäche, die diese Ableitung so viel edlen Gutes von überirdischen Gewalten bedeutete, hat eben in den glaubensfrohesten Zeiten christlich-germanischen Glaubens, in den Jahrhunderten der Gotik und Mystik, sich am wenigsten geltend gemacht: wer will im Angesicht des Straßburger Münsters von knechtischer Demut sprechen, oder vor dem Gedankendom Meister Eckharts von sklavischer Erdenfurcht? Eben im Mittelalter, demjenigen Lebensalter unseres, wie aller Völker, in dem sie dem tiefsten Inhalt ihres Glaubens die geprägteste Ausformung gegeben haben, hat sich der letzte Ursprung aller Glaubensgestalten und aller Glaubensgedanken aus dem verehrenden Willen und aus der Bildnerkraft der Menschheit, die diese Gestalten baute, diese Gedanken reihte, am ausdrücklichsten bezeugt. Hier und damals wurde ganz offenbar, wie zwiespältig Glauben ist: Unterwerfung ist er freilich unter den Gott, aber zugleich eines der kühnsten Gebilde, eine der schöpferischsten Taten

des Geistes der Menschheit, insofern er alle diese großen Götter- und Gottesgestalten und das hohe Gebäude der um sie gesponnenen Lehrvorstellungen schuf.

Auch kann man nicht sagen, daß die Haltung des Zeitalters, das zum erstenmal zum mindesten in seiner geistig führenden Schicht sich von dem Gottesgedanken und den Jenseitsvorstellungen endgültig abwendete — die des unseren — eine auffällig stolze gewesen sei. Der Materialismus hat mit einer plebejischen, man wird sagen dürfen, mit einer proletarischen Plattheit seinen Einzug in das geistige Leben des Jahrhunderts gehalten: und nicht wenige seiner heutigen monistischen Einkleidungen haben dieses Gepräge nicht verleugnet. Dies ist der höchste Ruhmestitel in dem Kranz der Ehren, der Friedrich Nietzsches Namen schmückt, daß er zum erstenmal dem Weltbewußtsein, das den Menschen, nicht den Gott zur Daseinsmitte macht, Feier, Würde, Ernst, Höhe gegeben hat. Wir Heutigen, das heißt wir, die wir einer Zukunft zustreben, die nicht mehr ganz seine Zukunft ist, können sein Leiden an dem Zerwürfnis mit dem Christentum so wenig teilen, wie sein furchtbares und oft so blind und auch so ungehalten und unbeherrscht losstürmendes Zürnen gegen den Glauben unserer Väter, unserer Ahnen. Aber ganz teilhaftig möchten wir uns des Erbes machen, das seine Lehre hinterließ: der Gebärde, die auch dem Wandel der Nichtgläubigen Adel und Würde leiht.

Der Verzicht auf die Vorstellung der Unsterblichkeit, birgt neben vielen anderen geringeren Werten auch diesen höchsten, daß alle Lichter des Bildes, das Welt und Leben uns zuwerfen, höher, heller, freudiger, alle Linien entschiedener, zackiger, leidenschaftlicher werden, wenn wir dieses Geschenk als ein einmaliges, kurzes, nicht verlängertes, nicht wiederholtes anschauen, auch nicht als eines, das einer Aufhöhung fähig und bedürftig wäre. Selbst Nietzsches Beredsamkeit hat den Gedanken seiner ewigen Wiederkehr nicht zu einer unser Leben bedingenden und bestimmenden Stärke emportreiben können. Wohl verzichtet er auf das aus der Kindheit der Menschheit stammende Mittel einer Auffärbung und Steigerung des anderen Lebens, er läßt es bewenden bei dem strengen und starren Gesetz der Wieder-

holung. Aber auch darin finde ich, ist noch ein Rest der alten Sehnsucht nach mehr Leben, die, an sich ein schöner und starker Besitz unserer Seele, doch uns um ein höheres Gut bringt: um die unbedingte Hingabe an das Maß von Dasein und Freude, das uns der Lauf des Weltgeschehens hat schenken wollen. Wenn uns, wie allen früheren allen späteren Wiederholungen von uns, wie Nietzsche selbst behauptet, jede Erinnerung an unsere früheren, schon gelebten Leben abgeht, so ist nicht abzusehen, von welchem Belang diese ganze Vorstellung ist. Der Gedanke an unsere zukünftigen Leben wird schwerlich, wie Nietzsche hofft, an unser Handeln stärkere Gewichte hängen, als die drängende Lust, das würgende Leid des gegenwärtigen Lebens oder als die Hoffnung, durch das Tun unseres Heute all' unser zukünftiges Werden und Wachsen zu steigern und zu stärken.

Diese beiden aber, Lust und Leid, sollen ganz unsere Herrscher sein; je voller ihr Königtum ist, desto tiefer wird es uns beseligen. Und so laßt uns damit Ernst machen, daß wir ihren Willen üben und vollstrecken. Alles Genießen wollen wir schlürfen, es in feinen Schalen sorgsam und fast ehrfürchtig vor uns hertragend. Die stillsten und ruhevollsten Geschenke des Lebens wollen wir am andächtigsten empfangen, sie am peinlichsten schützen vor dem Toben und Stürmen unserer lauteren und sehr oft nicht edleren Begehrungen. Man muß schon feinen Herzens sein, um nur die stille Sprache der Kieferstämme an einem märkischen Waldsee und das Spiel der abendlichen Sonne auf ihrer vielfarbigen Rinde ganz aufzusaugen. Die Diner- und Kaffeehauskultur unserer großen Städte läßt diese und die ihnen an Zärte gleichen Töne des Lebens ganz verstummen: wir verstümmeln aber unsere zartesten Werkzeuge, wenn wir uns unvermögend werden lassen sie aufzunehmen oder den Frieden langer stiller Wochen in Freundschaft und Zweisamkeit, das noch stillere Walten einer Frau, das um recht gekostet zu werden, Jahre, Jahrzehnte, ein Leben von uns verlangt. Dies heißt das Leben heilig halten.

Und wir sollen die Stunde ehren: denn nur wer sie pflegt, wird der Tage, der Monde, der Jahre teilhaftig. Man muß jede gesellige Zusammenkunft mit mehreren oder gar jede Zwiesprache mit

Sorgfalt richten und rüsten, daß sie zu ihrem Werte komme. Über dies Einzelne des Lebens überhaupt unter dem Gesichtspunkt ernster Regelung zu reden, mag vielen unnütz, ja abgeschmackt erscheinen. In Wahrheit aber ist eben diese Nichtachtung ein Zeichen fehlerhafter Beschaffenheit des Lebenssinnes: denn uns ist kein teureres Gut geschenkt als die Zeit und der köstlichste Schlendrian unseres Müßigganges ist noch des Schutzes bedürftig vor ungeladenen Besuchern oder überflüssigen geschäftlichen Störungen. Allmählich haben wir uns gewöhnt, die Zeiten unserer Arbeit zu hüten und zu umschirmen. Aber die wenigsten wissen die gleiche Sorgfalt für ihre Feier- und Feststunden aufzubringen, da sie ihnen im Grunde noch nötiger ist. Man überläßt dem Zufall oder der Zudringlichkeit von halb oder ganz unerwünschten Gästen, daß die köstlichste Mischung von Menschen oder von Stimmungen zerstört wird. Man weiß nicht, daß es Menschen gibt — vielleicht ganz treffliche, oder uns durch irgendwelche Notwendigkeiten des Blutes oder des Lebens nahe verbundene — die nur in ein Zimmer hineinzublicken brauchen, um einem ganzen Kreise alle guten Geister feiner und tiefer Geselligkeit zu vertreiben und die mit einem Satz den Zauber einer Stunde in Grund und Boden treten können. Eine Geselligkeit, die solche Störungen mit Bedacht hintanhält, und die ferner die grobe Sünde des Zusammenladens von Unverbundenen und Unverbindbaren meidet, verhält sich zu der heut gang und gäben, die von der nicht einmal schönen Selbsttäuschung ausgeht, daß ein Haus grundsätzlich jedem Mann, der einen Frack mit Anstand zu tragen weiß und seine Karte abgegeben hat, offen stehen soll, wie ein erlesenes Mahl zu den Träbern, die man in einen Schweinetrog zusammenzuschütten pflegt.

Unser Bürgertum hat hierin, ohne sich Rechenschaft davon zu geben, die Formen der höfischen Geselligkeit, die heute noch den Stempel ihrer Ursprungszeit, des achtzehnten Jahrhunderts, an sich tragen, nachgeahmt, ohne doch deren gesellige Zucht und gesellige Gleichgeartetheit nachahmen zu können. Man betrachte doch nur das Durchschnittsmahl dieser, unserer Kreise: die Unterhaltung der wie Galeerensklaven durch ihren Tischplatz zusammengezwungenen

Paare, die peinlich unglückliche Scheidung der Geschlechter nach dem Essen, das ratlos gelangweilte Umherstehen der älteren Männer, die sich nach ihrem Schreibtisch sehnen, die gequälte Unterhaltung der Frauen, die sich weder etwas zu sagen wissen noch wünschen: ein Zerr- und Spottbild auf alle frohe, alle gute Geselligkeit. Jedes Zusammensein zweier Studenten auf ihrer Kammer, die mit roten Köpfen und glühenden Augen noch diesen Abend alle tiefsten Fragen irdischen Seins zu lösen trachten, jede fröhliche Albernheit einer Stube voll lachender Backfische hat mehr Lebenswerte als diese halb gespreizte, halb formlose Langeweile.

Und wer mir spöttisch erklären möchte, daß solche Nichtigkeiten nicht der Rede wert seien, daß es töricht sei, von ihnen als von Gegenständen einer Umwälzung der Lebensgesinnung zu sprechen: dem will ich erwidern, daß der heutige deutsche Mensch wahrlich seiner Arbeit ernst und eifrig genug nachgeht, während er die Kunst froh zu sein, Feste zu feiern, und vielleicht wird man sagen dürfen, zu leben, wahrlich nicht besitzt — schöne Ausnahmen vorbehalten.

Zuletzt ist es nur ein allgemeines Gebot des Lebens, unter das freie Geselligkeit und Feste gezogen sind: jedes Ding, das wir tun, so gewichtig und hingegeben und das heißt so stark zu tun, als nur irgend unserer Kraft verliehen ist. Die Schönheit wie die Kunst, und fast möchte man sagen auch die Klugheit und die Leidenschaft jedes Geschehens unter Menschen hängt nur davon ab, daß es stark getan, voll geendet, ganz geründet wird. Die Bewegungen eines Rassehundes unterscheiden sich von denen eines Dorfköters in jeder Minute, jeder Sekunde dadurch, daß sie ganz das sind, was sie sein wollen: ein edler Dachshund lebt in der leisesten Kopfbewegung. Und ein Fürst, dessen Gebärde wahrhaft fürstlich ist, schaut ihn an: er ist ein anderer als alle anderen in einem Saal, der zweitausend Menschen faßt, nur durch die Weise, wie er durch den Raum schreitet, wie er auf seinem Sitze sich niederläßt. Und nur die Pöbelinstinkte der Menschen, leider auch der Gebildeten, unseres Zeitalters wissen davon nichts, weil ihnen Auge und Maß für dergleichen letzte Abschattungen von Schritt und Haltung verloren gegangen sind.

Und das Köstliche ist, daß diese Aristokratie des Ganztuns an keine Schranke des Standes oder der Vermögensschicht gebunden ist. Der mit dem Körper schwer Arbeitende besitzt diese adelnde Schönheit in dem wiegenden Schrittmaß seines lastenden, halb lässigen, halb beladenen Ganges. Schaut ihn an, den Knecht, der hinter dem Pfluge geht und der wahrlich in der tierisch-starken Kraft seiner Glieder nicht häßlicher ist, als die dampfende Erde des Ackers, dessen Schollen er bricht, oder die stämmige Schwere der Bewegungen des Stieres, der ihm seinen Pflug zieht. Die Holzbauern droben im bairischen Wald oder in den Alpen haben noch, wenn sie siebenzig Jahre zählen, die grade Haltung und den schlanken Wuchs der Edeltannen, die ihre Hand zu fällen gewohnt ist. Der Wahn der gleichmacherischen Gedanken unseres Sozialismus und unserer Demokratie läßt sich hier schon durch Auge und Kunstsinn ablehnen: sie wischen alle Kanten der Eigenwüchsigkeit unserer Stände fort, sie saugen allen Saft der Herbheit ihrer Sonderart aus und setzen an die Stelle eines rechten Bauern, eines rechten Handwerkers das Bild des heutigen Stadtproletariers, die verwaschenste und charakterloseste Gestalt unserer verwaschenen und charakterlosen Zeit — eine Gestalt, die wie der klägliche Hausrat, das elende Zeitungsdeutsch, das sie gegen alte Kraft und alten Saft eingetauscht hat, eine Nachahmung des heutigen, wahrlich auch nicht etwa kantigen und konturenreichen Gebildeten in der Abschwächung eines dritten oder vierten Aufgusses darstellt.

Drei Regeln. Die zweite: am eigenen Ich zu bauen

Der Wille des Lebens an uns ist, daß wir, was uns zu tun, zu leiden, zu genießen beschieden ist, so feurig, so stark, so farbig, so gesteigert und doch so bemessen, so bezwungen tun, leiden, genießen, wie unserer Kraft nur immer verliehen sein mag. Alles andere ist im Grunde hiergegen von dem Range zweiter Wichtigkeit.

Und damit dies wahr werde, legt das hohe, das heilige Leben uns ein zweites Gebot auf: es ist dieses, an unserem Ich zu bauen. Alle

unsere Sittlichkeiten insonderheit die von den Glaubenslehren ihrer Gottesverehrung eingebundenen, sprechen fast immer nur von den Pflichten des Ichs gegen die Anderen, fast nie von denen, die ihm gegen sein eigenes Sein und Wachsen auferlegt sind. Und dennoch bedürfte es, weniger der groben starken Gebote, die in der Regel mit viel zu weit gesponnenem Netzwerk das feine Wirrsal der Fälle und Möglichkeiten des Lebens einzufangen trachten, als einer Fülle von einzelnen Ratschlägen und Wegweisungen für die Selbsterziehung.

In Wahrheit ist ja das Leben unserer Arbeit, unserer Berufe, soweit sie wirkliche Freiheit besitzen, voll von Lehren und Anweisungen dieser Art: jede Technik einer Kunst, jede Methode einer Wissenschaft will die Kraft mehren und nicht das Wissen und ist deshalb imstande, den der sie erwirbt zu befähigen, fortzufahren auf der Bahn seiner eigenen Erziehung — es sei denn, daß sie, wie freilich oft genug geschieht, ihre Regeln in starrer Mechanisierung erstarren läßt. Aber der gleichen Wohltat erfreuen sich die anderen fester gebundenen Berufs- und Tätigkeitszweige durchaus nicht: da sie ja die Menschen zu Rädern in ihren großen Uhr- und Triebwerken formen wollen, so erziehen sie sie wohl für diesen Zweck ganz meisterlich, aber die Selbsterziehung fördern sie allenfalls nur soweit als sie ebenfalls für diesen Zweck dienlich ist, im übrigen aber lähmen sie sie durch den Geist ihrer Gleichförmigkeit, ihrer Paragraphentausende, ihrer Prüfungen. Drille ich einen Menschen in seiner Jugend auf nichts anderes als eine Prüfung — eine Weise, die wohl die härteste und widerwärtigste Form der Erziehung darstellt — so nehme ich ihm damit schon die beste Kraft, in irgendeinem Sinn, frei und schöpferisch sein Werk zu richten und seine Stärke zu mehren. Er ist schon ein wenig innerlich, seelisch und geistig zum Krüppel gemacht; einige Werkzeuge in ihm sind besonders stark ausgebildet, während andere zurückgeblieben sind: alle nämlich die zu freiem Tun, eigenem Wollen führen.

Hat man denn noch nicht eine Beobachtung gemacht, die so tief niederschlagend ist und die doch in allen Beamten- und beamtenhaften Berufen der Gebildeten mit Händen zu greifen ist: daß die Lebenskurve so vieler in dieser Schicht, die doch die große Heerschaar unseres

Adels der Leistenden darstellen soll, mit dem Fortschritt ihres Lebensalters nicht steigt, sondern sinkt. So oft sind Beamte, Richter, Lehrer, aber auch Ärzte, Anwälte, auf dem höchsten Punkt ihrer Kräftelinie, im Besitz ihrer letzten Biegsamkeit und ihres glühendsten Feuers, wenn sie die hohen Schulen besuchen. Dann stehen sie in Blüte und prangen in allen Hoffnungen ihres Lebens: das ist eine große Schönheit, sie gibt uns Hochschullehrern den besten Lohn unseres Mühens: es ist etwas Köstliches von diesem wallenden Meer von Glut, Jugend und Hoffnung getragen zu sein. Und dennoch ist es nicht recht so: gar nicht soll der gesunde starke Mensch mit zwanzig Jahren auf dem Scheitelpunkt seiner Bahn stehen. Wie peinlich ist doch die jetzige Stufenleiter, in der das Examen, das Amt und leider oft genug auch die Heirat wie stetig abwärts führende Staffeln sich darstellen. Staffeln zu dem, was das Studentenlied sicher in einem lustig falschen Sinne, aber nicht in unrichtiger Grundmeinung Philisterium nennt: zu Pedanterie, Verknöcherung, Unbiegsamkeit. Und selbst wenn der Student Philister den nennt, der nicht ganze Nächte mehr durchschwärmt, so hat er nicht ganz unrecht: die Kunst Feste zu feiern, geht den „alten" Herren von dreißig oder vierzig Jahren oft genug gänzlich verloren. Und wer die starke blühende Jugend hier, die allzu starren reifen Männer dort, die aber doch wahrlich noch nicht Greise sind, vergleicht und darüber grübelt, worin diese Veränderung zum Übleren eigentlich bestehe, der findet wohl, der ganze Mangel der Älteren sei, daß sie den Urbildern ihres eigenen Ichs von ehemals gegenüber an Persönlichkeitswerten verloren haben, daß sie ihnen so viel an Biegsamkeit und Freudefähigkeit nachgeben.

Aber warum ist dies alles so: warum müssen so oft Amtsrichter, Geistliche vom Lande säuerlich und trübe dreinschauen, als hätten sie ihr Leben verfehlt, da sie beide doch ein herrliches Amt versehen: Hunderten und Tausenden von Menschen Lenker und Richtweiser des Lebens zu sein. Die großen Ordnungen und Verfassungen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens sind dafür gewiß am nachdrücklichsten verantwortlich zu machen, denn ihre Mechanisierungen lähmen Schwung und Flugkraft des Einzelnen am schwersten. Aber ehe in ihnen ein

Wandel eintritt, sollte der Einzelne selbst sich um Recht und Schutz seines Ichs mühen. Er wird es am ehesten ja allein vermögen, da seine Vorzüge wie seine Mängel wenigstens das eine gemein haben: ihm eigentümlich zu sein. Er allein kann wissen oder noch besser fühlen, wohin die Zweige seines Wesens zu wachsen trachten. Und der Richtung dieses Wachsenwollens nachgehen, nachgeben, sofern diese Richtung ein Stärker-, ein Mehrwerden verträgt, das und nur das heißt: am eigenen Ich bauen!

Ein Gewirr von Gegenwirkungen setzt die Außenwelt jedem solchen Beginnen entgegen: die einebnenden, gleichmacherischen Mächte der großen Überlieferungen, der großen Übereinkünfte, der großen Gemeinschaften trachten von allen Seiten her alles Eigenwerden, Eigenwachsen, Eigenreifen zu verhindern. Gegen sie sollte der Einzelne sich einsetzen, sich ihrer erwehren, sie, soweit sein Ich, sein kostbarstes Gut, in Betracht kommt, überwinden. Aber — und auf dieses Aber kommt unermeßlich viel an — er darf solchen Kampf nur dann beginnen, wenn er sein Ich die viel schärferen Prüfungen, die er ihm selbst aufzuerlegen verpflichtet ist, hat bestehen sehen.

Zwei Zwiewege, zwei Zwiespälte gibt es vor anderen, vor die ihn das Leben, vor die ihn sein eigenes Wünschen und Begehren führt: der eine ist die Entscheidung darüber, ob er den Wirkenden, den Gebenden, oder den Genießenden, den Nehmenden zugehören will, der andere die Abwägung, ob im ganzen oder im einzelnen sein Eigenbesitz, sei er erst geplant, gewollt, erstrebt, sei er schon errungen in Wahrheit ein Wachsen- ein Reicherwerden für sein Ich bedeutet, das heißt ein Mehr im Vergleich mit den Übereinkünften ringsum, das heißt ein größeres Gut, als irgendeines der Gemein-, der Gesamtbesitztümer der ihn umfassenden Einungen — der Stände, der Klassen, Schichten, Familien — oder, wichtiger, als die Losung eines Stärkeren, eines Stärksten, dem zu begegnen er das Glück hat. Zu einem Teil schneiden sich die Kreise von Lebensbegriffen und Lebenstatsachen, die hier unter den zwei Gegensatzpaaren umschrieben wurden. Der Wirkende wird eher ein Recht haben ein Eigener zu sein als der Genießende — aber dies sei ferne, die beiden Entgegengesetztheiten in

eine umzuschmelzen. Man kann als Wirkender wie als Genießender schaffen oder nachahmen; ein Eigener oder ein Folger sein. Der Wirkende, der als Eigener wirkt, ist der Schöpferische, aber auch der Genießende, der sein Ich zu neuer Form gestaltet, schafft.

Ich weiß wohl, es wäre leicht, alle diese Zweifel und Fragen nach dem Wohl der Gesamtheit, nach dem Heil des Anderen, nicht des Ich zu richten und zu entscheiden. Gerade dies aber soll hier nicht geschehen, vielleicht damit um so leichter aufgezeigt werden kann, wie eine Sittenlehre, die vom Ich ausgeht unter Umständen strengere und härtere Anforderungen zu stellen hat, als die altruistischen, insbesondere die altruistisch-religiösen, in denen so oft der Kern eines recht handgreiflichen Eudämonismus dicht unter der verbergenden Decke angeblicher Entsagungen gelagert ist.

Der zweite Zwiespalt sei zuerst erörtert: der Einzelne muß prüfen, ob er ein Recht habe, ein Eigener zu sein. Prüfen, das will etwas anderes, etwas Klügeres sagen, als die öffentlichen Prüfungen, denn das bedeutet: tasten, versuchen, auch wagen, aber mit dem schärfsten Augenmerk darauf, ob das Recht, das ist die Kraft für solches Wagnis zulange. Man wird als Regel aussprechen dürfen, daß derjenige, der auch nur im mindesten irre ist an solchem Recht auf Ausbildung einer eigenen Leistens- oder Lebensform — länger wenigstens als in den Stunden oder Tagen oder Monaten der Trübsal und Verdunkelung, die den feinsten Seelen am wenigsten erspart sind — daß er verzichten soll auf Recht und Wagnis. Er wird sich — und nebenher der Gesamtheit — weit besser dienen, wenn er sich dem Vorbild einer bestehenden, besser noch einer werdenden Übereinkunft, besser noch dem Muster eines starken Führenden, dem zu folgen seiner Seele wohl macht, gänzlich aufschließt und hingibt. Denn alle wahre Stärke schreit so laut im Zwinger ihres Ichs, wie ein gefesseltes Tier, nach Freiheit und Betätigung. Und es entsteht nichts Großes oder nur Wohlgeschaffenes auf Erden, es sei denn unter der Hand Eines, der etwas größer, etwas reicher ist, als sein Werk. Nur aus dem Überfluß der Quelle kann der Leben spendende Bach sich ergießen.

Alle Selbsterziehung, die Ernst macht mit ihrem Werke — die

Glücklichen, denen zu schaffen und zu leben, wie ihnen gedeihlich ist, die aus dem Grunde der Seele dringende Stimme ohne irgend welche Martern und Zweifel befiehlt, bedürfen solcher Regeln nicht — wird in diesem Betracht eine Fülle von inneren Kämpfen auszukämpfen haben. Und auch dann soll der Sieg des Ichs vor dem eigenen Richterstuhl nicht entschieden sein, wenn es laut genug nach Eigentum und Eigensein ruft und entschlossen genug Anläufe macht. Die letzte und entscheidende Probe auf die Echtheit und die Zukunft eines Schaffens oder eines Seins ist die Beständigkeit ihres Strebens. Der sei gewarnt vor allem Anspruch auf Herren- und Führertum, der in den Anfängen seiner Bahn gestern Maler, heut Landwirt, morgen Bildhauer und übermorgen Arzt sein will. Wohl muß den Jüngsten, die noch lernen, verstattet sein, eine Weile zu wählen, zu versuchen und zu schwanken, aber wer bei einiger Freiheit von äußerem Zwang auch dann noch unsicher ist über sein Ziel, wer mit Feuereifer ein Werk zu beginnen und nach wenigen Wochen über ihm zu erkalten pflegt, der soll sich selbst das Urteil sprechen und sich in eine Bahn weisen, auf der ihm sein Leben lang durch Amt oder Führer vorgeschrieben wird, was er zu leisten, wie er zu leben hat.

Genießende des Lebens nenne ich diejenigen, denen das Sein ihres Ich mehr wert ist als das Werk ihres Ich. Der Unterschied zwischen beiden Grundgestimmtheiten des Einzelichs ist der tiefste zwischen Lebensrichtungen, von dem ich weiß. Wollte man ihn auf den Gegensatz zwischen Ichliebe und Andernliebe, Nächstenliebe, zwischen Egoismus und Altruismus zurückschrauben, würde alles krumm und schief: der Schaffende, der sein Werk liebt, kann im Grundgefüge seiner Seele durchaus Egoist sein, der Genießende kann seinen vornehmsten Genuß im Ausströmen von Liebe, in letzter Hingabe finden. Dabei aber kommt die Wirkung des Ersten in vollem Umfange der Welt, dem Außer-Ich zugute, während die Beweggründe für das Handeln des Zweiten ganz und gar auf sein Ich zurückweisen. Wie mannigfach diese Gewebe der Seele und des Handelns ineinander verflochten sind, soll viel eingängiger an einem andern Ort und Tag dargelegt werden: sie sind viel zu zusammengesetzt, als daß von ihrem Mit- und Gegeneinan-

derwirken im Vorübergehen ein zureichendes Bild gegeben werden könnte.

Der Genießende stellt sich in der niederen Ebene des Lebens, in etwas subalterner Ausfertigung als derjenige dar, der Wirken, Amt, Beruf nur als Mittel nutzt, um ein nach seinem Sinn erfreuliches Dasein zu führen. Wir anderen, denen schließlich weit eher das Leben zu einem Werkzeug wird, um Amt und Arbeit zu versehen, pflegen nicht eben mit wohlwollenden Augen auf die Genießerischen zu sehen. Aber von einem gehöhten Standpunkt der genießenden Ausformung des Lebens aus, möchte eher uns mit manchem Recht ein Vorwurf gemacht werden. Von ihm aus gesehen, möchten gerade wir Arbeitenden als die nicht Geründeten, als die Unvollkommenen des Lebens anzusehen sein. Alle Mängel der Mechanisierung der Seele in unserer Zeit lassen sich zu einem großen Teil darauf zurückführen, daß unser Volk zwar in wirtschaftlichem Sinne zu arbeiten, zu erwerben versteht, aber das höhere Gut, der Menschen- und Persönlichkeitsausbildung völlig ungemehrt, fast unverwaltet läßt. Es ist vermutlich die Aufgabe eines ganzen Zeitalters, diesen Gegensatz zum Austrag zu bringen und es wird der Pendel zunächst nach der anderen Richtung ausschlagen müssen: es werden die Augen derer, bei denen Wert und Adel ist, eine Zeitlang vom Tun fort, zum Sein hingelenkt werden müssen. Niemals aber wird das Verhältnis sich gänzlich verkehren dürfen oder auch nur verkehren können: immer wird bei den Menschen des wirkenden Schaffens die Führerschaft und das Vorrecht der Leitung bleiben. Denn Führerschaft ist Tat, nicht Genuß. Die stärkste Macht des Lenkens aber mag von dem Wirkenden fließen, dem Eigenheit nicht allein eigenes Schaffen, sondern auch eigenes Sein bedeutet. Der beste Lenker soll ein volles Rund von Tat und Gestalt bedeuten.

Drei Regeln. Die dritte: am Anderen zu bauen

Den Sittenlehren der christlichen Glaubensgemeinschaften ist ein seltsamer Zug des Verneinens schon in der Form ihrer Regeln stark aufgeprägt: sie wissen eher von hundert Verboten, als von einem Ge-

bote zu sprechen. Sie ziehen wohl auch das Ich als Gegenstand der Sittlichkeit in Betracht, aber es geschieht ebenfalls mehr in dem Sinn als müßten sie es schützen, als müßten sie seinem Inhaber verbieten es als den Tempel Gottes, der es sein soll, zu beschädigen. Schon diese Bezeichnung läßt erkennen, wie wenig es der ursprünglichen christlichen Sittenlehre auf den Menschen selbst ankommt: das Ich soll nicht eigentlich gepflegt und gefördert, sondern behütet und geschützt werden, und nicht um seiner selbst willen, sondern nur damit das höchste Wesen an ihm einen neuen Diener und Verehrer gewinne. Und so auch verhält sie sich da, wo sie das Gebot ausspricht, an dem ihr bei weitem am meisten gelegen ist, das Gebot der Nächstenliebe. Sie erklärt wohl: du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst, aber das altjüdische Sittengesetz, das sie erneuert, spricht mit einer Ausnahme nur Verbote aus: es trachtet nach nichts so sehr, wie den Anderen vor Übergriffen und Schädigungen durch das Ich zu schützen. Man wird dies auf die Rauhheit des Zeitalters ihrer Entstehung zurückführen wollen — für die altjüdische Vorschrift mit Recht, nicht aber für die christliche Erneuerung. Für sie muß ein Grundzug ihres innersten Wesens bestimmend sein, der sie niemals ja zu sagen hieß und der sie immer viel eher zu strengem Sichversagen und zu duldendem Mitleid aufrief, als zu irgendeinem erdfrohen Tun.

Wir, die wir von Leben und Menschentum kommen, werden in entgegengesetzter Richtung schließen und folgern. Wir werden immer zuerst die Ichliebe als die Kraft aufrufen, die das Ich nährt: vorzüglich weil hier der Förderer und der Geförderte eines sind, weil die Sache der Menschheit dann am unmittelbarsten zu betreiben ist, wenn sie als die Sache jedes Einzelmenschen von diesem selben Einzelmenschen geführt wird. Und erst wenn uns die Glut des Lebens rot genug zu glühen, der Bau des Ichs durch das Ich hoch genug getürmt erscheint, werden wir das Ich in den Dienst des Anderen zu stellen trachten, aber auch dann das Ich weit eher aufrufen, dem Anderen die freudige Tat, als das zehrende Leid zuzuwenden.

So also sei das dritte Gebot für den Einzelnen: am Anderen zu bauen, wenn er dazu Kraft und Sendung in sich fühlt. Für den

Schaffenden und noch für den schlichten Wirkenden ist dies zum größeren Teil ein überflüssiges Gesetz: eine Forderung, die von ihm das Gleiche zum Wohle des Anderen zu tun verlangt, was ihn — weit feuriger und erfolgreicher seine Ichliebe für sein eigenes, recht verstandenes Wohl zu tun heißt. Denn es gibt kein ersinnliches Schaffen oder auch nur Wirken des Ich, des Einzelnen das nicht, sei es gewollt, sei es ungewollt, dem Anderen und der Gattung diente. Und viele Weisen des Schaffens und des Wirkens haben schlechthin ein Bauen am Anderen zum Ziel: jeder Forscher will dem Anderen schärfere Augen für die Wahrheit, jeder Künstler ihm schärfere Augen für die Schönheit leihen. Jeder Diener des Glaubens — er mag heut das älteste Christentum oder das neueste Heidentum ausbreiten und pflegen wollen — trachtet vollends nach nichts sonst als nach Ausformung eines geforderten Menschenbildes am Anderen.

Sie sind dennoch nicht eigentlich gemeint, wenn die Forderung am Anderen zu bauen an das Ich schlechthin, also an jeden Einzelnen ergeht: aber sie können dem weiten und doch wieder engen Bezirk des Lebens, den sie umspannen will, zu Vorbild und Muster dienen: demjenigen Verhalten des Ich zum Anderen, in das es die tausend Fäden innigster und feinster gesellschaftlicher Beziehungen verstricken, derer die sich an Liebe und Freundschaft, Familie und Geselligkeit knüpfen. Auch in ihm sind wir, wir mögen wollen oder nicht, an sich schon Erzieher. Erziehung in dem weiten und feinen Sinne verstanden, den Rudolf Pannwitz ihm beigelegt hat. Wir wirken ändernd — jetzt mindernd, jetzt mehrend, dann zerstörend, dann bauend — fort und fort auf alle ein, denen unser Schritt und sei es noch so flüchtig begegnet. Noch dem hastig an uns Vorübereilenden auf den Straßen kann unser Tun ein Vorbild oder ein Abscheu, ein Schaden oder ein Nutzen, immer aber ein Ding sein, das nicht in sein Leben nur, nein tiefer, in sein Wesen eingreift, indem es ihn werden macht. Und wenn diese Bande sich enger um uns schnüren, wenn sie den Einzelnen mit einem einzigen anderen Einzelnen in der Freundschaft, in der Ehe verbinden, wenn sie den Bruder der Schwester, das Kind den Eltern gesellen, dann wird dies unabsichtliche zum absichtlichen Werden-Machen und Seins-

Ändern und steigert sich in dem Verhältnis der Mutter, des Vaters zum Sohn, zur Tochter zur natürlichsten und stärksten Form alles Erziehens, alles bauenden Einwirkens auf den Anderen überhaupt.

Unsere Zeit trachtet mit auffälliger Hast und mit der ihr eigentümlichen subalternen Betriebsamkeit darnach, diese Art schlechthin nicht-öffentlicher, schlechthin privater Bewirkung einzuschränken zugunsten von halb-öffentlichen Formen der Beeinflussung und Umformung und hat dafür eines ihrer charakteristischsten Gebilde, den Verein, geschaffen. Nicht zum Glück, weder der Förderer, noch der Geförderten, denn der Verein ist heute eine der fruchtbarsten und darum furchtbarsten Brutstätten der mechanisierenden Verödung des Lebens, und dies vornehmlich deshalb, weil er alle lahmen Untugenden der Genossenschaft eigens gut gedeihen läßt. Dem Verein, wo er nicht die lockersten Formen angenommen hat oder wo er nicht die harmlosesten Werke, etwa der Geselligkeit der geistig Einfachen verfolgt, wird man solche Vorrechte durchaus nicht gönnen dürfen, sondern man wird auch dem leichteren Hinüberwirken des Ichs über die nächsten Grenzen seiner Werks- oder Hausgemeinschaft hinaus in jedem Falle die einzige Form wünschen müssen, die wahrhaft Leben ausströmt, weil sie an Leben gebunden ist: die vom Einzelnen auf den Einzelnen übergeht. Und es ist zu hoffen, daß nicht allein das Werk der gesellschaftlichen Fürsorge allmählich — natürlich nur im Laufe von Jahrzehnten — wieder diese Form annimmt, sondern daß auch ganz neue freie Gebilde solcher Bewirkung des Anderen durch das Ich entstehen: etwa im Bezirk der Erziehung. Will sagen, daß einem Vater, der seine Kinder besonders trefflich durch Unterricht oder Erziehung fördert, in freiem Hinüber oder Herüber des Verkehrs auch die Kinder anderer Väter zur Durchbildung anvertraut werden.

Weit und tief genug ist indes auch heut schon die Tragweite aller dieser Hin- und Gegenwirkungen. Auch der Sprödeste und Abgeschlossenste wird unabläßig in ihr Netz verstrickt, sei es als Wirkender, sei es als Bewirkter, und zwar ohne daß er im mindesten dergleichen sucht. Er wird, er mag wollen oder nicht, Macht ausstrahlen und Macht über sich, in sich einströmen lassen müssen. Keinen Starken,

in sich Gerundeten soll die Regel, am Anderen zu bauen, aus dem Kreis, den sein Ich um sich geschrieben hat, bannen dürfen. Sie soll als Losung, als unbedingte Aufforderung zum Aufsuchen solcher Tätigkeit nur denen gelten, die dazu ohnehin Ruf und Vermögen in sich spüren, die ihre eigene an sich ichmäßige, von ihrem Eigenwachstum bedingte Sendung ohnehin dazu treibt. Aber Niemand wird sich ihr auch entziehen können, denn sie will zuerst eine Weisung sein für die Gestaltung von Verhältnissen, Beziehungen und Berührungen, in die wir ausnahmslos und zwangsweise durch die unausweichlichen Ordnungen des Lebens hineingezogen und gestellt sind.

Mit anderen Worten, der Sinn dieser Regel soll in keine Wege das Ich von sich abtrünnig machen oder gar die Schwergewichte seiner Sorge, seines Wirkens von der Wagschale seines eigenen Seins und Wirkens auf die des Heiles der Anderen verlegen, sondern er will nur für das Verhalten des Einzelnen zu den Anderen die Richtung weisen. Er meint nicht: lasse auch nur einen Augenblick dann ab, dein Werk und Wachsen wahrzunehmen um der Anderen willen, sondern er ruft nur dem Einzelnen zu, wo immer dich die Geflechte des Schicksals dem Anderen nahe bringen, da sei auch hier ein Schaffender, Wirkender, nicht ein Verneinender, Verderbender, noch auch nur ein Gleichgültiger, sei auch hier ein Bauender.

Denn was will dies Wort vom Bauen hier? Ersichtlich zuletzt das gleiche wie dort, wo von dem Verhalten des Ich zu sich selbst die Rede ist. Nicht zerstören, nicht stören, sondern wahren, stärken, steigern, und zwar das reichste und wertvollste Gut, das der Andere besitzt, seine Persönlichkeit. Dies will viel, unendlich viel besagen und in der grenzenlosen Ausdehnung ausgesprochen, wie das Christentum sein Gebot der erbarmenden und ein wenig wehleidigen Nächstenliebe ausspricht, müßte diese Regel uns erdrücken, da sie ja im Grunde mehr fordert als die christliche Sittenlehre, die zuerst und zuletzt an den leidenden Anderen und eine in irgendeinem Sinne almosenhafte Hilfe und Unterstützung denkt. Denn ein bauendes Helfen wird ebenso, ja lieber an den Gesunden, Wohlgeschaffenen, als den irgendwie Gequälten, Verdrückten und Krankenden denken: der Gesunden

aber sind weit mehr als der Kranken. Aber keine Welt-, keine Lebenslehre, die vom Ich ausgeht, wird die Folgerung ziehen, die das Christentum seinen Gläubigen auferlegt, daß der Einzelne im selben Maße und Sinne für das Heil des Anderen wirke und sorge, wie für das eigene Selbst — es sei denn, daß er als Erzieher, Lehrer, Leiter, Hirt sein eigen Werk und also auch sein eigen Glück in solches Tun verlege — und noch weniger wird sie die so seltsam unterschiedslose, so radikal gattungsmäßige Forderung des Christentums aufstellen, daß jeder gegen jeden die gleiche Pflicht habe. Sie wird schon dies für ein hohes und schwer erfüllbares Gebot halten, wenn sie dem Ich auferlegt, an den Anderen, die das Leben in die nächste und in eine an sich verpflichtende Nähe von ihm stellt, das Amt helfenden Bauens auszuüben und an jedem Außenstehenden nur, so weit es sein eigenes Wünschen und Vollbringenwollen dazu treibt, das heißt nicht seine Nächsten-, sondern seine schaffenslustige Ichliebe. Und weiter: sie wird niemals die Backenstreich- und Opferliebe des ältesten und heiligsten Christentums von den Ihrigen fordern, sondern weit eher ein Fördern aus Besitz und Überfluß der eigenen Stärke: sie will nicht ein Helfen an Leidenden ausgeübt von Mitleidenden, sondern ein Helfen an Wachsenden ausgeübt von Schenkenden, königlich Reichen, nicht mit der Gebärde des Almosenspendenden und des leidsam Mitjammernden, sondern mit der des frohmütig Verschwendenden. Ich zweifle nicht, daß es tausend beredte Gottesgelehrte in deutschen Landen gibt, von denen jeder einzelne klärlich beweisen würde, daß alles dies auch als Folgerung aus den Geboten des Christentums abzuleiten sei. Aber sie werden dennoch daran nichts ändern, daß eine Denkweise, die in ihren Wurzeln von schenkender und schaffender Mitfreude genährt wird, bis in das letzte kleinste Tun hinein, eine andere ist und anderes wirkt, als eine Anschauungs- und Handlungsform des Lebens, die zuerst und zuletzt von dem Gedanken des Mitleids und des Almosenspendens bewegt und erregt wird — eine andere und wie wir glauben eine stärkere, erdfrohere und deshalb besseres Wachstum, besseres neues Schaffen bei den mit werktätiger Hilfe Bedachten und Betreuten wirkende.

Alles Tun, alles Bauen am Anderen wird, wie seine engste und eigentlichste Form, die Erziehung, bei der Wahl seines Weges vor ein entscheidendes Entweder-Oder gestellt sein. Jeder Starke wird an sich die eine und einzige Neigung haben, das andere nach dem Muster des eigenen Ichs zu formen. Aber eben der Gedanke der Persönlichkeit, der ihm dies eingibt, muß ihn auf das nachdrücklichste daran erinnern, daß auch in dem Anderen eine eigene Wesenheit nicht allein zu schonen, zu pflegen, sondern vielleicht noch zu stärken und erst zu entwickeln ist. Da kann ihm keine andere Regel zur Richtschnur dienen, als die, die für alles werkhafte Bauen am Menschen gilt, für das Bauen, das wir kraft unserer Sendung als die Arbeit unserer Hände und also auch zu Nutz und Freuden unseres eigenen Ichs betreiben. Der Lehrer, der seine Schüler, der Meister, der seine Folger formt — er sei Meister in was immer für einem Hand- oder Geistwerk — wird, wie mich bedrücken will, so verfahren müssen, daß er allerdings, wie keinem Gesunden anders wird zuzumuten sein, alle Gabe, die er weiter reicht, mit seinem Sinn und seinem Sein durchtränkt. Andere Maße, andere Formen des Lebens als die von ihm selbst für recht erkannten wird er nicht überliefern mögen, noch können. Aber was er an dem Zögling, dem Folger wird unantastbar und heilig halten müssen, das ist die Kraft zu eigenem Wachstum selbst. Er wird das Was des Werdens nach dem eigenen Bild formen dürfen und sollen, aber er soll das Wie dieses Werdens nicht brechen oder auch nur biegen dürfen. Recht tut der Bildner und Erbauer von Menschen, der seine Anvertrauten nach seinem Ermessen und nach seines Wesens eigenen Maßen modelt, unrecht der, der ihnen die Kraft des Anders- und des Eigenwerdens nimmt, oder auch nur mindert für die Zeit, da sie Lebensjahre oder Wesensreife mündig machen und von seiner Leitung lossprechen.

Beschluß

Alle die drei Regeln, die hier nur in so weiten und leisen Linien angedeutet wurden, haben nur ein Ziel: die Stärkung des Einzelnen. Er soll das Leben ehren, freilich auch um seines eigenen Heiles

willen, aber ebensosehr, damit er als Teil und Glied der Gattung und so die Gattung selbst tiefer und stärker werde. Er soll — immer — an seinem Ich und — wenn es das Schicksal von ihm fordert — am Ich des Anderen bauen, einmal daß er so sich und sein Werk auswirke, zum zweiten aber, daß das Menschenbild wieder stärkere, herbere und also schönere Züge trage.

Man wird fragen, wie denn ein Anderswerden des Einzelnen, das sich vollzieht in dem engsten Kreise, in den sein Leben gebannt ist, in Haus und Wandel mit seinen Nahen, auf das Bedürfnis unseres Gemeinwesens nach stärkerer Haltung, reicherem Strömen, freierer Ordnung seiner Kräfte einwirken könne, von dem auf diesen Blättern zuvor allein die Rede war. Allein mir scheint, daß schon die Stellung solcher Frage nur aus der seltsam scheideluftigen Spalt- und Bruchstückhaftigkeit des Seins und des Sinnes unserer Zeit hervorgehen kann. Der starke Einzelne, auf dessen Zucht und Stärke alles Heil der öffentlichen Ordnungen zurückgeleitet wurde, ist derselbe und der Gleiche, dessen Wesen und Wachstum im innersten Bezirke diese Regeln schirmen und steigern wollen. Und wie soll seine Macht im Weiteren besser gemehrt werden, als durch die Stärkung seiner Kraft im umschlossenen Reich seines nahen Werdens und Waltens.

Und häufig führen die Strahlen des engeren inneren Kreises ohne Brechung in den äußeren weiteren, dessen Mitte ohnehin mit jenes Mitte sich deckt. Am meisten doch, wo die Zeit ihre beste Stütze, wie sie vermeint, zugleich aber wie mich bedünken will, ihre schlimmste Schwäche offenbart. Die Statistik belehrte uns jüngst, und zuweilen bewirkt auch diese für die Regel etwas mikrobische Kunst der unmerklichen Wahrheiten und der noch unmerklicheren Täuschungen und Überraschungen großen Zuges, daß das steuerbare Vermögen der Preußen im Lauf der letzten sechzehn Jahre und fast zwei Drittel seines bisherigen Umfanges zugenommen habe. Eine Tatsache von ungeheuerer Tragweite nicht allein für die Geschichte der deutschen Wirtschaft, nein, auch der deutschen Seele. Jeder Mann von Erwerbslust und Erwerbskraft wird erklären, welch ein Erfolg: hier ist eine Summe wirtschaftlicher Leistung in fünfzehn Jahren zu Werke gebracht, die einst

vielleicht vier, fünf Jahrhunderte erfordert. Wer von dem Rausch des Goldstroms dieser neununddreißig Milliarden nicht betört wird, wird dennoch zugeben müssen, daß hier das Ergebnis einer außerordentlichen Kräftespannung unseres Volkes sich in eine kurze Ziffer drängt. Aber er wird ebenso stark auch dies aussprechen müssen: daß nicht alle diese Kraft den rechten Weg gegangen ist. Güter erwerben ist gut, Menschen stark und frei leben machen ist besser.

Allzuviel von der Kraft unseres Volkes strömt den Dingen zu, allzuwenig bleibt bei und in den Menschen. Was nützt es, Reichtümer zu häufen, die — zu einem Teil noch dazu falsch verteilt, falsch gehäuft — nur immer wieder sich selbst zu mehren trachten. Dieser Erwerb wird so aus einem Mittel zu einem Zweck. Er wird zu unserem Herrn, da er nie ein anderes als unser Knecht hätte werden dürfen. Die Sache siegt über den Menschen: ein Unpersönliches über die Persönlichkeit. Gewiß, auch die Sache ist nicht tot: sie wird der Inbegriff der Tätigkeiten, der Kräftespannungen, die sich auf ihren Dienst richten, und insofern ein Menschliches, ein Lebendiges. Aber die Lagerung dieser Kräftespannungen kann nicht die rechte sein, noch auch ihr Ziel, ihre Richtung. Ein gut Teil von ihnen müßte, von denen, die sie an den Götzen Erwerb, edler an die Göttin Arbeit verströmen, bewahrt bleiben, dürfte den Kreisrand ihres Ich nicht verlassen, müßte ihnen selbst und der Neigung, Formung, Höhung ihres Menschentums, das ist ihrer Persönlichkeit, müßte ihrem Sein, nicht ihrem Wirken, ihrem Werk dienen.

Und wieder wird man, ich weiß, mich auf die unleugbaren Notwendigkeiten der Entwicklung verweisen, insonderheit auf die achthunderttausend Seelen, richtiger Mägen, um die unsere Volkszahl jährlich zunimmt. Ein edler Zuwachs, den die Menschheit erfährt: manch unedles Blut auf Erden wäre besser durch dieses ersetzt. Aber nur wenn der deutsche Staat Kraft gewönne, diesen Millionen Raum und Land zu verschaffen, wäre der Zuwachs recht angewandt. Verharren wir aber in den alten Schranken, so wird er uns zu Zwang und Greuel, und es ist mißgetan von Grund aus, ihm nicht ein Ende zu setzen.

So reicht auch dieser Grund nicht zu, unser Jagen nach dem strömenden Golde, das überdies dem Schrittmaß unserer Volkszunahme noch weit voranläuft, zu rechtfertigen. Und all' der Zorn edler Eiferer, der sich heute ganz irrigerweise gegen Folgeerscheinungen richtet und etwa das Überwuchern der Technik für alles Unheil verantwortlich machen will, sollte sich richtiger und also auch wirksamer gegen schlimmere Symptome und durch sie gegen den Herd der Krankheit richten. Diese schlimmeren Kennzeichen aber sehe ich in einem Übermaß von Wirtschaftslust, von Erwerbssinn, das uns auf diesen Bahnen vorwärts peitscht. Und auch sie sind, wenn ich klar sehe, — ich möchte meinem Volke und am wenigsten den Männern der erwerbenden Berufe nicht unrecht tun — nicht verursacht durch einen unstillbaren Durst nach Gold, will sagen nach sattem Reichtum. Denn eben die Erfolgreichsten unter unseren Volkswirten sehen wir am rastlosesten vorwärts eilen, es ist ihnen also offenbar nicht um Ruhe, um Genuß, sondern um Wirken und Werkeslust zu tun. So kehrt denn auch hier wieder der Blick im Kreislauf der Betrachtung zum Ausgangspunkt zurück: die Seele hat sich verwerklicht, die Sache ist Herr geworden über das Ich, das Wirken über das Werden, das Tun über das Sein.

Und so gewiß die Flamme der Schaffenslust uns nicht erlöschen soll, so gewiß ist uns not, daß ein Teil unseres Strebens vom Werke fort zu unserm Ich hin, von der Ichauswirkung zur Ichgestaltung sich wenden muß. Und immer von neuem gelangen wir zu dem alten Ziel dieser Betrachtungen, dieser Mahnungen: zu Pflege, Schutz und Stärke des erlesenen Einzelmenschen, zu Dienst an seiner Kraft, seiner Zucht und seiner Freiheit. Unsere Kultur muß entsachlicht, muß verpersönlicht werden; sie muß sich ihres eigentlichen und ursprünglichen Sinnes erinnern und der heißt Pflege, Bau des Menschen, nicht irgendwelcher Güter, nicht der groben, nützlichen, noch auch der feinen geistigen, sondern des höchsten Besitztums, das der Menschheit geschenkt ist, des Menschen selbst.

Wer kann hoffen durch das Wort den Wirbel der Zeiten zu schwichtigen oder gar ihm die Richte zu geben? Nur der es wagt.

Denn alles Reden, Mahnen der Schauenden wäre umsonst, geschähe es nicht in dem Sinne, daß Wort auch Werk bewirken könne.

Wort und Wort sind unterschieden. Nicht ein Vorzug, nein ein Gebresten unserer Gegenwart ist dieses, daß was heute die Losung Starker ist, morgen von den Hurtigen, den Betriebsamen der Feder in schwächlicher und verfälschter Lösung von neuem der Zeit als Heiltrank geboten wird, übermorgen aber brauen die Haltlosen etwa zur Unterhaltung der Zeitungsleser, etwa zur Anpreisung eines ganzen Bücherverlages mit dem soeben Angeeigneten ein Entgegengesetztes aus ihrem älteren Bestande zu einem eklen Gemisch zusammen. Der gewandte Artikel- und Prospektenschreiber dieser Tage vermag noch Nietzsche und Tolstoi in eine Gleichung zu bringen und über beide mit derselben schwammigen Begeisterung zu reden. So kann hier zwischen Wort und Wort nur die Wirkung scheiden und entscheiden: das durch das Wort gewirkte oder doch bewirkte Werk, das Werk der Zukunft, das Werk unserer Hoffnung.

Wer in die Zeit schaut, könnte die Hoffnung wohl verlieren. Man gebärdet sich vor überwallender Barmherzigkeit, als sei alles, was bisher groß galt, ein Nichts gegenüber der Frage, wie die Hunderttausende der Handarbeiter wohnen, essen und sich kleiden. Und man vergißt, daß eben dies Heer der ungezählten Schwachen schon heute und gar erst nach einigen weiteren Jahrzehnten der fürsorgenden Gesetzgebung im Begriff steht, sich aus einer Millionenphalanx von Proletariern, von denen wenigstens ein Teil wirklich in den Grundbestandteilen des Gedeihens bedroht war, in eine ebenso starke und geschlossene Masse von beschränkt, aber gesichert und gemächlich Lebenden zu verwandeln, deren Lebenshaltung etwa der der niederen Beamten gleicht. Und erst wenn die Entwicklung so weit gediehen ist, wird die Gefahr für Geist und Wuchs und Schaffen der Führer recht erkennbar und drohend werden. Ein Sinn von Subalternität und von Mittelmäßigkeit, wie er etwa heute schon die Unterführer der Sozialdemokratie mit grimmem Neid auf die eigenen Parteihäupter schauen läßt, wird diesem Geschlecht den Stempel aufdrücken.

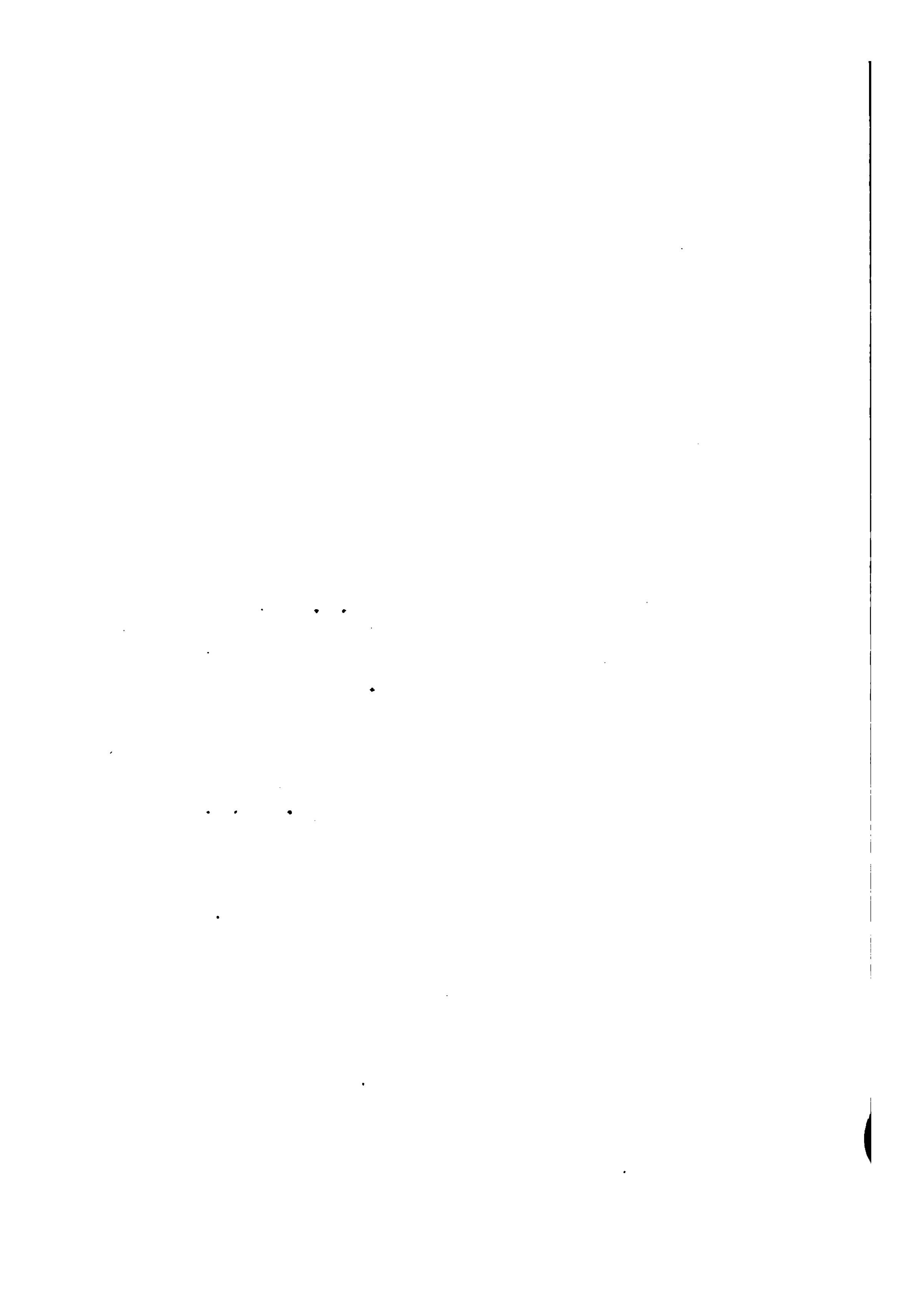
Vielleicht, wahrscheinlich, fast darf man sagen, gewiß wird die

Entscheidung über diese wichtigste aller Fragen, diese wahrhaft soziale Frage in unserem Volke für die Welt ausgetragen werden. Wer sehenden Auges die Länder romanischer Zunge mustert, kommt ohne alle Voreingenommenheit zu dem Ergebnis, daß hier nicht mehr die höchsten Spannungen der Kraft am Werke sind. Unsere Arbeiter möchten vielleicht selbst das Maß ihrer Klagen herabmindern, wüßten sie, daß ihr Gedeihen, ja ihr Behagen schon heut vielfach im gleichen, ja in besserem Stande ist, als in Spanien, in Italien und selbst in Frankreich das des Mittelstands. Und die anderen, die angelsächsischen Germanen; man braucht nur ihres unvergleichlich viel geringeren Anteils am geistigen Schaffen der Menschheit zu gedenken, um zu erkennen, daß Deutschland höheren Anspruch auf Führeramt und Führersendung innerhalb der Menschheit hat. Selbst die Staatskraft der Briten mag noch einmal ihren Meister an unserem Volke finden, das doch erst jetzt zu seinen Jahren kommt, erst jetzt die von einem halben Jahrtausend der Zerrissenheit geschlagenen Wunden heilt. Es möchte sein, daß unsere Adler noch einst weiter über die Erde fliegen, als die Zeichen jenes anderen Roms. Aber dies mindert nicht, nein dies mehrt unsere Pflichten, unsere Verantwortung, die nun noch in einem besonders starken Sinn nicht nur unserem Volkstum, sondern der Menschheit gelten. Auch Adel der Völker verpflichtet.

Das Gelehrtengeschlecht unserer Väter hat sein Recht gehabt und verfochten, da es mit mutigem Sinn dem Raubbau entgegentrat, den irrender und liebeleerer Geist der Führer der Volkswirtschaft von damals mit Menschenkraft und Menschenwohl der Niederen trieb. Aber ihre Forderung ist in Staat und Gesetz und was mehr sagen will in Wirtschaft und Brauch schon fast Regel geworden und wo sie es noch nicht ist, wird sie die Fortarbeit der nächsten Jahrzehnte dazu machen. Aber unser, eines andern Alters, Recht ist es, das reichere Gut des höheren Menschen, das heut bedroht ist, zu verteidigen gegen Masse und Massengeist und gegen die hereindrohende Massenwirtschaft und Massenherrschaft. Daß mit solchem Werke nicht eine Erneuerung der alten, überwundenen, nur im groben und

Erwerbssinn individualistischen Wirtschaftslehre von Adam Smith und seinen Folgern gemeint sei, bedarf kaum eines Wortes der Begründung. Denn eben nicht auf Erwerb, auf Güter und möglichst rasche Vermehrung des Reichtums wie jenen kommt es uns an, sondern auf den Menschen. Wir wollen nicht, daß der genössische Geist und die genossenschaftliche Ordnung den starken Einzelnen lähme und endlich gar verschwinden lasse. Der hier schreibt, fürchtet nicht in die Gefahr des Verdachts zu geraten, als rede er so den Herrschenden zu Lieb, den Beherrschten zu Leid. Sondern er meint, daß das Heil Aller, ausnahmslos Aller, der Starken wie der Schwachen, daran gelegen ist, daß uns rechte Führer, wahre Meister bleiben und daß bei ihnen das Vermögen stark zu herrschen, groß zu schaffen, schön zu sein nicht ersterbe.

Des Führers Amt wird sein in Liebe, in Fürsorge die Anvertrauten zu leiten, der Geführten Sendung aber ist, das eigene Ich und Werk hinzugeben, unter das Ich, in das Werk des Führers, damit das Werk gelinge, der Meister wachse und der Folger mit ihm. Denn es ist nur ein höchstes Gut auf Erden: die Kraft. Und die Kraft wohnt nicht bei den Vielen, bei den Niederen, sondern bei den Wenigen, bei den Hohen, nicht bei der Menge, noch auch nur bei der Genossenschaft, sondern bei dem Einen.



Zur Übersicht

Seite

Verbesserungen

S. 24 Z. 9 v. o. eben st. neben. — S. 41 Z. 1 v. o. lies durch den einen oder anderen. — S. 52 Z. 1 v. u. seiner st. einer. — S. 83 Z. 13 v. o. Es st. Er. — S. 89 Z. 12 v. o. Gesamtheit st. Gemeinde. — S. 123 Z. 8 v. u. der Menschen und der Dinge. — S. 156 Z. 1 v. o. deren st. da, Z. 2 v. o. anklagt st. verklagt.





